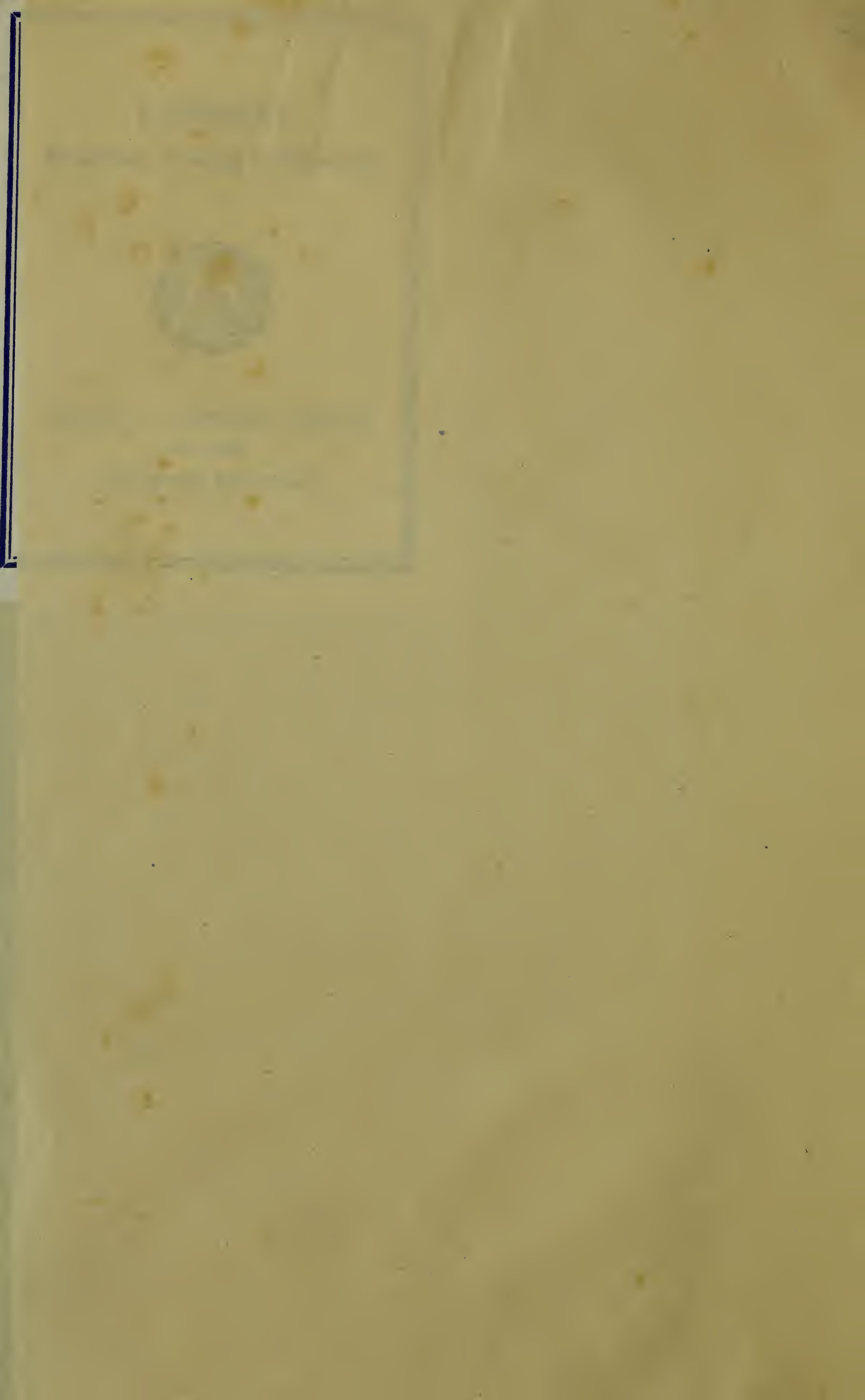
Erzbischof von Faulhaber

Zeitfragen und Zeitaufgaben

Gesammelte Reden



Zeitfragen und Zeitaufgaben





Phot. J. Schröck, Speyer

Vox temporis vox Dei !

† M.

Michael v. Faulhaber
Erzbischof von München

Zeitfragen und Zeitaufgaben

Gesammelte Reden

Vierte und fünfte Auflage

Mit einem Bildnis des Verfassers

Freiburg im Breisgau
Herdersche Verlagshandlung
Berlin, Karlsruhe, Köln, München und Wien

Buchdruckerei der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br. 1919

Inhalt der Sammlung.

Erstes Buch.

Religiöse Zeitstimmen.

Zweites Buch.

Unsere Schulaufgabe im 20. Jahrhundert.

Drittes Buch.

Antwort auf die Frauenfrage.

Viertes Buch.

Bekenntnis zur Kirche.

Erstes Buch.

Religiöse Zeitstimmen.

I. Priester und Volk und unsere Zeit.

Rede vor der 58. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz am 7. August 1911. Diese Tagung stand im Zeichen des großen Mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, dessen Geburtstag sich in diesem Jahre zum hundertstenmal jährte. Daher die vielen Ketteler-Motive in der folgenden Rede. Als Broschüre in 4. Auflage (15.—20. Tausend) im Verlag von Kirchheim & Co. in Mainz erschienen.

Auch die bayrischen Glaubensbrüder wollen den Jubeltag des Mainzer Jahrhundertbischofs Wilhelm Emanuel von Ketteler mitfeiern. Zwei bayrische Bischöfe haben ihm in wegloser Stunde die führende Hand gereicht, Hofstätter und Reisach. Zwei bayrische Heiligtümer haben ihm gastlich die Tore geöffnet, die Hochschule von München und die Gnadenkapelle von Altötting. In Altötting hat er sich endgültig entschlossen, Priester zu werden, und das Stufengebet seines Lebens gesprochen: Introibo ad altare Dei — „Ich will gehen zum Altare Gottes". Und ebendort, wo er das Stufengebet gesprochen, hat er 36 Jahre später seine letzte heilige Messe gelesen und das Ite missa est seines Lebens gebetet. Neben den Domen von Münster und Mainz, wo er zum Priester und Hohenpriester geweiht wurde, bildet also auch die Kapelle von Altötting einen ragenden Markstein auf seinem priesterlichen Lebensweg und einen Höhepunkt in seiner seelischen Entwicklung. Darum lassen Sie auch die Bayern an diesem Ketteler-Katholikentag mitfeiern und dem Weinberg Emanuels den Gruß der Gnadenmutter von Altötting bringen.

Emanuel von Ketteler, sonst so rasch und kurzweg entschlossen, ist in einem sehr langsamen Tempo und auf einem weiten Umweg Priester geworden. In der Tiefe seiner Seele lebte eine starke Sehnsucht nach dem Dienst im Heiligtum, und doch brauchte es lange Jahre seelischer Schwankungen und göttlicher Führungen, bis der wilde Jägersmann der Roten Erde seine liebe Flinte mit dem Stab des guten Hirten vertauschte. Um so tiefer und ausgereifter erfaßte er über dem langen Prüfen innerlich den priesterlichen Beruf, um so fester stellte er fortan sein Leben unter das Motto: „Kein anderes Interesse mehr als das Seelenheil der Menschen und die Linderung ihrer Not", — in seinem priesterlichen Leben ein Gottesmann voll paulinischer Kraft, in seinem seelsorgerlichen Schaffen der Flügelmann der modernen Seelsorge mit dem sozialen Einschlag.

Die Löwensorge des Bischofs, ich meine die Sorge um die Heranbildung eines Klerus, der des Altares würdig und der Zeit gewachsen ist, ließ ihn auf Dreikönig 1852 einen eigenen Hirtenbrief an seinen Klerus schreiben, worin er den Mietlingen, die mehr die Wolle als das Wohl der Herde suchten, mit apostolischem Freimut ins Gewissen redete. Ein zweiter Hirtenbrief, in Stein geschrieben, war die theologische Lehranstalt des Mainzer Seminars und dessen Vorschule, das Studienhaus. Ein dritter menschgewordener Hirtenbrief und Hirtenspiegel priesterlicher Lebensordnung war des Bischofs persönliches Leben und die regen priesterlichen Beziehungen zwischen Hirten und Oberhirten.

So wird auch mein Thema „Priester und Volk und unsere Zeit" uns in der Gedankenwelt dieses Ketteler-Abends festhalten. Das eine Auge auf Ketteler, das andere auf unsere Zeit gerichtet, werden wir in der biblischen Siebenzahl einige brennende Zeitfragen aufgreifen, deren Beantwortung das Volk von heute von seiner Priesterschaft erwartet, und einige Zeitaufgaben, deren Lösung der Priester von heute dem Volke schuldig bleibt.

Die erste Zeitfrage:

Die Frage nach dem Daseinsrecht eines besondern Priesterstandes.

Meine verehrten Herren! Wer den schwarzen Rock nicht trägt, macht sich kaum eine Vorstellung, wieviel mitleidige und haßerfüllte Blicke auf den Bahnhöfen und an öffentlichen Arbeitsplätzen uns Schwarzröcken nachgeschickt werden. Blicke, die uns fragen, wozu denn diese Pfarrer eigentlich auf der Welt herumlaufen; Blicke, die mit einer kleinen Änderung das Horazwort flüstern: Hic niger est, tunc tu, Germane, caveto! — „Das ist ein Schwarzer, Germane, nimm dich in acht!" Es täte manchmal not, wir hielten den ganzen Tag den Hut in der Hand und sagten: „Entschuldigen Sie gütigst, daß ich auch da bin und Eisenbahn fahre." Das ist die erste und häufigste Tagesfrage: Mit welchem Recht bildet der Klerus im Volksganzen eine eigene, noch dazu eine „hochwürdige" Berufsklasse, und kann er auch im 20. Jahrhundert seine Sonderstellung an der Sonne behaupten?

Die Priesterschaft ist die Ehrenlegion des Welterlösers, durch die sakramentale Weihe an der Seele mit dem Siegel des Allerhöchsten bezeichnet und durch die kirchliche Sendung als Gesandter Gottes bevollmächtigt, um in seinem Namen die Wahrheitsgüter und Gnadengüter der Kreuzesreligion zu verwalten und weiterzuleiten. In der silbernen Schale des Ehesakramentes wird der Schöpfersegen aufgefangen und weitergeleitet zur natürlichen Weitergeburt der Menschheit; in der goldenen Schale der Priesterweihe wird der Erlösersegen weitergeleitet zur übernatürlichen Wiedergeburt der Menschheit. Wie der Mensch vom Menschen geboren wird im Reiche der Natur, so soll der Mensch auch vom Menschen wiedergeboren werden im Reiche der Gnade, und die Väter dieser aus dem Geiste wiedergebornen Menschheit sind die Priester als Ausspender der göttlichen Geheimnisse, als Minister Christi.

Der Auftrag des Gottessohnes an die Apostel, die Völker zu lehren und zu taufen, enthält in seiner Kehrseite den Auftrag an

die Völker, von den Aposteln sich belehren und taufen zu lassen. Die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche ist also Wille des Herrn, ist ein urkundlich verbrieftes Gotteswort, nicht eine Erfindung priesterlicher Herrschsucht und klerikalen Größenwahns. Der Auftrag, das Abendmahl zu seinem Andenken zu feiern, wurde einer kleinen auserwählten Schar gegeben, nicht aber zum Fenster des Abendmahlsaals hinaus in die Gassen gerufen. Das Ministerium der Gnadenmittel ist also nicht ein späterer Auswuchs am Christentum und nicht nur für hirtenbedürftige Durchschnittsmenschen bestellt. Der nämliche Gott, der in die Reihe der Wochentage den Sonntag hineinstellte als Tag des Herrn, der in das Weichbild der Menschenwohnungen das Gotteshaus hineinstellte als Haus des Herrn und in die Tonhalle der weltlichen Lieder den Psalm als Sang des Herrn, der nämliche Gott hat in die verschiedenen Berufsklassen des Volkes auch den Priester hineingestellt als Gesalbten des Herrn. Der Priester ist also ein Mann von Gottes Gnaden, nicht von Volkes Gnaden.

Ein Lieblingsgedanke von Bischof Ketteler grüßt die Religion als tragfestesten Tragpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung. Auf einem andern Fundament sieht er die gesellschaftlichen Zustände wanken und schwanken „wie die Mauern einer Stadt beim Erdbeben". „Das sind die eigentlichen Reichsfeinde", sagt er, „die dem deutschen Volke die Religion rauben wollen, das sind die eigentlichen Menschenfeinde, die Menschen ohne Religion." Wo freilich dieser Grundgedanke Kettelers keinen Glauben mehr findet, da wird sich die Verneinung der Religion von selber auf die Religionsbeamten übertragen, die an ihrem schwarzen Rock, an ihrer Uniform ohne goldene Knöpfe, auf allen Gassen kenntlich sind. Die Wertung des Priesterstandes steigt und fällt, lebt und stirbt mit der Wertung der Religion.

Wozu die Männer im schwarzen Rock auf der Welt herumlaufen? Um alle Gewalten, die sie durch die Handauflegung des

Bischofs haben, die Gewalt zu konsekrieren, zu absolvieren und zu segnen, zum Besten des Volkes zu nutzen, gesalbt und gesandt, um den Armen frohe Botschaft zu bringen und das Jahr der Versöhnung auszzurufen, Herolde des göttlichen Heilswillens und Wärmeleiter der göttlichen Heilandsliebe. Die Schlüssel zu Kirche und Tabernakel sind in die Hände des Priesters gelegt, damit er den Mühseligen und Beladenen beide Türen zu diesen Goldkammern der Gnade aufschließe. Die Riesenberge von Judäa haben, um ein kindliches Psalmwort auf die Männer im Laienkleide anzuwenden, keinen Grund, mit scheelem Blick nach dem Berge Sion zu schauen, der mit der Wohnung des Allerhöchsten gekrönt ist; denn vom Berge Sion kommt der Tau über die Berge von Judäa. Wenn dem so ist, wenn der Priester nur dazu geweiht wird, um mit vollen Händen Gottes Gaben dem Volke zu bringen, dann werden Volk und Priester durch die Priesterweihe nicht getrennt, sondern verbunden.

Nie wird ein Priester nach dem Herzen Gottes in pharisäischer Selbstüberhebung über die Laienwelt die Frage wiederholen: „Ist nicht ein Rebzweig in Ephraim besser als der ganze Weinberg von Abi-ézer? (Richt. 8, 2.) Der Priester nach dem Herzen Gottes weiß, daß er nur soviel Gnade spendet, als er Gnade empfangen hat, und daß er gesalbt wurde, nicht um den Herrn zu spielen und sich bedienen zu lassen, sondern um den miterlösten Brüdern zu dienen. Priestertum ist Diakonat dienender Heilandsliebe. Mit ein wenig Staub vom Boden, nicht mit einem Stern vom Himmel hat der Herr dem Blinden das Augenlicht gegeben, und den Saum seines Gewandes hat er zum Stromleiter heilender Kraft für die kranke Frau gemacht. Der Priester ist Staub von der Erde, vom Staube geboren wie alle Adamskinder, aber Staub in Heilands Händen, um den Blinden die Augen zu öffnen. Der Priester ist Saum an Heilands Gewand, um den Heilungsuchenden heilende Gotteskraft zuzuleiten. Das ist das Daseinsrecht eines besondern Priesterstandes.

Die zweite Zeitfrage:
Laienapostolat oder Laienregiment?

Die nichtgeweihten Christen sollen mehr sein als gedankenlose und tatenlose Bausteine in der Hand der Priester, sie sollen in helfender Mitarbeit als Bauleute selber Hand anlegen, Priester und Apostel im weiteren Sinne des Wortes werden. Der erste Träger der höchsten priesterlichen Gewalt, St. Petrus, hat im ersten Petrusbrief (2, 9) der ganzen Gemeinde königliche und priesterliche Würde im allgemeinen Sinne zuerkannt: „Ihr seid eine königliche Priesterschaft.“ In den vier Steinfiguren am Grabe von St. Peter ist dieses Petruswort in Denkmalsschrift wiederholt: Andreas und Longinus, Helena und Veronika, Männerwelt und Frauenwelt, Laienwelt, vertreten in Longinus, und Priesterschaft, vertreten im Apostel Andreas, alle sollen apostolische Wächter des apostolischen Kredo werden. In Zeiten nationaler Gefahr muß jeder Bürger ein Soldat, in Zeiten religiöser Entscheidung jeder Christ ein Apostel werden. „Es können Zeiten kommen“, hat Ketteler einmal gesagt, „wo die christliche Familie fast alle Funktionen des Priestertums übernehmen muß.“ Die Frau, die uns einen Ketteler erzog, hat gewiß ein apostolisches Werk vollbracht.

Das Wort Laienapostolat umschließt eine der tröstlichsten Tatsachen der Kirchengeschichte Deutschlands in den letzten Jahrzehnten, und der Ausbau des Laienapostolates bleibt eine der höchsten Aufgaben der großzügigen Seelsorge in den nächsten Jahren. Die Katholikentage sind die jährlichen Exerzitientage des Laienapostolates. Nicht als wollten die Katholikentage Hirtenbriefe schreiben und die Zügel des Kirchenregiments an sich nehmen, die in andern Händen liegen. Nicht als sollte dem Volke durch Loslösung vom Klerus und Klerikalismus das Heil gebracht werden. Die Versuche, eine Laienkirche ohne Presbyterium auszubauen, würden niederreißende, keine aufbauende Arbeit leisten. Laienapostolat, aber kein Laienregiment!

Im Langhaus der Kirchen, mitten in den Gebetsraum der Gläubigen hinein, sind die sog. Apostelkreuze an die Wand gezeichnet, in Runenschrift ein Aufruf zum Apostolat. Nirgends aber sind Hochaltar und Thron in das Langhaus der Kirchen hineingestellt.

Die Antwort auf die zweite brennende Zeitfrage lautet also in der kürzesten Formel: Laienapostel nicht an der Stelle, wohl aber dicht an der Seite der Kirchenregenten. Wir grüßen die mutigen Männer, die in Parlament und Presse und andern öffentlichen Arbeitsgebieten die Rechte der Kirche vertreten und im Weinberg des Herrn oder auch im Steinbruch des Herrn die Last und Hitze des Tages tragen. Wir wissen, daß diese Apostel ohne Tonsur und Talar nicht daran denken, den Anschluß an das kirchliche Lehramt und die kirchliche Ständeordnung in religiös-kirchlichen Fragen auszuschalten. Sie haben unter dem Segen der Kirche die Hand an den Pflug gelegt, kein Mißtrauen und kein Mißerfolg soll ihnen die Arbeit verleiden! Klerus und Laienwelt müssen sich fest zusammenschließen, so fugenlos, wie beim Kirchenbau der Priesterchor und das Langhaus mit dem gleichen Chrisam zusammengeweiht werden.

Die dritte brennende Zeitfrage:

Wozu der Zölibat der Priester?

Die Kirche hat aus guten Gründen als Bedingung für die Übernahme der höheren Weihen die Selbstverpflichtung zum ehelosen Leben gesetzlich gefordert. Und wäre einer ein Salomon an Weisheit, ein Chrysostomus an Beredsamkeit, ein Ketteler an Willenskraft, die Kirche würde ohne diese Bedingung seine Dienste im Heiligtum dankend ablehnen. Die Hand, die den Leib des Herrn in Brotsgestalt täglich auf die Patene legt und den Gläubigen reicht, soll etwas von jenen Engelhänden haben, die den Leib des Herrn in Kindesgestalt in die Wiege legten. Nobis datus, nobis natus — „Uns gegeben, uns geboren von der unberührten

Jungfrau". Eine reine Johannesseele, so ruhe der Priester in ewiger Kommunion an der Brust des Meisters von dem Tage an, da ihm Kelch und Hostie in der Priesterweihe überreicht werden, bis zu der Stunde, da man ihm Kelch und Hostie auf den Grabstein meißelt. Im Herzen der Kirche ist der Zölibat in erster Linie das hochzeitliche Kleid für den Dienst am Altar. Ohne die katholische Auffassung von der Eucharistie wird der Zölibat auch beim besten Willen nicht verstanden werden.

Das Gesetz des Zölibates bedeutet keine Mißachtung des Ehestandes. In keinem Bekenntnis wird das Heiligtum der Ehe so hoch gewertet wie dort, wo die Ehe mit der höchsten Würde eines Sakramentes gekrönt ist. Auf der andern Seite aber muß das Christentum als allseitigste und idealste Religion der Weltgeschichte auch dem höchsten sittlichen Streben die Höhenbahn freigeben, und der Priester dieser Religion soll im Heldentum der Entsagung, im Opfergeist, der das Priesterlichste am Priester ist, in der ungeteilten Nachfolge des jungfräulichen Heilandes die Standarte vorantragen. Mag ein einzelner auf dem Weg zur Höhe straucheln, eine Beute menschlicher Schwäche; am Gesetze selber leuchtet Gottes Siegel, der Aufdruck göttlicher Kraft. Wer es fassen kann, der fasse es. Fleisch und Blut werden es nicht fassen; denn Fleisch und Blut haben dieses Evangelium nicht geoffenbart.

Der Klerus steht in allen Religions- und Kulturkämpfen in der vordersten Feuerlinie, der erste Kugelfang der feindlichen Geschosse. Die Revolution von Portugal hat es neu bewiesen. Da muß der Priester frei und unabhängig sein. Wenn die Sturmglocken von Portugal läuten, oder wenn der Priester bei einer Choleraseuche den Kranken die Sterbesakramente spenden soll, muß er sagen können: Ich hab' nicht Weib und Kind zu Haus, ich bin zum Abmarsch stets bereit. So wird der Zölibat zum Ritterschlag der Todesbereitschaft. Den einen eine Torheit und ein Ärgernis, den andern aber, denen es gegeben ist,

eine Kraft Gottes! Das ist die positive Seite des Zölibates: er gibt Löwenkraft. Auch am Himmelsbogen sind Jungfrau und Löwe Nachbarsterne.

Die neueste Zeiterscheinung im Verleumdungsfeldzug gegen den Zölibat sind die beiden Flugblätter, die aus einer dunkeln Ecke von Würzburg an die Eltern unserer Theologiekandidaten versandt wurden und das Gespenst „Zwangszölibat" herbeirufen. Als ob dem jungen Mann erst nach der Priesterweihe gesagt würde: Du mußt deinen Weg ohne Gehilfin gehen. Als Abiturient hat er in freier Wahl seinen Namen in das Album der Theologie eingeschrieben, im Priesterseminar ist ihm vier und sechs Semester lang in Vorträgen und Exerzitien der Ernst des Zölibatgesetzes vorgehalten worden, und unmittelbar vor der Weihe hat ihm der Bischof nochmals zugerufen: Noch bist du frei, um zurückzutreten. Dreimal wurde die Gruppe Gideons ausgemustert, — wer darf da von Zwangszölibat reden? Ist der Mensch mit 23 Jahren geistig reif, den Ehestand zu wählen, ist er auch reif, den ehelosen Stand zu küren.

Die Flugblätter zischeln von geheimen Priestersünden und offenen Skandalen. Die Weihe gibt dem Priester Anwartschaft auf Gottes Gnade für ein priesterliches Leben und Wirken, der Geweihte wird aber nicht mit einem Schlag zu einem sittlich unverwundbaren Helden umgezaubert. Nicht Engel ohne Fleisch und Blut sind zu Verwaltern der heiligen Geheimnisse bestellt. Es können und müssen Ärgernisse kommen. Und hat ein Unglücklicher sich vergessen und unheiliges Feuer auf den Altar gelegt, dann bringt eine Nacht der andern die Kunde, und hat einer gar den schwarzen Rock an den Nagel gehängt und ist er fähig, mit der Schande seiner Mutter, der Kirche, hausieren zu gehen, dann wird er, auf einmal ein gelehrter und berühmter Mann, auf den Schild erhoben und im Triumph durch die Lande getragen. Kein vernünftiger Mensch beurteilt den Baum nach dem Fallobst und den Geist der Armee nach den Fahnenflüchtigen. Es soll sogar Astronomen geben, die am Sternen-

himmel nichts studieren als die Sternschnuppen. Unser Volk weiß zum Glück, daß die Heilkunst Heilkunst bleibt, auch wenn ein Arzt selber im Spital liegt, und läßt sich an seiner Religion nicht irremachen, durch wirkliche Priestersünden nicht und noch weniger durch erdichtete. Aus allen Winkeln der existierenden und nicht-existierenden Weltteile scharrt eine antiklerikale Presse, die den Aasgeier als Wappen sich wählen sollte, mit behaglichem Wühlen die Priesterskandale zu einer schwarzen Chronik zusammen. Daß sie jahrelang die gleichen Fälle bringt, beweist, daß diese Skandale nichts Alltägliches sind. Doch müßte der Klerus mit Hilfe von Preßgesetz und Rechtsschutzstelle einer solchen Presse mehr als bisher zum Bewußtsein bringen, daß er nicht gesonnen ist, auf die Ehre seines Standes und den Schutz des Gesetzes zu verzichten.

Die Flugblätter schreiben: Man könne den Beruf zum Priester haben ohne den Beruf zum ehelosen Leben. Mit dem gleichen Unrecht könnte man sagen: Man kann den Beruf zum ehelichen Stande haben ohne den Beruf zur ehelichen Treue. Am Fehltritt eines Priesters ist der Zölibat genau soviel schuld, wie die Ehe schuld ist an dem Ehebruch. Den einzelnen, die innerlich mit ihrem Berufe zerfallen sind, stehen Tausende und Tausende gegenüber, die heute mit der gleichen Freudigkeit wie am Tage der Weihe ihr Adsum — „Da bin ich" wiederholen würden. Wenn aber wirklich Herz und Rock im Widerspruch liegen, dann habe man den Mut, die Folgerung zu ziehen!

Meine Verehrten! Die Flugblätter richten an die Eltern der jungen Theologen den Aufruf: Mein Sohn darf alles, nur nicht geistlich werden. Wir richten heute einen Gegenruf an die christlichen Eltern, und der lautet: Wenn euer Sohn nicht Priester werden will, dann mag er frei mit eurem Segen jeden andern Beruf sich wählen. Um Gottes willen keinen Zwang in der Berufswahl, auch wenn ein Herzenswunsch der Eltern geopfert werden muß! Wenn er aber kommt und sagt: Vater, Mutter, der Meister war da und rief mich, und ich will gehen zum Altare

Gottes, dann soll euer Sohn auch für den Gang ins Heiligtum den Segen seiner Eltern haben, dann soll er Priester werden dürfen. Im Namen der persönlichen Freiheit und allen Schmähschriften gegen den Zölibat zum Trotz!

Die vierte Zeitfrage:

Die theologische Jugend und ihr Bildungsgang.

Trotz des Priestermangels ist das Kirchenrecht in der Ausmusterung der Priesteramtskandidaten wählerisch geblieben, und trotz des antiklerikalen Zeitgeistes sterben die Studenten nicht aus, die den Mut und die Gnade haben, für den Dienst im Heiligtum sich zu melden. Des Königs Banner wehen im souveränen Walten der Gnade, und immer neue Scharen folgen mit leuchtenden Augen dem gesegneten Banner des Kreuzes. Die meisten kommen aus den Volkskreisen, unter deren Händen der Weizen für die Hostie und der Wein für die Kelche reift. Zusammen mit den Söhnen des Volkes haben aber auch zu allen Zeiten Söhne der obersten Stände in Kettelers Spuren den Ruf der Gnade vernommen.

Unser ältestes Priesterseminar ist die christliche Familie, die uns wetterfeste, willensstarke und kernhaft fromme Söhne sendet. Der Klerus selber wird dem jungen Studiosus gerne die Mühe des ersten Unterrichtes und die Gastfreundschaft in den Ferien bieten, in der Absicht, für die eigene Berufsgnade zu danken und im Tode einen Ersatzmann zu haben. Finanzkräftige Glaubensgenossen werden kein schöneres Grabdenkmal sich setzen können als durch wirtschaftliche Unterstützung der Studenten und theologischen Lehranstalten.

Was den Priester zum Priester macht, ist nicht der schwarze Rock, sondern der priesterliche Geist. Die Umkleidung des inneren Menschen mit diesem priesterlichen Charakter ist die Aufgabe der Priesterseminare. In großzügiger Verbindung der aszetischen und wissenschaftlichen Bildung mag der Seminarist in der Gnadenumwelt des Heilig-

tums auf jene große Prüfung sich vorbereiten, deren erste und zweite und dritte Frage lautet: „Petrus, liebst du mich? Dann weide meine Lämmer!“ Die Frage geht nicht auf Redekunst und Wissenschaft, sie geht auf eine große, todesmutige Heilandliebe. Das ist die Seele des Priestertums, das eigentliche Salböl seiner Weihe.

Bischof Ketteler hat einmal gesagt: „Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir von größerem Wert wie einige Folianten mehr im Kopf.“ Das Wort will keine Verachtung des Studiums sein. Im Gegenteil, dem Klerus der Gegenwart wird eine *gründliche wissenschaftliche Bildung* zur Seelsorge notwendig sein. Das Pauluswort im 1. Korintherbrief (14, 38): „Der Ignorant wird ignoriert“, enthält in dieser Richtung eine ernste Mahnung. Wollen wir nicht ignoriert werden, dürfen wir keine Ignoranten sein. Schon auf der Schulbank des Gymnasiums muß der künftige Theolog in freiem Wettbewerb mit dem Nachwuchs anderer Fakultäten in Ehren bestehen, und ohne Reifezeugnis sollte er auch jenseits der Klostermauern in die Matrikel der Theologie nicht eingetragen werden. Die theologischen Lehranstalten unserer Priesterseminare haben an dem Ausbau der theologischen Wissenschaft in Schrift und Schule ehrlich mitgearbeitet, und das Mainzer Seminar, das uns den Bischof Weis von Speyer gesegneten Andenkens erzog, ist über unser Lob erhaben. Wo sich aber Gelegenheit bietet, die Theologen *an die Universität* zu schicken, da mögen sie mit unserem Segen zur Alma mater ziehen. Wir müssen *Theologen wagen, um Priester zu gewinnen.* Als Lehrer der Hochschule habe ich die Erfahrung gemacht: Die Studenten, die als Theologen vor der Weihe umgesattelt haben, sind zu neunzig Prozent in andern Berufen Laienapostel der Kirche geworden; diejenigen aber, die nach der Weihe als Priester umgesattelt haben, sind häufig fanatische Apostaten geworden. Doch *lieber ungesalbte Apostel als gesalbte Apostaten!* Wir wollen keine Steine werfen auf unsere Mitbrüder von gestern; wir denken ihrer am Altare, und vielleicht kommt ihnen

doch manchmal ein stilles Heimweh nach dem, was sie verlassen haben.

Theologen wagen, um Priester zu gewinnen! Im Zusammenhang damit muß ich mit einem Wort ein ernstes Zeitanliegen der deutschen Katholiken erwähnen, die Beibehaltung der theologischen Fakultäten im Organismus der deutschen Universitäten. Ihr Licht auf dem Leuchter, ihre Lehrtätigkeit im öffentlichen Hörsaal zerstört die unglaublichsten Vorurteile, die man von dem Maß und der Methode der katholisch-theologischen Wissenschaft hat. Unsere theologischen Fakultäten bedeuten für Klerus und Kirche eine ganze Bibliothek katholischer Apologie. Der einzelne Professor, der über dem Staatsbeamten den Priester und über dem Fachgelehrten den Pädagogen vergißt, kann diese Zeitmission der Fakultäten nicht entwerten. Die Ausschaltung der theologischen Fakultäten aus dem Verband der deutschen Hochschulen würde, von anderseitigen Nachteilen hier abgesehen, dem religiös-kirchlichen Leben in Deutschland nicht die Todeswunde, aber eine tiefe Wunde schlagen, so tief, wie seit der Säkularisation der Kirchengüter und seit Einführung der Simultanschule keine mehr geschlagen wurde.

Nun darf ich Ihnen, meine lieben Studenten, einen besondern Gruß entbieten. Die Nichttheologen unter Ihnen werden in diesen Tagen einen stillen Wallgang zum Grabe des Bischofs Ketteler tun und dort in der Muttergotteskapelle des Mainzer Doms ein Ave Maria beten, auf daß sie in ihrem andern Beruf Laienapostel von Stahl und Eisen werden. Apostelgräber sind Apostelschulen. Und Sie, meine jungen Theologen, Sie lernen am Grabe Kettelers beide Augen öffnen für die Lichtwelt unserer Wissenschaft, die weiter als die Sonne leuchtet, und beide Hände zum Segen heben, auch wenn man mit geballter Faust uns flucht. Der Priester soll ein Auge dem Blinden sein und ein Fuß dem Lahmen, er soll die Kinder in der Morgenstunde des Lebens und die Mühseligen in der Mittagsglut und die Sterbenden in der Abendstunde des Lebens zum Heilande führen, — komm, junger

Freund, lege die Hand fest um den Kreuzesschaft und sei des Reiches Gottes wert! Und kämpft ein junges Semester in der Berufswahl den Kettelerkampf, dann gehe er den Kettelergang nach Altötting, und sein Lebensweg wird ihm klar vor Augen liegen und seine Seele wird Alleluja singen, denn ein Erbteil in Wonnegefilden ist ihm zugefallen.

Die fünfte Zeitaufgabe:

Soziale Vertonung der Seelsorge.

Meine Herren! In den allgemeinen Umrißlinien, die für das 2. Jahrhundert so gut wie für das 20. gelten, ist das Arbeitsfeld und die Arbeitsform der Seelsorge durch die biblischen Pastoralbriefe und die kirchlichen Gesetze abgesteckt. Innerhalb dieser weitgezogenen Linien aber darf und muß die pastorale Arbeit den besondern Zeiterscheinungen, Zeitbedürfnissen und Zeitkrankheiten Rechnung tragen. Auch für den Seelenarzt ist die Diagnose der Zeit und Zeitkrankheit die Voraussetzung jeder ärztlichen Behandlung. Nun aber klingt durch unsere Zeit als deren größte Gnade und höchstes Gebot ein tief sozialer Ton, und dementsprechend muß auch in der Seelsorge des 20. Jahrhunderts als besondere Note der soziale Gedanke mitklingen. Ketteler hat mit kräftiger Hand den Auftakt zu dieser modernen Seelsorge mit dem sozialen Leitton gegeben. Er hat als Pontifex, d. h. als Brückenbauer, redlich mitgearbeitet, zwischen den einzelnen Volksklassen bis zum vierten Stand über alle trennenden Gegensätze hinweg verbindende Brücken zu schlagen. „Ich habe mein ganzes Leben", sagt er, „dem Dienste des armen Volkes gewidmet, und je mehr ich es kennengelernt habe, um so mehr habe ich es lieben gelernt. Ich weiß, wie große, edle Anlagen unser deutsches Volk von Gott erhalten hat.".

Kein anderer Stand ist bis in das kleinste Dorf hinaus mit dem Volk in Freud und Leid, auch in seelischem Leid, so fest

verbunden wie der Priesterstand. Der Seelsorger hat Wunden zu heilen, die dem Arzte nicht gebeichtet werden, und Rechtsfälle zu lösen, die dem Rechtsgelehrten nicht in die Akten kommen. Die Gesetze der Seelsorge sind soziale Gedanken. Das Gesetz: Die Gaben Gottes sind dir reichlich zugemessen, um sie reichlich auszuteilen! Das Gesetz: Am besten fördert sein eigenes Heil, wer das Heil der Mitmenschen fördert! Das Gesetz: Du mußt in die lästernde Welt das Gloria Patri deines täglichen Breviers hineinbeten, mußt mit unverdrossenen Händen den Pflug einsetzen und Saatkörner streuen, auch wenn eine andere Hand einmal über deinem Grabe die Erntegarben bindet, — diese Gesetze der Seelsorge sind soziale Gedanken.

Im besondern ist die Verwaltung des Bußsakramentes, des vielgeschmähten Bußsakramentes, eine stille, segensvolle soziale Mission, deren Nah- und Fernwirkungen auf unser Volksleben in den Büchern der Statistik gar nicht berechnet werden können. Im Namen Gottes mit dem Wort der Verzeihung Seelen entlasten und Selbstmorde verhüten, entgleiste Jugend wieder ins Geleis bringen, für die Eltern kindliche Liebe, für die Gatten eheliche Treue und häuslichen Frieden fordern, das Unrecht gegen Ehre und Eigentum wieder gutmachen, — und das alles, auch wenn durch die vielstündige Arbeit im Beichtstuhl die Gesundheit des Seelsorgers langsam zerstört, auch wenn sein stilles soziales Wirken im Beichtstuhl ein Verbrechen an der Sittlichkeit des Volkes genannt und damit seine Ehre, die mehr ist als Gesundheit, in den Staub gezogen wird. Tür und Tor stehen hier der Verleumdung offen, da dem Seelsorger durch das Beichtsiegel der Mund geschlossen ist zur Verteidigung seiner Ehre. Und da ich gerade von der Beicht rede und vom Breslauer Katholikentag her noch eine Sünde auf dem Gewissen habe, die mir vom Goetheismus weder in diesem noch im andern Leben verziehen wird, so will ich heute Buße tun und in tiefer Verehrung ein Goethewort zitieren, das lautet: „Die Ohrenbeichte hätte dem Menschen nie sollen genommen werden.“

In den äußeren Formen der pastoralen Arbeit, im Ton der Predigt wie in den gesellschaftlichen Umgangsformen, in der Armenpflege wie bei den Krankenbesuchen, wird eine zeitgemäße Seelsorge mit dem sozialen Zartgefühl der Zeitgenossen auch in ländlichen Kreisen wohl oder übel rechnen müssen. Unser Volk, das viel verzeihen kann, empfindet es als eine unverzeihliche, herzlose Härte, wenn selbst in der geweihten Nähe der Leiche, in der Aussegnung der Toten der Ton eines handwerksmäßigen Betriebes durchklingt. Der Hirt vom Geiste des Guten Hirten wird nicht gleich Feuer vom Himmel rufen und über Malchus' Ohren mit dem Schwerte dreinhauen. Die Hände des Priesters sind gesalbt, um zu segnen, nicht um zu fluchen, und die rauhborstigen Heiligen passen in kein Jahrhundert so schlecht wie in das 20. Jahrhundert. Der Meister der Hirtensorge hat gesagt: „Ihr seid das Salz der Erde" (Matth. 5, 13); er hat nicht gesagt: Ihr seid der Zucker der Erde, aber noch viel weniger hat er gesagt: Ihr seid der Pfeffer der Erde.

An den Sonntagen, an denen ohnedies der Seelsorger wegen des Priestermangels meistens für zwei arbeiten muß, hat die neuzeitliche Seelsorge eine weitere Arbeitszulage durch die sozialen Vereine erhalten. Am Sonntagabend soll der Geistliche, manchmal todmüde, zu den Gesellen und Männern ins Vereinshaus kommen, so regelmäßig und freudig, wie diese am Sonntagmorgen zu ihm ins Gotteshaus gekommen waren. Auf der einen Seite ist man bange, durch diese persönliche engere Fühlung zwischen Priester und Volk könnte die Laienwelt gar zu klerikal werden, und auf der andern Seite ist man, vereinzelt auch diesseits der Vogesen, bange, der Priester möchte darüber zu laienweltlich werden. Die Arbeit im Vereinshaus ist in der Tat die Feuerprobe des priesterlichen Geistes. Die nämliche Vereinsarbeit, die uns in einem Fall die besten Seelsorger erziehen half, hat uns in einem andern Fall die besten Seelsorger geraubt, und mehr als eine edle Kraft hat sich auf diesem Arbeitsfeld gesundheitlich

und geistig verblutet. Und trotz allem: Die sozialen Vereine und die Mitarbeit der Priester in diesen Vereinen sind Bedürfnis der Zeit, also Wille Gottes.

Die sechste Zeitaufgabe:

Die Rückeroberung der Arbeiterwelt.

Die Rückeroberung der Arbeiterwelt ist die dornenvollste Aufgabe der modernen Seelsorge und die eigentliche Sorge unserer Seelsorge. Auch wenn der Arbeiter im günstigsten Fall den Sonntagsgottesdienst besucht, kann die sonntägliche halbstündige Predigt unmöglich ein volles Gegengewicht bilden gegen das tägliche Lesen einer kirchenfeindlichen Zeitung und gegen das stündliche Hören der gehässigsten Angriffe auf den Glauben seiner Jugend. Wir müssen also außerhalb der Sonntagspredigt die Arbeiter sammeln, die Gesammelten schulen und die Geschulten als Vertrauensmänner an die Werbearbeit schicken. Und wäre es im Anfang nur ein Dutzend; das größte Reich der Erde hat mit einem Dutzend Apostel angefangen. Das erste Gebot der Arbeiterseelsorge lautet also: Organisation! Wir müssen aber, wo wir noch nicht sind, bald kommen, damit wir nicht zu spät kommen.

Das zweite Gebot lautet: Geistige Aufklärung! In Kettelers Gedankengängen werden wir tief und gründlich die Zeit- und Standesfragen aufgreifen, die dem Arbeiter auf den Lippen brennen: die Höhenunterschiede in der gesellschaftlichen Ordnung und die ungleiche Verteilung der Erdengüter, das Recht des Privateigentums und der unauflöslichen Ehe, den unvermeidlichen Widerstreit der Interessen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers und den Ausgleich dieser Interessen auf dem Boden der Wirklichkeit und Gerechtigkeit, die Aufgaben der Arbeiterschutzgesetzgebung und Arbeiterversicherung und die tatsächlichen Erfolge der staatlichen Sozialreform, die Wohnungshygiene und andere derzeitige Arbeiterinteressen wirtschaftlicher Natur. In welcher Form diese Auf-

klärung auch geboten wird — in einem Privatgespräch, in einem Vereinsvortrag, in einem Buch, in einem Kurs —, das Interesse des Geistlichen an allen Arbeiterfragen, seine Mitarbeit an der geistigen und wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung des Arbeiterstandes wird in den Arbeitern allmählich Vertrauen zum Seelsorger wecken und Mißtrauen wegräumen, und damit ist die stärkste Scheidewand zwischen Priester und Arbeiter weggeräumt.

Das dritte Gebot der Arbeiterseelsorge lautet: Dem Arbeiter mehr Kritik gegenüber der Arbeiterpresse beibringen! Ihr lieben Arbeiter, ihr dürft nicht glauben, eure Zeitung sei ein Evangelium, tagtäglich vom Heiligen Geist diktiert. Denkende Arbeiter werden doch noch zur Einsicht kommen, daß alle Schlagworte und Scheltworte unter denkenden Menschen die vernünftigen Beweise niemals ersetzen können, daß die Verhetzung der Arbeiterwelt kein Verdienst um die Arbeiterwelt ist, daß ein Goldstück in der Hand mehr ist als ein goldener Berg auf einer unentdeckten Insel des Ozeans, und daß das Zerrbild des katholischen Klerus, wie es aus dem Pfaffenspiegel der roten Presse herausschaut, den Tatsachen des Lebens nicht entspricht.

Dazu kommt ein viertes Gebot: Mit dem Mute Kettelers werden wir aber auch dem Arbeiter sagen, daß dem Rechte des Arbeiters auf anständige Bezahlung das Recht des Arbeitgebers auf anständige Arbeitsleistung gegenübersteht, daß für das Kulturleben die Geistesarbeit nicht weniger Wert hat als die Handarbeit, daß das ewige Mißtrauen gegen alle und jede behördlichen Maßnahmen den Interessen der Arbeiter selber schadet, und daß die größere Hälfte der sozialen Not die ewige Unzufriedenheit und innere Verbitterung und der wachsende Haß ist, der sich nach dem Klassikerwort wie ein Grabstein auf die Herzen legt. „Um die sozialen Übel zu heilen“, sagt Ketteler, „genügt es nicht, daß wir einige Arme mehr speisen und kleiden und dem Armenvorstand einige Taler Geld mehr durch unsere Dienstboten zusenden — das ist der allerkleinste Teil unserer Aufgabe —, sondern wir müssen eine ungeheure Kluft in der Gesellschaft, einen tief ein-

gewurzelten Haß zwischen reich und arm ausgleichen, wir müssen eine tiefgehende Versunkenheit bei einem großen Teil unserer Mitbrüder wieder heilen, die allen Glauben, alle Hoffnung, alle Liebe zu Gott und den Menschen verloren haben." Das ist das vierte und höchste Gebot der Arbeiterseelsorge: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe triumphieren lassen über den Unglauben und die Verzweiflung und den Haß, den Arbeiter an Freundeshand in die Gnadenwelt der Religion, an die Trost- und Kraftquellen seiner Kirche führen und ihn dem Gottmenschen in die Arme legen. Wer ihn herausreißt aus diesen Armen, wer den Haß gegen den Arbeiter von Nazareth schürt, darf nicht von Liebe zu den Arbeitern reden.

Die siebte Zeitaufgabe:

Die Rückeroberung der gebildeten Welt.

Die Rückeroberung der gebildeten Stände ist das Königsproblem der modernen Seelsorge. Wie in der Schweiz der Priester auf die Berge steigt und die Berge segnet, so möchte ich die Seelsorge auf den Höhen der Gesellschaft die Bergweihe unserer Liturgie nennen. Bischof Ketteler, der den Hunderttausenden des dritten und vierten Standes einen Arbeiterspiegel vor die Augen hielt, hat auch den oberen Zehntausend „die Pflichten des Adels", des seelischen Adels, vorgehalten.

Durch die Kreise der katholischen Intelligenz geht ein großes Fragen und Prüfen und Kritisieren, bald im Flüsterton und bald im Polterton, — sie rütteln und rücken an den Grenzsteinen, welche die Väter gesetzt haben, — sie suchen nach der Formel, die das Wertverhältnis zwischen den liegenden Erbgütern der Vergangenheit und den wandernden Werten der Gegenwart festlegen soll, — sie zirkeln an den Grenzlinien, die zwischen den Glaubenssätzen und den offenen Fragen der Forschung hindurchziehen.

Was wird der Seelsorger tun, welcher Geist vom Geiste Kettelers ist? Er wird keine Zeit verlieren mit unnützen Klage-

liedern und Fluchpsalmen über diesen kritischen Zug der Zeit, und noch weniger wird er das alles als böswillige Verneinungslust mißdeuten. Er wird vielmehr in diesem Zug der Zeit, in diesem religiösen Interesse der zeitgenössischen Gebildeten ein lautes Gottesgebot an die Seelenführer dieser Zeit erkennen, allen alles zu werden in paulinischem Geiste, in die Gedankengänge der Gegenwart sich einzufühlen in rastlosem Studium und dann auf den Areopag zu gehen und den Gebildeten in apologetisch-wissenschaftlicher Sprache die Grundwahrheiten unseres heiligen katholischen Glaubens im Zusammenhang mit den Gegenwartsfragen auf den Leuchter zu heben: die Sicherheit unserer Glaubensgrenze gegenüber den Gummigrenzen des Subjektivismus, — die ragende Tatsache des kirchlichen Lehramtes, das als letzte Stelle im Wirrwarr der Tagesmeinungen und in der Zerfahrenheit der Geister das letzte Wort zu sprechen hat, — der Einklang zwischen Glauben und Bildung, zwischen den Rechten der Autorität und der Persönlichkeit, — die historische Weihe des Katholizismus mit seiner herrlichen Heldengalerie, — die Poesie und Mystik des katholischen Gottesdienstes und viele andere Themata. Unsere Gebildeten missen gern in diesen Ansprachen den kategorischen Kanzelton, sie missen aber nicht gern die persönliche Wärme, die den ringenden Seelen die Hand reicht und an ihren guten Willen glaubt. Der Seelsorger kann nicht ja sagen, wo seine Kirche nein gebietet, etwa in der Frage der gemischten Ehen. Er kann auch den Gebildeten nicht Zucker reichen, wo er das Salz der Erde sein soll. Er darf auch nicht in den Verstandesgründen der Apologie des Glaubens stecken bleiben, der Weg über den Areopag muß schließlich an der Kommunionbank ausmünden.

Die Rückeroberung der gebildeten Welt, die Erziehung eines glaubensfreudigen und kirchenfreudigen Geschlechtes wird aber nicht gelingen ohne ein großes Vertrauen auf den guten Willen der gebildeten Katholiken, die am religiösen Leben sich beteiligen. Das Mißtrauen, das hinter allen Zeiterscheinungen Vorboten des Abfalls wittert, hat schon genug Lücken in unsere Reihen gerissen.

Das Mißtrauen mag die Kunst der Diplomaten sein, das Vertrauen ist die Kunst der Erzieher und Führer und darum auch der Seelenführer. Uns allen gilt dieser große Imperativ der Zeit: Habt Vertrauen zueinander!

Meine hochverehrten Damen und Herren! Vor hundert Jahren sollte der Dom von Speyer, das Pyramidengrab der deutschen Kaiser, von Frankreich aus zerstört werden. Von Mainz her ist damals dem Dom von Speyer die Hilfe gekommen, Bischof Colmar von Mainz hat durch energische Einsprache in Paris den Dom gerettet. Wir dürfen unser religiös-kirchliches Leben in Deutschland einem Dom vergleichen — im einzelnen nicht ohne Bauschäden, in den großen Linien aber und in der Gesamtwirkung ein herrlicher Dom auf herrlichem Grunde. Nun wollen sie der deutschen Schule die Religion, der Familie und dem öffentlichen Leben den Segen der Kirche rauben, sie wollen nach dem Beispiel von Frankreich unsern schönen deutschen Dom in Trümmer legen. Von Mainz her, aus der Stadt des hl. Bonifatius, wird wieder die Hilfe kommen. Der Katholikentag von Mainz wird die Hände von Priester und Volk ineinanderlegen, und die beiden werden treue Wache stehen am deutschen Dom.

II. Der soziale Segen der sieben Sakramente.

Hirtenbrief für die Fastenzeit 1912. In vierter Auflage im Verlag von Dr. Jäger in Speyer erschienen.

In den sieben heiligen Sakramenten fluten sieben Paradiesesströme übernatürlichen Lebens durch den Garten der katholischen Kirche. Dazu war der Heiland in die Welt gekommen, daß wir das Leben haben, und zwar im Überfluß (Joh. 10, 10), und dazu hat er in überfließender Fülle seine Erlösungsgnade in sieben heiligen wirksamen Zeichen und Handlungen uns hinterlassen. Diese sieben Gnadenmittel sind in mancher Beziehung voneinander verschieden: sie sind nicht von gleicher Würde (Trid. sess. 7,

c. 3) und nicht gleich notwendig zum Heile, sie wirken je nach ihrem besondern Heilszweck verschiedene Gnade — die Taufgnade ist eine andere als die Firmgnade —, sie werden nicht alle von der gleichen Hand gespendet und nicht gleich häufig empfangen. Darin aber sind die Sakramente einander gleich, daß sie alle sieben ihre Gnadenkraft einzig und allein aus der Urquelle aller Gnade, aus dem Herzen des Gekreuzigten, herleiten. Darum werden sie im Zeichen des Kreuzes gespendet, und das Auge des Glaubens sieht den Namen Jesus leuchten im Wasser der Taufe wie im Chrisam der Firmung, in der Hostie des heiligsten Altarsakramentes wie in den Absolutionsworten des Bußsakramentes, im Krankenöl der Letzten Ölung wie in der Handauflegung der Priesterweihe und im Jawort des Ehesakramentes. Auch darin gleichen sich die Sakramente, daß sie alle sieben das Ziel haben, in geheimnisvoller Weise Christus den Herrn in den gläubigen Empfängern zu gestalten (Gal. 4, 19), die Gläubigen mit Christus zu erfüllen (Kol. 2, 10), in Christus einzugliedern (Eph. 4, 15 f.), in Christus zu befestigen (2 Kor. 1, 21), so fest, daß er in uns bleibt und wir in ihm (Joh. 6, 57) im Leben und Sterben und Auferstehen (Röm. 6, 4—8). Christus ist also der Anfang und das Ende, das Woher und das Wozu der heiligen Sakramente, Ursprung und Mündung der sieben Paradiesesströme.

Mit einer göttlich-planvollen Wechselbeziehung zwischen Gnade und Natur sind die sieben Sakramente dem Lauf des einzelnen Menschenlebens angepaßt, damit auf allen Entwicklungsstufen und Wendepunkten des Lebens von der Wiege bis zum Grabe der Segen der Erlösung ruhe. Am Anfang des Lebens, kaum daß das Menschenkind durch die Geburt in das natürliche Leben eintrat, wird es durch die Taufe zum übernatürlichen Leben der Gotteskindschaft wiedergeboren. Am Ende der Kindheitsjahre, wenn das rauhe Leben allmählich zur Arbeit und zum Kampfe ruft, wird die heranwachsende Jugend in der heiligen Firmung, im Sakramente der religiösen Mannbarkeit, mit dem Siegel der Vollendung bezeichnet. Wie das leibliche Leben durch das täg-

liche Brot erhalten und genährt und die leibliche Gesundheit im Falle der Erkrankung von Arzt und Arznei wiederhergestellt wird, so ist auch als Nahrung der Seele täglich der Tisch bereitet mit der Speise der Engel im heiligsten Altarsakrament, und ist die Seele durch die Sünde krank und elend geworden, findet sie im Sakrament der Buße durch die Arznei des barmherzigen Samaritans Heilung und neues Leben. Auch in der Berufswahl, an einem neuen Wendepunkt des Lebens, wird dem Jüngling, ob er mit den wenigen den ehelosen Priesterstand oder mit den vielen den Ehestand erwählt, für den einen wie für den andern Beruf die Gnade Gottes mitgegeben durch jene beiden Sakramente, die einen neuen Stand begründen, durch Priesterweihe und Ehe. Und in der Todesgefahr des irdischen Lebens wird die Seele durch das Sakrament der Todkranken, durch die Letzte Ölung, für das ewige Leben zugerichtet. So wird das einzelne Menschenleben auf der ganzen Linie der Entwicklung von der Wiege bis zum Grabe vom Segen der Erlösung begleitet. Von der Taufe bis zur Letzten Ölung, von der Taufkerze bis zur Sterbekerze, vom Morgenstern der Gnade über der Wiege des Neugebornen bis zum Abendstern über dem Sterbebett des Sterbenden leuchtet aus den heiligen Sakramenten ein ganzer Sternenhimmel göttlicher Liebe über dem Menschenleben.

Die sieben heiligen Sakramente sind aber nicht bloß für das einzelne Menschenleben, sie sind *auch für das gesellschaftliche Zusammenleben* in Familien und Vereinen, in Gemeinden und Staaten, also *für die sozialen Gemeinwesen der menschlichen Gesellschaft* eine Quelle des Segens und der Wohlfahrt. Die menschliche Gesellschaft besteht aus einzelnen Menschen; was den einzelnen zum Segen ist, kann der Gesamtheit nicht zum Fluche sein. Zwei von den sieben Sakramenten, die Priesterweihe und die Ehe, sind als Heilquellen des sozialen Lebens ohne weiteres erkennbar; die Ehe soll die menschliche Gesellschaft erhalten und weiterpflanzen, die Priesterweihe soll die menschliche Gesellschaft heiligen und das übernatürliche Leben auf

Erden vor dem Aussterben behüten. Aber auch die fünf andern Sakramente, die in erster Linie der einzelnen Seele die innere Gnade und damit das hochzeitliche Kleid der Jenseitsherrlichkeit zuwenden, sind für das Diesseitsleben und die irdische Kultur der Menschheit Einrichtungen von unermeßlichem sozialen Werte. Die heiligen Sakramente sind gleich den sieben Altären des Propheten (Nm. 23, 1), die der religiösen Ordnung reiche Gnade zuleiten, sind aber auch gleich den sieben Säulen am Hause der Weisheit (Spr. 9, 1), die das Gebäude der sozialen Ordnung tragen helfen.

Auf diese Frage will ich im einzelnen Antwort geben: Was verdanken die menschliche Gesellschaft und die soziale Ordnung den heiligen Sakramenten? Möge das Gotteslamm, das allein das Buch mit den sieben Siegeln öffnen kann (Offb. Kap. 5), die sieben Siegel uns lösen!

1. Die Taufe.

Durch das heilige Sakrament der Taufe wird das neugeborne Kind von der Erbsünde gereinigt und aus dem Wasser und dem Heiligen Geist zu einem Kind Gottes, zu einem Glied der Kirche, zu einem Erben des ewigen Lebens wiedergeboren. Das getaufte Menschenkind ist erstens ein Gotteskind geworden. Der Vater im Himmel hat seine Hand auf dieses Kind gelegt und gesprochen: Du bist mein, denn du gehörst jetzt zu den Geschwistern meines geliebten Sohnes, an dem ich mein Wohlgefallen habe. „Gepriesen sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesus Christus, . . . der nach seinem Heilsplan uns berufen, an Kindes Statt von ihm angenommen zu werden durch Jesus Christus" (Eph. 1, 3 5). „Seht, welche Liebe der Vater uns erwiesen hat, daß wir Kinder Gottes heißen und wirklich sind" (1 Joh. 3, 1). Mit welcher Ehrfurcht wird eine gläubige Mutter die Stirne ihres Kindes nach der Taufe küssen und mit dem heiligen Kreuzzeichen bezeichnen: „Gott segne dich, du Gotteskind, Gott schütze dich, du Gottesengel! Deine Mutter wird dich treu behüten, wie wenn die Mutter von Bethlehem ihr göttliches

Kind leibhaftig ihr zur Obhut in die Arme gelegt hätte." Mit welcher Ehrfurcht werden gläubige Eltern ihre getauften Kinder, die lebendigen Kapellen des Heiligen Geistes, betrachten und vor Entweihung hüten! Ehrfurcht vor dem Kind und vor der Taufunschuld des Kindes, — das ist der erste soziale Segen des ersten Sakramentes. In einer Zeit, in der die Verbrechen an den Kindern immer zahlreicher werden und die Kinos in den Städten den Kindern mehr nach dem Leben streben als die Blutkompagnie des Kindermörders Herodes, in einer solchen Zeit ist es ein zeitgemäßes Gebot: Um Gottes willen Ehrfurcht vor dem Kinde!

Das getaufte Kind ist zweitens ein Glied der Kirche geworden. Die Geburt hat es einem irdischen Vaterland, die Taufe hat es der Kirche, dem Himmelreich auf Erden, eingegliedert. Wir lieben unser Vaterland und den heimatlichen Boden, wo unsere Wiege stand, und wir verstehen die Antwort des treuen Berzellai, den der König David in die Residenz mitnehmen wollte: König, „laß mich in meiner Heimat sterben und im Grabe von Vater und Mutter begraben werden" (2 Kön. 19, 31 37). Mit der gleichen Liebe bleiben wir aber auch der Kirche ergeben, die kraft der Taufe unsere zweite Heimat ist, ein Reich des Lichtes, in dem die Sonne nicht untergeht, ein Vaterhaus der Einheit, in dem die babylonisch verwirrte Menschheit zu einer einzigen großen Gottesfamilie vereinigt werden soll. Wie aber eine Mutter die Pflicht hat, das Kind ihrer Wiege in seinem späteren Wachstum zu überwachen und nach Möglichkeit alle Schädlinge von seinem Leben fernzuhalten, so hat auch die Kirche die Pflicht und das Recht, die Kinder ihres Taufsteins auf deren weiteren Lebensgängen zu überwachen und das keimhafte Gnadenleben der Taufe zur Reife zu bringen. Es kann der Kirche nicht gleichgültig sein, wenn das Gnadenleben in der Seele ihrer heranwachsenden Kinder durch eine religionslose und kirchenfeindliche Schule verkümmert und ertötet wird. Die Schule, die heute mit Recht in den Kindern Heimatkunde und Heimatliebe pflegt, darf diese Kinder nicht gleich-

zeitig ihrer Kirche, ihrer zweiten Heimat, entfremden. Die Taufe verbürgt also die unveräußerlichen Mutterrechte der Kirche auf die Schulkinder, — das ist ein zweiter sozialer Segen des ersten Sakramentes.

Drittens ist das getaufte Kind ein Erbe des ewigen Lebens geworden. Ohne die Taufe kann ein leidenvolles Menschenleben so unerträglich werden, daß man mit Job seinen Geburtstag verwünschen möchte: „Fluch dem Tag, an dem ich ward geboren! Warum wurde überhaupt dem Leidenden das Licht und das Leben denen, die in Bitterkeit des Herzens leben?" (Job 3, 3 20.) Ohne die Aussicht auf ein anderes, ewiges Leben wäre das diesseitige Leben, das die Geburt uns gibt, vielfach nicht wert, gelebt zu werden, und alle Elternfreude wäre mit Galle vermischt, wenn das Kind ihrer Wiege nur ein Kind des Todes wäre. Erst im Lichte des Jenseitsglaubens erscheint uns das irdische Leben trotz seiner Bitterkeiten, ja gerade durch seine Bitterkeiten als Saatkeim des ewigen Lebens, und erst durch die Taufe, die uns zu Erben des ewigen Lebens einsetzt, erhebt sich das Menschenleben zu einem Wertgut, dem alle Leiden der Erde den Wert nicht rauben können. Die Taufe gibt also auch dem irdischen Leben höheren Wert und versöhnt die Lebensmüden wieder mit dem Leben, — das ist ein dritter sozialer Segen des ersten Sakramentes.

2. Die Firmung.

Das zweite Sakrament, die heilige Firmung, ist im Vergleich mit der Taufe das Sakrament der Vollendung, das Siegel der religiösen Mündigkeit. Die Taufe gab den Anfang und legte den Grundstein, die Firmung soll vollenden und ausbauen. Taufscheinkatholiken sind nicht fortschrittliche, sondern in den Anfängen steckengebliebene, im religiösen Wachstum verkümmerte, zwerghafte, unfertige Katholiken, — Kirchen, die nicht ausgebaut wurden und jetzt als Ruinen dastehen. Als Sakrament des religiösen Fortschritts und Vollalters wird die Firmung in

unsern Gegenden an der Wende der Kinderjahre gespendet. In dem Alter, in dem der Heilandknabe von Nazareth zum Tempel pilgerte, ungefähr auch in dem Alter, in dem der Knabe David im Namen des Herrn der Heerscharen dem Goliath entgegentrat, soll unsere Jugend zum Kampfe gegen die Feinde des Heils mit der Kraft aus der Höhe ausgerüstet werden und durch die Hand des Bischofs den Ritterschlag erhalten. Der Prophet, der die Ausgießung des göttlichen Geistes über alles Fleisch verkündete (Joel 2, 28 f.), ruft die Jugend seines Volkes zum heiligen Kampfe: „Führet einen heiligen Krieg! Bietet Helden auf! Auch der Schwächling sage: Ich bin ein Held" (Joel 3, 9 f.). Dem Täufling wird sozusagen im Schlafe die Urkunde des Ehrenbürgerrechtes im Reiche Gottes und der Erbschein des ewigen Lebens in die Wiege gelegt; der Firmling soll, geistig erwacht, mit eigenem Munde den Bürgereid und Fahneneid als mündig erklärter Streiter seines göttlichen Meisters erneuern. Für die menschliche Gesellschaft ist es sicher kein Schaden, wenn unsere Jugend das unreife und halbwüchsige Wesen der Kindheit mit den Kinderschuhen auszieht und sittlich volljährig, mit der Gabe der Weisheit und Kraft gefirmt, ins Leben tritt. Ein Sakrament, das vollkommene Christen erzieht, erzieht auch vollkommene Menschen.

Die besondere Gnadenwirkung der Firmung ist die Stärkung mit dem Heiligen Geiste, damit wir den Glauben standhaft bekennen und demselben getreu nachleben. Wie die sozialen Verhältnisse heute liegen, braucht es zu einem solchen Glaubensbekenntnis und Glaubensleben viel Gnade von seiten Gottes und viel Heldenmut von seiten der Menschen. Unsern Männern im öffentlichen Leben wird es wahrlich nicht leicht gemacht, ihrer religiösen Überzeugung treu zu bleiben, auch dort, wo sie selber fremde Überzeugung ehrlich achten und ihre Wege gehen lassen. Die moderne Menschheit verbietet mit Recht, die Ungläubigen auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen; sie sollte aber auch verbieten, die Gläubigen zu steinigen. Andere wahren sich die Freiheit, ungläubig zu sein und die Kirche zu hassen; den Gläubigen wehrt

man die Freiheit, gläubig zu sein und ihre Kirche zu lieben. Unter diesen Verhältnissen ist die Firmung ein überaus zeitgemäßes und sozial notwendiges Sakrament, und es ist zu begrüßen, daß durch die Verlegung der Erstkommunion in ein früheres Lebensalter die Firmung noch mehr als selbständiges und hochbedeutsames Sakrament erkannt und nicht mehr durch die Nähe der Erstkommunionfeier verdunkelt wird.

Besonders den Arbeitern von heute möchte man die Gnade der Firmung in Stromesfülle wünschen. Wackere Arbeiter haben sich bitter über die Gewaltherrschaft ihrer Kameraden beklagt, die ihnen eine kirchenfeindliche Zeitung aufnötigen und in einen Verband sie drängen wollen, der gegen unsere religiöse und staatliche Ordnung gerichtet ist. Ich weiß, daß solche Arbeiter von Montag früh bis Samstag abends ein wahres Martyrium durchzumachen haben und manchmal mit dem Philosophen der sozialen Frage sprechen möchten: Es geht „über unsere Kraft". Meine lieben Arbeiter! Erweckt in euch die Gnade der Firmung, die in euch ist durch die Auflegung der Hände! (2 Tim. 1, 6.) Es geht nicht über eure Kraft, denn ihr seid mit der Kraft aus der Höhe umkleidet (Luk. 24, 49). Spottet nicht mit den Spöttern! Ihr habt zum Kampfe gegen den Goliath, der den Namen des Herrn und sein Volk lästert, die Rüstung des Heiligen Geistes erhalten. „Stehet fest im Glauben! Handelt nach Männerart und seid Helden!" (1 Kor. 16, 13.) „Führt einen heiligen Krieg! Auch der Schwächling sage: Ich bin ein Held." Man hat die Religion eine „heldenmäßige Form des Daseins" genannt. Die heilige Firmung gab euch den Beruf und die Gnade, unter schwierigen sozialen Verhältnissen ein Held der religiösen Überzeugung zu sein.

Auch darin, daß den Firmlingen Firmpaten zur Seite gegeben werden als Beistand im späteren Leben, ist ein tiefer sozialer Gedanke ausgesprochen. Zwei und zwei sandte der Herr seine Jünger aus (Luk. 10, 1), damit, „wenn der eine fällt, der andere ihm aufhelfe" (Pred. 4, 9 f.). Die bürgerliche Gesetzgebung sucht

den elternlosen Kindern durch die Vormundschaft einen Beistand zu geben. In der kirchlichen Patenschaft kommt der gleiche soziale Gedanke zum Ausdruck.

3. Das heiligste Altarsakrament.

Das dritte Sakrament, der Mittelpunkt und Höhepunkt aller Gnadenmittel, das heiligste Sakrament des Altars, ist das Sakrament der Liebe. Die ganze Sonnenglut der Heilandliebe ist in diesem Geheimnis wie in einem Brennspiegel zusammengefaßt. Die Einsetzung dieses Sakramentes beim letzten Abendmahl war eingerahmt einerseits von der Fußwaschung, jener rührenden Tat dienender Liebe, anderseits vom hohenpriesterlichen Gebet, in dem jeder Satz ein Pulsschlag göttlicher Liebe ist. Der Heiland hätte seinen Jüngern irgendein anderes Andenken hinterlassen können, seinen Stab wie Aaron oder seinen Mantel wie Elias, seine Krippe oder sein Kreuz, sein Bild, von Engelhand gemalt, oder sein Evangelium, von Engelhand geschrieben. Er wollte aber nicht eine Sache als Andenken hinterlassen; er wollte in einem Geheimnis, das nur von einer göttlichen Liebe ausgedacht werden konnte, persönlich, mit dem ganzen Reichtum seiner Verdienste, bei den Menschenkindern bleiben. Damit wird das Sakrament der Liebe zu einem sozialen Gebot persönlicher Mitarbeit auf dem Gebiet der sozialen Liebestätigkeit. Der Arzt ist mehr als die Arznei, der Vater ist mehr als die väterliche Erbschaft, ein herzliches Trostwort ist mehr als ein mürrisch hingeworfenes Almosen.

Die Eucharistie ist im besondern das Sakrament der Opferliebe. „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird" (Luk. 22, 19), „das ist mein Blut des Neuen Bundes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden" (Matth. 26, 28). Das Gotteslamm wäre bereit gewesen, bis zum Ende der Welt am Kreuze zu hangen, um täglich den Schuldbrief der Menschheit zu tilgen. Aber auch ohne dieses ewige blutige Opfer steht die Welt täglich im Zeichen der Opferliebe, da seinem Auftrag

entsprechend „zu seinem Andenken“ (Luk. 22, 19) sein Kreuzopfer fort und fort im Opfer unserer Altäre vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang unblutig erneuert wird. Ein alter Schriftsteller nennt die heilige Messe die tägliche Totenfeier des Gekreuzigten. Wenn doch alle durch den Besuch der heiligen Messe, am Fuße des Opferaltars, lernen möchten, ihre Launen und hundert Wünsche im häuslichen Leben zu opfern! Opfergeist ist das Christlichste am Christentum und das Geheimnis des häuslichen Friedens. Opferliebe lautet das zweite soziale Gebot des Altarsakramentes.

Die Eucharistie ist das Sakrament der Armenliebe. Nicht bloß in der Hauskapelle des Heiligen Vaters, nicht bloß in den Domen der Großstädte, auch in der ärmsten Dorfkirche, die keine goldenen Altargeräte besitzt, hat der eucharistische Gott sein Zelt unter den Menschenkindern aufgeschlagen. Das Gebot der Osterkommunion ruft nicht bloß die Reichen und Großen der Erde an den Tisch des Herrn, auch die Armen auf den Straßen und Gassen hat er eingeladen, mit ihm Abendmahl zu halten, so oft sie wollen. „Kommet alle zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28). An der Kommunionbank knien die Reichen neben den Armen, und alle beten: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“ So wird das Sakrament der Erbarmung für die Besitzenden ein soziales Gebot erbarmender Liebe zu den Armen: durch Armenbrot von ihrem Tische danken die Besitzenden für das Engelbrot, das sie, selber Kostgänger am Tische des Herrn, aus Gottes Hand entgegennehmen.

Das heiligste Altarsakrament ist endlich das Sakrament der Friedensliebe. Am Tische des Herrn sind alle Klassenkämpfe des sozialen Lebens versöhnt. „Ein Brot, ein Leib sind wir viele, die wir an einem Brote teilnehmen“ (1 Kor. 10, 17). In einem Gebet der Kirche heißt es, „die Einheit und der Friede werde in den dargebrachten Opfergaben geheimnisvoll angedeutet“; denn wie aus vielen Weizenkörnern die eine Hostie bereitet und

aus vielen Beeren der eine Kelch gefüllt wird, so sollten alle, die an dem einen Tische das göttliche Mahl genießen, auch eines Herzens und eines Sinnes sein. Die katholischen Vereine sollten wenigstens einmal im Jahre geschlossen eine Generalkommunion halten, womöglich mit gemeinsamen Gebeten und Gesängen. Es ist ein Schauspiel für Engel und Menschen, wenn unsere lieben Männer und Jünglinge in schöner Ordnung, in langen Reihen zum Tische des Herrn gehen, wenn die, die für ihre Familie das Brot des Leibes verdienen, das Brot des ewigen Lebens empfangen. An solchen Tagen wird das religiöse Leben der Vereine genährt; es wird aber auch der kameradschaftliche Geist aufs neue geweckt und manche Zerklüftung überbrückt, wenn die Vereine wie eine Gemeinde von Brüdern „in der Gemeinschaft des Brotbrechens miteinander beharren" (Apg. 4, 42). Friedensliebe und Brudergeist lautet das vierte soziale Gebot des heiligsten Altarsakramentes.

4. Das Bußsakrament.

Die soziale Not der Zeit ist zum Teil durch die wirtschaftlichen Umwälzungen im Gefolge der Maschinentechnik, zum Teil aber auch durch die Genußsucht und die religiös-sittliche Verkommenheit verschuldet. Es ist für jeden einzelnen Menschen bös und bitter, den Herrn, seinen Gott, die Quelle des lebendigen Wassers, zu verlassen und dafür das schmutzige Zisternenwasser zu trinken (Jer. 2, 13 19). Der Sänger des 31. Psalms, der die Sünde eine unerträgliche Last und einen Stachel des Gewissens nennt, hat Millionen von armen Sündern aus der Seele gesprochen. Die Sünde ist aber auch für die Menschheit im großen und ganzen die größte Plage und ein Abgrund sozialen Elends. Wie viel kostbare Jugendkraft wird durch sündhafte Gewohnheiten frühzeitig aufgebraucht, wie viel Frauenglück und Kinderglück durch den Alkohol herzlos begraben, wie viel nationale Gesundheit durch die Unsittlichkeit im Blute vergiftet! Wie viel Haß und Verbitterung wird in unsere Arbeiterwelt hineingeredet,

so daß sie, mit Gott und der Welt zerfallen, sich selber und ihren Familien zur Qual, mit geballten Fäusten durch das Leben gehen!

Wenn das wahr ist, wenn die Sünde die größte Plage der Menschheit ist und die soziale Not zum Teil durch die Sünde verschuldet wurde, dann ist das Bußsakrament, die Lossprechung von der Sünde, ein sozialer Nothelfer. Wenn ein verlorener Sohn sich aufmacht, in der Gewissenserforschung sich ehrlich seinen Seelenzustand eingesteht und mit einer aufrichtigen Reue, ohne welche kein Papst und kein Bischof lossprechen können, dem Stellvertreter des Heilandes beichtet, und wenn dann der Beichtvater im Namen Gottes, der allein Sünden vergeben kann, ihm sagt: Absolvo te — „Ich spreche dich los von deinen Sünden", da ist es, als legte der Heiland selber dem Beichtenden seine Hände auf mit den Worten: „Gehe hin in Frieden, deine Sünden sind dir vergeben." Die Lossprechung hat ihn nicht nur der Gnade und dem Himmel wiedergeschenkt, er ist auch für die Erde, für seine Familie und seine Arbeit ein anderer Mensch geworden. Ein solches Sakrament, das die Seelen entlastet und Alleluja singen lehrt, der Familie den Vater wiederschenkt, Jugendkraft und Volkskraft neu belebt, Haß und Verbitterung aus dem Herzen nimmt, ein solches Sakrament darf wahrhaftig als ein sozialer Wohltäter erster Klasse angesprochen werden. Die Beicht ist keine Tyrannei der Gewissen, sie ist die Befreiung der Gewissen von der Tyrannei der Sünde.

Das Bußsakrament wird in Form eines Bußgerichtes gespendet; denn der Auftrag Jesu Christi, die Sünden nachzulassen oder zu behalten (Joh. 20, 23), forderte gewiß nicht einen willkürlichen, blinden Schulderlaß, sondern einen gerechten Richterspruch, also auch die Kenntnis der Schuld. Wie es für die Durchführung der Staatsgesetze staatliche Gerichtshöfe geben muß, so gibt es für die Gesetze der sittlichen Ordnung die Justiz des Bußsakramentes. Auch vor den Schranken des Bußgerichtes gibt es kein Ansehen der Person und keine doppelte Wage. Der Dienstbote, der seiner Herrschaft Geld veruntreute oder durch seine

Schuld schweren Schaden zufügte oder die Ehre der Herrschaft verleumdete, wird nicht losgesprochen, wenn er nicht das fremde Eigentum zurückerstattet und den Schaden an Eigentum und Ehre wieder gutmacht. Der Soldat, der seine Fahne verließ, wird nicht losgesprochen, wenn er nicht zum Regiment zurückgeht. Aber auch die Großen der Erde, die mit dem König David den Weg der Sünde gingen, müssen Miserere betend mit ihm den Weg der Buße ziehen. An sittlichem Wert steht das Gerichtsverfahren im Beichtstuhl höher als die staatliche Gerichtsbarkeit, weil im Bußgericht der Schuldige sich selber anklagt und freiwillig Sühne leistet, nicht erst durch die Wächter des Gesetzes vor Gericht geschleppt wird. Für das öffentliche Rechtsleben ist das Bußgericht eine wertvolle Unterstützung, zum Teil sogar ein Ersatz der staatlichen Gerichtsbarkeit; denn tausend und tausend Gesetzesfrevel werden nur im Richterstuhl der Buße, niemals vor dem weltlichen Gericht gesühnt. So ist das Bußgericht eine Stütze der staatlichen und sozialen Rechtsordnung, ein Kultursegen.

Dieser soziale Segen des Bußgerichtes wird in seiner ganzen Fülle in Umlauf gesetzt durch die Einzelbeicht. Die katholische Kirche kennt, von Notfällen abgesehen, keine Massenbeichten, wie sie keine Massentaufen und keine Massenfirmungen kennt. Die Einzelbeicht fordert vom Beichtvater mehr Arbeit und vom Beichtkind mehr Mitarbeit als die Massenbeicht, gibt aber dafür Gelegenheit, den einzelnen nach seiner persönlichen Art und sittlichen Verfassung zu mahnen und zu trösten. Der gute Hirt geht dem einzelnen Irrläufer in die Wüste nach, und die heutige Erziehungskunde ist stolz darauf, jedes Kind als Einzelwesen nach seinen persönlichen Anlagen und Verhältnissen erzieherisch zu führen. Dem Jüngling, der die Sünde wie Wasser hineintrinkt und seinen Eltern den Sarg zimmert, muß in der Einzelbeicht ein anderes Wort gesagt werden als der scheinheiligen Person, die im Auge des Nächsten die Splitter sieht, ohne die Balken im eigenen Auge zu sehen. Dem Ehemann, der durch seine rohe Art das Kreuz

und Ärgernis seiner Familie ist, und der Ehefrau, die durch ihre launische oder eifersüchtige Art dem Gatten das häusliche Heim verleidet, gebührt ein anderes Wort als dem Grollenden, der dem Bruder nicht verzeihen will. Dem Verzweifelnden, der mit Selbstmordgedanken am Rande des Abgrundes wandelt, ein anderes Wort als dem Gefährdeten, der eine sündige Beziehung abbrechen muß, und wäre sie ihm lieb wie sein Auge und seine rechte Hand. Keine Statistik gibt darüber Kunde, wie viele durch den Zuspruch in der Beicht aus der Verzweiflung und Verführung gerettet wurden. Mancher Herodes und manche Herodias fordern den Kopf des Beichtvaters, weil er ihnen mit dem Mute des Johannes gesagt hat: Das und das ist dir nicht erlaubt, und mancher schilt das Bußsakrament ein Verbrechen an der Sittlichkeit, weil von dorther eine unerfahrene Unschuld seinen Armen entrissen wurde.

Für die wirtschaftliche Hebung der Stände mag die soziale Gesetzgebung weiter sorgen; für die sittliche Hebung der Menschheit, ohne welche die soziale Frage nicht gelöst wird, sind uns die heiligen Sakramente gegeben. Wenn die Menschen besser werden, werden auch die Zeiten besser. Durch den Bußpsalm „Miserere", der die Menschenherzen aus sittlichem Ruin erhebt und „neu erschafft", werden auch „die Mauern von Jerusalem", die Ruinen des öffentlichen Lebens, „wiederaufgebaut" (Ps. 50, 12 20).

5. Die Letzte Ölung.

Das fünfte Sakrament, die Letzte Ölung der Schwerkranken, hat zunächst eine rein persönliche Bedeutung für die Person des Empfängers. Der Heiland hörte den Notschrei der sterbenden Menschheit: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden", und er, der im Leben die Kranken lieb hatte und selber verlassen den Todeskampf am Kreuze kämpfte, wollte seinen Jüngern die letzten schweren Stunden durch ein besonderes Krankensakrament erleichtern. „Ist jemand krank unter euch, so rufe er die Priester

der Kirche zu sich, und die sollen über ihn beten und ihn mit Öl salben im Namen des Herrn; und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken heilsam sein, und der Herr wird ihm Erleichterung geben, und wenn er in Sünden ist, werden sie ihm erlassen" (Jak. 5, 14 f.). In den hilflosesten Stunden des Lebens, in der Wiege und auf dem Sterbelager, will die Gnade des Herrn den Menschen nicht ohne Hilfe lassen. Die Taufe ist der Morgensegen des Heilandes in der ersten Stunde des Lebens, die Letzte Ölung sein Abendsegen in der elften Stunde. Die Firmung salbt den Menschen für den Lebenskampf, die Letzte Ölung für den Todeskampf.

Ich stand am Sterbelager meiner Mutter. In dem gleichen Jahr, in dem ich ihr den ersten bischöflichen Segen gab, gab sie mir den letzten mütterlichen Segen. Ergeben in den Willen des Herrn, das Angesicht dem himmlischen Jerusalem zugewendet, hat sie ihre Seele in die Hände des Vaters empfohlen. Todesschwäche und Todesangst waren überwunden durch das Sakrament der Letzten Ölung.

Für den Kranken hat die Letzte Ölung eine tiefpersönliche Bedeutung, für den Gesunden ist sie ein religiös-soziales Gebot, die Ringenden nicht hilflos am Kreuze hängen zu lassen, die im Todesschatten Sitzenden zum Lichte zu führen, besonders aber zu einem Schwerkranken den Geistlichen so rechtzeitig zu rufen, daß er nicht ohne den Trost der Sterbesakramente stirbt. Die oft gehörte Ausrede, man wolle den Kranken nicht aufregen, ist in manchen Fällen eine Verschleierung der Priesterscheu, in allen Fällen eine Grausamkeit gegen den Kranken. Nur die Grausamkeit schickt einen Hilflosen ohne Licht und Führer, ohne Wegzehr und Reisepaß in die Nacht hinaus. Im Geiste des fünften Sakramentes liegt es auch, bei den Krankenbesuchen und in der Krankenpflege die Kranken als Abbilder des kreuztragenden und sterbenden Meisters wie etwas Ehrwürdiges und Heiliges zu betrachten. Die Taufe gebietet Ehrfurcht vor dem Kinde, die Letzte Ölung Ehrfurcht vor dem Kranken.

6. Die Priesterweihe.

Die Worte des Lebens aus dem Munde Jesu sollten nicht in der Luft von Palästina verhallen, die Tropfen seines kostbaren Blutes nicht auf dem Felsen von Golgatha spurlos versickern. Auch die andern Länder bis ans Ende der Erde und die späteren Geschlechter bis ans Ende der Zeiten sollten im Lichte seines Evangeliums wandeln und in Freude aus den Quellen des Heiles schöpfen. Durch die Priesterweihe werden kraft apostolischer Nachfolge die Männer auserwählt und gesalbt, die als Jüngerkreis des ewigen Hohenpriesters die Gedanken seines Herzens weiterdenken, die Sprache seines Mundes weitersprechen und die Gnadenwerke seiner Hände weiterwirken sollen. „Man halte uns für Diener Christi und Ausspender der Geheimnisse Gottes“ (1 Kor. 4, 1). Die wesentliche Gabe der Priesterweihe und die höchste Aufgabe des Priesterlebens ist „das Ausspenden der Geheimnisse“, d. h. die Verwaltung der heiligen Sakramente. Die sozialen Segenswirkungen der Taufe und Letzten Ölung, des Altarsakramentes und Bußsakramentes, von denen bisher die Rede war, sind also in der Priesterweihe im Keime eingeschlossen.

Der durch und durch soziale Charakter des sechsten Sakramentes gibt sich aber auch geradewegs am Mittleramt des Priesters zu erkennen. Die Menschen von heute werden nicht unmittelbar und höchst eigenhändig vom Heiland losgesprochen wie Magdalena. Sie können sich auch nicht auf eigene Faust die Gnade aus den Schatzkammern des Himmelreiches holen, denn die Schlüssel des Himmelreiches sind nicht in ihre Hände gelegt. Die Gläubigen können sich auch nicht gegenseitig die Sakramente spenden; der Apostel hat nicht die ganze Gemeinde von Korinth „Ausspender der Geheimnisse“ genannt. Wie der Herr bei der Brotvermehrung durch die Hände der Apostel Brot und Fisch an das hungernde Volk verteilte, so reicht er heute auch das Brot der Engel durch die Hand seiner Gesalbten. Diese Mittlerstellung

der Priester ist kein Raub an der Ehre des einen Hohenpriesters, „des einen Mittlers zwischen Gott und den Menschen" (1 Tim. 2, 5), so wenig die Lehrer und Väter der Erde das Wort des Herrn verdunkeln: „einer ist euer Lehrer, einer ist euer Vater" (Matth. 23, 8 f.). Wohl aber liegt darin der soziale Gedanke: Wie der Mensch vom Menschen geboren wird im Reiche der Natur, soll der Mensch vom Menschen auch wiedergeboren werden im Reiche der Gnade.

Durch die kirchliche Sendung sind die Priester bis in das kleinste Dorf hinaus auf die Seelsorgsposten verteilt. Dort leben sie mitten unter dem Volke, abseits von den großen Heerstraßen der geschäftigen Welt, ohne die Bequemlichkeiten der andern akademischen Berufe, und doch glücklich, an der Seite des Meisters bei den Menschenkindern zu sein. Dort opfern sie für das Volk ihr tägliches Brevier, ihre heilige Messe, ihre Arbeit und nicht selten ihr Leben. „Zwischen dem Vorhof und dem Altar rufen die Priester, die Diener des Herrn, unter Tränen: Schone, o Herr, schone deines Volkes!" (Joel 2, 17.) Durch die Arbeit im Beichtstuhl, die manches Priesterleben langsam zu Grabe trägt, durch den Dienst in der Schule und am Krankenbett wollen die Priester mit dem suchenden Eifer des guten Hirten stärken, was schwach ist, heilen, was krank ist, verbinden, was verwundet, sammeln, was zerstreut, und heimholen, was verirrt ist. Seelsorge ist soziale Großtat. Wer das Volk von seinen Hirten losreißt, begeht eine soziale Freveltat.

Die Priester auf dem Berge des Herrn sind Wächter der religiös-sittlichen und damit auch der sozial-staatlichen Ordnung. Religion und Sittlichkeit sind die Grundmauern jeder gesellschaftlichen Ordnung. Das Glück der Völker und die andern großen Anliegen der Menschheit lassen sich nicht ungestraft dem Segen der Religion und des Sittengesetzes entziehen. Die Feinde der religiösen Ordnung sind also zugleich Feinde der staatlichen Ordnung, und der Sturmlauf gegen die sittlichen Gesetze ist der Anlauf zur sozialen Revolution. Der Priester, der an

den Toren des Heiligtums Religion und Sitte im Volke verteidigt, hält damit den gesalbten Schild über die soziale Ordnung des Staates.

Noch unter einem andern Gesichtspunkt hat die staatliche Ordnung dem Priesterstande viel zu danken. Ohne Autorität muß jede Weltordnung aus den Fugen gehen, und nicht ohne Bangen beobachten wir, wie unheimlich die Flutwellen der Unbotmäßigkeit die Grundmauern des staatlichen Gebäudes unterwühlen. Die Priesterschaft steht mitten im Volke als Vertreter der kirchlichen Autorität. In seinem eigenen Aufbau, durch die Unterordnung der einzelnen Hirten unter den Oberhirten und der Oberhirten unter den obersten Hohenpriester ist das katholische Priestertum eine ragende Pyramide des Autoritätsgedankens. Das Priestertum der katholischen Kirche hat das weltgeschichtliche Verdienst, die Völker zum Gehorsam gegen die Obrigkeit erzogen zu haben, und heute werden wir mehr als je das Auge des Volkes schärfen, damit es den Strahl gottgegebener Autorität in den Kronen der Fürsten leuchten sehe. Es ist doch merkwürdig, daß die Totengräber der staatlichen Ordnung keinen Beamtenstand des Vaterlandes, auch nicht den Militärstand, mit einem so blindwütigen Hasse verfolgen wie den Priesterstand. Sie fühlen ohne weiteres, daß der Gesalbte des Herrn, der Herold der göttlichen Majestätsrechte und der kirchlichen Autorität, der treueste Wächter jeglicher Autorität ist.

7. Die Ehe.

Das letzte Sakrament in der heiligen Siebenzahl, das Ehesakrament, ist in sozialer (nicht in religiöser) Hinsicht die Krone der Gnadenmittel, das einzige, das gleichzeitig an zwei Menschen gespendet wird. Das Sakrament der Priesterweihe weiht die Sendboten des göttlichen Erlösersegens, das Sakrament der Ehe segnet die Sendboten des göttlichen Schöpfersegens.

Der eheliche Bund ist die Keimzelle der menschlichen Gesellschaft, die Wurzel aller Gemeinwesen des öffent-

lichen Lebens. Wie aber die Gesundheit eines Baumes, die Stärke seiner Zweige, die Güte seiner Früchte von der Kraft seiner Wurzel abhängt, so wird auch die Gesundheit der menschlichen Gesellschaft in erster Linie von der Gesundheit der Ehe abhängig sein. „Wenn die Wurzel heilig ist, sind es auch die Zweige" (Röm. 11, 16); wenn die Wurzel krank ist, sind es auch die Zweige. Alles, was die rechte Auffassung des Ehebundes trübt und die Familie auflöst, arbeitet auf den Sturz der gesellschaftlichen Ordnung hin, ist also ein soziales Verbrechen, während die sittliche Hebung und Festigung der Ehe eine soziale Tat bedeutet. Staat und Gesellschaft können zur Ehe sagen: Dein Leben ist mein Leben, und dein Tod ist mein Tod. In welchem Lichtglanz muß da der Sohn der Jungfrau, der Erlöser der Welt, erscheinen, der den natürlichen Ehevertrag zur Würde eines Sakramentes erhob und damit die Wurzel der Gesellschaft in das Erdreich der Gnade einsenkte! Die Frucht des Ehebundes soll unter dem Sonnenschein der Gnade reifen, und zwar von Haus aus, weil sie nicht für Erbsünde und Tod, sondern für Taufe und Leben reifen soll. Diese Umwandlung des Naturlebens in ein Gnadenmittel war ein größeres Wunder als die Verwandlung von Wasser in Wein auf der Hochzeit zu Kana. Das Ehesakrament ist ein Heilandsegen über die Lebenskeime der menschlichen Gesellschaft.

Das Ehesakrament ist im besondern ein Heilandsegen über die Völker, ein Schutz gegen Todeskeime des völkischen Lebens. Die letzten Volkszählungen haben in der Frage „Zahl der Geburten" einen erschrecklichen Rückgang der Kinderzahl auch in Deutschland ergeben. Gewissenlose Volksverführer verkünden bereits in den Dörfern ein Evangelium, das nicht vom Vater im Himmel, sondern von Fleisch und Blut geoffenbart ist. Sie wollen unser Volk verführen, von Kinderfluch zu sprechen statt von Kindersegen, und an den Wiegen zu trauern, wie man bisher an den Gräbern trauerte. Die katholische Kirche sagt den Völkern des 20. Jahrhunderts im Namen Gottes: Die Ehe ist

ein Sakrament, d. h. ein Heiligtum der Gnade, von der Natur und vom Heiland dazu bestimmt, die Wiege neuen Lebens zu sein. Nun habt ihr den Baum des Lebens, der im Garten Gottes stehen soll, in die Gefilde von Sodoma verpflanzt. Es ist die Umkehr aller sittlichen Ordnung, wenn die Ehe, eine Königin im Reiche des sozialen Gedankens, zur Sklavin der Selbstsucht in der häßlichsten Form erniedrigt wird. Die Entheiligung heiliger Rechte ist ein Greuel vor Gott und ein Todeskeim für das Leben des Volkes. Die Gesundheit eines Volkes wurzelt in seiner sittlichen Kraft, nicht im unsittlichen Genuß. Wenn einmal ein Volk mehr Särge als Wiegen braucht, ist es auf dem Wege zum völkischen Selbstmord. Eine Kirche, die so spricht, ist keine Feindin des Vaterlandes und der irdischen Kultur.

Noch einen dritten Kultursegen hat das Ehesakrament gespendet: Es hat ein festes Familienrecht geschaffen und damit das häusliche Leben wie einen Ehering fest umschlossen. Früher konnte die Frau durch einen Scheidebrief von heute auf morgen heimatlos auf die Gasse gestoßen werden, bis der Heiland mit dem feierlichen „Ich aber sage euch" der Willkür der Scheidebriefe ein Ende machte (Matth. 19, 1—9) und der Frau ein festes Heimatrecht in ihrer Familie verschaffte. Ein Ehebund auf Kündigung würde auch die Kinder der Gefahr aussetzen, bei Lebzeiten ihrer Eltern Waisenkinder zu werden. Die unauflösliche, sakramental geweihte Ehe ist also der sicherste Schutz der Frauen- und Kinderrechte, ein Heilandsegen über die Familie. Was Menschenrechte schützt, ist eine soziale Wohltat.

* * *

Ein frommer Künstler, Meister Overbeck, hat am Abend seines Lebens die sieben heiligen Sakramente in sieben Bildern dargestellt und der Königin Marie von Bayern gewidmet. Er nannte selber seine Bilder sieben Psalmen, die er auf der Harfe der Kunst gesungen habe, um Freund und Feind in der Sprache der Kunst die Lehre der Kirche in ihrer Schönheit und Erhaben-

heit zu zeigen. Die heiligen Sakramente sind in der Tat ein nie verstummendes Harfenlied von der göttlichen Barmherzigkeit.

Die Fastenzeit ruft uns zu den Sakramenten der Buße und des Altars, lassen wir uns nicht vergebens rufen! Der Heilige Vater mahnt, recht oft zum Tische des Herrn zu gehen, lassen wir uns nicht vergebens mahnen! Wie groß muß erst die Gnadenfülle der heiligen Sakramente für das *religiöse* Leben sein, wenn sie nebenbei für das soziale Kulturleben schon so viel Segen spenden!

Als das Gotteslamm das Buch mit den sieben Siegeln geöffnet und enträtselt hatte, stimmte der ganze Himmel ein Hosianna an: „Dem Lamme sei Preis und Ehre und Herrlichkeit und Macht!" (Offb. 5, 13.) Dieses Hosianna des Himmels soll auf Erden widerhallen! Wir wollen dem Gottessohn, dem Gnadenkönig der heiligen Sakramente, siebenfach danken: Heiland der Welt, du Lehrer der Menschenrechte und der Menschenliebe, du Salböl der Heldenkraft im Lebenskampf und Todeskampf, du Schutzherr der Autorität und sozialen Ordnung, du der größte Wohltäter der menschlichen Gesellschaft: Preis dir und Ehre und Herrlichkeit und Macht in alle Ewigkeit!

III. Der Marienkult eine Schule des Glaubens.

Rede auf dem sechsten internationalen Marianischen Kongreß in Trier am 5. August 1912.

Die Menschheit von heute hat sich aus Glaubensscheu in *tolle Widersprüche* verwickelt. Der Spiritismus will die Geister des Totenreiches aushorchen und durch verschlossene Jenseitstore einen verstohlenen Blick werfen. Wenn aber die Offenbarung die Tore der jenseitigen Welt weit auftut, dann wendet man die Augen ab. Der Rationalismus will die Grenzen der Erkenntnis immer weiter hinausrücken und das Leben immer lichtvoller gestalten. Wenn aber der Glaube ihnen entgegentritt und sagt:

„Ihr Lichtsucher des 20. Jahrhunderts, kommt mit, ich führe euch auf Berge, wo Gottes Sonnen leuchten, und öffne euch das Lichtreich ewiger Wahrheiten und will euern Wahrheitsbesitz bereichern und euer geistiges Sehfeld erweitern", dann wendet man die Augen ab. Sie suchen das Licht und scheuen das Licht. Wenn ein Mann kommt und sagt: Ich bin am Nordpol gewesen, die Hunde am Schlitten und die Eisbären können es bezeugen, dann wird er in Europa und Amerika mit Banketten und Banknoten gefeiert, und die nämliche Menschheit, die so leichtgläubig an das Tagebuch von Cook wie an ein Evangelium geglaubt hat, ist so schwergläubig, wenn die Kirche spricht, beurkundet im Evangelium des Herrn, umleuchtet von der Majestät der Jahrtausende, gesegnet von den Völkern der Geschichte. So kritiklos und leichtgläubig gegenüber dem Menschenwort, so kritisch und ungläubig gegenüber dem Gotteswort! Widersprüche im modernen Geistesleben aus lauter Glaubensscheu und Dogmenangst!

Der Marianische Kongreß steht im Zeichen einer wundersamen Szene im Evangelium (Luk. 11, 15 27—28). Aufgeklärte Geister hatten dem Heiland den empörenden Vorwurf ins Gesicht geschleudert, er stehe im Bunde mit der Hölle. Eine einfache Frau aus dem Volke empörte sich über dieses Lästerwort und rief mit lauter Stimme: „Selig der Leib, der dich getragen hat, und die Brust, an der du getrunken hast!" Mit echt weiblichem Empfinden richtet diese Frau ihren Segensgruß an die Heiland*mutter*, nicht unmittelbar an die Person des Heilandes. Die Antwort Jesu war ein neues Evangelium: „*Erst recht selig die, welche Gottes Wort hören und es bewahren!*" In meinem Reiche soll nicht nur die eine Auserwählte selig sein. Ein jeder, der guten Willens ist und im Glauben Gottes Wort bewahrt, soll selig werden. Die Antwort des Heilandes bedeutete nicht: Ihr dürft meine Mutter *nicht* seligpreisen; sie bedeutete vielmehr: Ihr habt *doppelten Grund*, meine Mutter seligzupreisen, weil sie erstens durch die Geburt mir blutsverwandt und zweitens durch den Glauben mir seelenverwandt

war, weil sie treuer als je ein Heilandjünger die Worte Gottes „in ihrem Herzen bewahrte" (Luk. 2, 19 51). Damit hat der Heiland selber die Seligpreisung seiner Mutter, das Thema der Marianischen Kongresse, mit der Seligpreisung des Glaubens in Verbindung gebracht.

Wenn der Marianische Kongreß für das religiöse Leben Wirklichkeitsbedeutung haben will, muß er vor allem über die Grundlagen des religiösen Lebens einen Segen sprechen, und diese Grundlage heißt Glaube. Was bedeutet der Marienkult für unser Glaubensleben? Ist er wirklich ein Stück Aberglaube in der katholischen Glaubenslehre, eine Ablenkung vom Mittelpunkt des christlichen Glaubens? Wir werden sehen, daß wir trotz des Marienkultes, nein gerade durch den Marienkult Heilandjünger aus ganzer Seele und aus allen Kräften werden können. Der Marienkult ist ein Schutz und eine Schule des Glaubens.

1. Der Marienkult eine Schule der Glaubensklarheit.

Zuallererst müssen wir uns klar sein über die Frage: Was heißt denn eigentlich „glauben"? Und wie kommt ein Glaubensakt in seinem seelischen Werdegang zustande? Der hl. Lukas, der uns unter allen Evangelisten die meisten Marienszenen und Marienworte aufbewahrt hat und deshalb der Patron der Marianischen Kongresse werden sollte, hat in der ersten Marienszene seines Evangeliums, in der Verkündigung (Luk. 1, 26—38), die Mutter Gottes als lebendige Antwort auf diese erste Frage hingestellt. In jener Zeit wurde der Bote des Himmels mit dem ersten Ave Maria zur Jungfrau von Nazareth gesandt. Die erste Antwort der Gnadenvollen war ruhiges, nachdenkendes Schweigen: „Sie bedachte bei sich, was das für ein Gruß sei." Sie überstürzte sich nicht in einem gedankenlosen Kredo, sie prüft zuerst nachdenkend die Geister und ihre Grüße, ob sie aus Gott seien. Der Engel unterbricht das Schweigen: „Du wirst einem Sohne das Leben schenken und seinen Namen Jesus nennen."

Drauf die Jungfrau: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?" Das zweite Wort des Engels kündet ein Geheimnis, eine Glaubenswahrheit, und die zweite Antwort der Jungfrau ist eine Frage nach dem Wie und Woher, eine Frage, die nicht den Zweifel, sondern das tiefere Verständnis der Geheimnisse Gottes sucht. Engel Gottes, du weißt, ich habe der irdischen Liebe entsagt und mein ganzes Wesen dem Herrn auf Sion verlobt, sag mir um Gottes willen: Wie soll das geschehen? Da weist der Engel auf die Allmacht Gottes hin: „Die Kraft des Allerhöchsten wird ihren Schatten über dich werfen, bei Gott ist kein Ding unmöglich", und jetzt zittert ein Akt des Glaubens durch ihre Seele, jetzt schweigen alle Fragen. „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort." Die dritte Antwort Marias ist ein bedingungsloses Kredo. Kein äußeres Unterpfand im Reiche der sinnlichen Erfahrung bestätigt ihr die Tatsache der Menschwerdung; genug, es ist Gottes Wort, getragen von Gottes Kraft, und dazu spricht sie gläubig Ja und Amen. Daraufhin wurde es still in der Kammer von Nazareth, so still wie bei der Wandlung in unsern Kirchen. Während in ihrem Garten die Lilien weiterblühten, ist das Wort des Vaters Fleisch geworden, und seine Mutter wurde ein paar Tage später begrüßt: „Selig bist du, daß du geglaubt hast" (Luk. 1, 41). Maria — die lebendige biblische Antwort auf die Frage nach dem Wesen und Werden des Glaubens!

Der Glaube hat eine *doppelte Voraussetzung*, eine Tatsache von seiten Gottes und eine Tat von seiten des Menschen. *Die Tatsache von seiten Gottes* ist die Offenbarung. Gott hat gesprochen, in der Vorzeit durch die Propheten, in der Zeitenfülle durch seinen Sohn. Die Tatsache der Offenbarung läßt sich geschichtlich beweisen. Wie in Nazareth, wird überall Gottes Wort dem einzelnen nicht unmittelbar durch Gottes Mund, sondern mittelbar durch Gottes Boten überbracht, gleichviel, ob dieser Bote Gabriel oder Petrus oder Pius heißt. Glauben heißt alles für wahr halten, was Gott, die ewige Wahrheit, geoffenbart hat

und durch seine Kirche zu glauben vorstellt. Geheimnisse können den Glauben nicht in Mißkredit bringen. Gottes Offenbarung bietet Gottesgedanken, und Gottesgedanken ragen naturgemäß himmelhoch über die Fassungskraft der Menschen hinaus. Ich würde eher an einer Glaubenslehre irre werden, in der alles klar wie Wasser und durchsichtig wäre bis auf den Grund; denn damit wäre bewiesen, daß ein solcher Glaube Menschengedanken enthielte, keine Gottesgedanken. Hinter jedem Glaubenssatz steht die ganze Majestät der göttlichen Wahrheit. Es ist Gottes Wort, getragen von Gottes Kraft, und bei Gott ist kein Ding unmöglich. Das ist die Tatsache von seiten Gottes.

Die Tat von seiten des Menschen ist die freie Verstandeszustimmung zum Wort der Offenbarung. Es kommt kein Glaubensakt zustande ohne den guten, von der Gnade getragenen Willen zum Glauben. Marias erste Antwort war ein ruhiges, nachdenkliches Schweigen. Legionen Gottesboten verkünden heute noch der Menschheit Gottes Worte. Der Gassenlärm aber und die Unrast des Lebens übertönen die Botschaft der Gottesboten. Der Menschheit von heute fehlt die seelische Ruhe, die Luftschicht von Nazareth. Die Botschaft hört sie wohl, allein ihr fehlt der Glaube. Marias zweite Antwort war eine prüfende Frage. Glauben heißt nicht die Augen verbinden und die Stirne verbrettern, der Gläubige darf und soll mit offenen Augen nach dem tieferen Verständnis der Geheimnisse Gottes suchen. Wir wissen, wem wir glauben (2 Tim. 1, 12). „Es ist das Ende aller Philosophie, zu wissen, daß wir glauben müssen." Maria „bedachte bei sich"; der Glaube nach dem Herzen der Heilandmutter ist also ein „Bedenken", eine Verstandeszustimmung, eine Geistestat, kein gedankenloses, kein geistloses Amensagen.

Auch keine Ausgeburt des Gefühls, keine Seifenblase des inneren Erlebens, wie die Glaubenslehre des Modernismus behauptet. Die Erziehungskunst hat die auf Kosten von Verstand und Charakter überspannte Gefühlskultur aus ihrem Arbeitsplan verbannt; die Schule, auch die Mädchenschule, will die Kinder

mit klarem Blick, mit wetterfesten Grundsätzen, unabhängig von den Augenblicksstimmungen und Launen des Gefühls, ins Leben schicken. Der Modernismus hat die Verstandesarbeit im religiösen Leben in Bann und Acht erklärt und den Glauben an das Gefühl verraten. Das Gefühl ist aber ein schlechter Berater im religiösen Leben. Das Gefühl für sich allein ist der Nährboden der Glaubensverschwommenheit. Nazareth ist eine Marienschule der Glaubensklarheit.

2. Der Marienkult eine Schule der Glaubensreinheit.

Unsere heilige Kirche hat es oft hören müssen: Du hast das reine Evangelium gefälscht und verwässert. „Dein Silber ist zu Schlacken geworden, dein Wein ist mit Wasser vermischt" (Js. 1, 22). Du hast fremde Götter auf den Altar erhoben und einen andern Grund legen wollen als jenen, der in Christus gelegt ist. Ist es wirklich so? Ist der Marienkult eine Gefahr für den reinen Gottesglauben und den reinen Heilandglauben?

Wir haben in der Heiligen Schrift einen Lobgesang aus dem Munde Marias, worin sich wie in einem Spiegel ihre innere Gedankenwelt widerspiegelt. Ich meine das Magnifikat (Luk. 1, 46—55), dieses herrliche Brevier des marianischen Innenlebens. Elisabeth hatte, „vom Heiligen Geiste erfüllt" (Luk. 1, 41), die Mutter Immanuels als die Gebenedeite unter den Frauen begrüßt; Maria aber, die Magd des Herrn, trug im Magnifikat diesen Lobpreis auf ihre Person als Gotteslob ins Heiligtum: „Meine Seele lobsingt dem Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland." Maria bezeichnete im Magnifikat den ganzen reichen Gnadenschmuck ihrer Seele als ein Almosen aus Gottes Hand, als einen Gnadenblick aus Gottes Augen: „Er hat herabgeblickt auf seine kleine, kleine Magd." Maria erkannte im Magnifikat in allem Weltgeschehen das Walten der göttlichen Allmacht: „Er wirkt machtvoll mit seinem Arm; er zerstäubt die hochfahrenden Geister; er stürzt die Machthaber vom

Thron und stellt die Kleinen auf Höhen." Das Magnifikat ist Gotteslob, ein Hochgesang auf das majestätische Walten der göttlichen Gnade und Allmacht. Unser Marienkult ist Geist vom Geiste des Magnifikat. Ein Magnifikat unsere Rosenkränze und Marienfeste, ein Magnifikat unsere Gnadenbilder und Liebfrauendome, ein Magnifikat unsere Marianischen Tagungen, alles in letzter Linie ein Lobgesang an den Herrn, der Großes an ihr getan und seine kleine, kleine Magd auf Höhen gestellt und mit Gütern bereichert hat. Unser Mariendienst ist also keine Ablenkung vom Gottesdienst, kein Raub an Gottes Ehre. Dort, wo nach dem Vaterunser das Ave Maria gebetet wird, werden deshalb nicht weniger Vaterunser gebetet, und wo das Marienbild im Lichterkranz erstrahlt, wird deshalb das Christusbild nicht in die dunkle Ecke gestellt.

Der Marienkult ist auch keine Gefahr für den biblisch-reinen Heilandglauben. Manche Erlebnisse der Kindheitsgeschichte Jesu, wie die Verkündigung, hat der Evangelist ohne Zweifel von der Mutter Jesu sich erzählen lassen. Alle Christusgläubigen müßten ihr für diese Bereicherung des Evangeliums dankbar sein. Wie die Evangelisten unverwandt das Auge auf den Heiland gerichtet halten und alles ausschalten, was nicht in unmittelbarer Beziehung zu diesem Mittelpunkt des Evangeliums steht, und darum von der Jugendzeit Marias nichts erzählen, so will auch der Marienkult, Geist vom Geiste des Evangeliums, an der christozentrischen Auffassung unseres Glaubens nicht rütteln. Die Mutter Jesu ist eine relative Größe; alle Linien ihres Charakters und ihres Lebens führen zum Mittelpunkt unseres Glaubens, zu ihrem göttlichen Sohn. Maria ist nicht unsere Erlöserin. Sie hat dem Erlöser zum großen Opfertag den Opferleib unter ihrem Herzen bereitet, sie ist bei seiner Opfertat neben ihm gestanden, wie der Diakon beim Hochamt neben dem Opferpriester steht. Maria kann die Morgengabe der Erlösung und die herrlichste Errungenschaft des Erlösers heißen, sie ist aber nicht Miterlöserin in dem Sinne, wie der Heiland der

Erlöser ist. Auch die Gnade ihrer erbsündelosen Empfängnis war ihr, wie die Kirche amtlich erklärte, „im Hinblick auf die Verdienste Christi" gegeben. Gerade das Dogma von 1854 war für die Erbsündebeladenen ein Heilandruf mit Posaunengewalt: Kommt alle zu dem Lamme, das die Sünden der Welt hinwegnimmt und der Schlange den Kopf zertritt!

In den Glaubenskämpfen des 4. und 5. Jahrhunderts um die wahre Gottheit und wahre Menschheit Christi war der Name „Theotókos", Gottesmutter, ein Schild des reinen Christusglaubens und ein Schibboleth der Christusgläubigen; denn wer eine Gottesmutter bekennt, bekennt damit die Gottheit ihres Sohnes, und wer eine Gottesmutter bekennt, bekennt damit die wahre Menschheit des von ihr gebornen Kindes. Als das Konzil von Ephesus im Jahre 431 im ersten Kanon diesen Glaubenssatz aufstellte: „Immanuel ist wahrer Gott und deshalb ist die heilige Jungfrau Gottesmutter", geleitete das Volk die Väter des Konzils im Triumph nach Hause, nicht weil man jetzt eine getaufte Diana in Ephesus hatte, sondern weil man eine Mutter hatte. Es ist eine geschichtliche Tatsache, daß der neue Glaube des 16. Jahrhunderts an vielen Orten, namentlich in Italien, aus dem Grunde keinen Anhang fand, weil das Volk um keinen Preis auf den Madonnenkult verzichtete. Und wenn moderne Stimmen das geschichtliche Dasein Christi ins Reich der Märchen weisen, oder wenn modernistische Stimmen das Christusbild in eine geschichtliche und eine mystische Hälfte zerteilen wollen, wird das katholische Volk auch in den Christuskämpfen von heute am Marienkult einen festen Halt für seinen Heilandglauben haben. Das ist der Sinn des kirchlichen Gebetes: „Du, o Gottesmutter, hast allein alle Irrlehren in der ganzen Welt zunichte gemacht."

Unser Marienkult ist Geist vom Geiste des Magnifikat, Geist vom Geiste des Evangeliums und Geist vom Geiste des Heilandes. Der Menschensohn hat in Nazareth jahrzehntelang seine Mutter in Ehren gehalten und gegrüßt und geliebt, so kindlich und treu, wie nie ein Menschenkind gegen seine Mutter war.

Wir treten in seine Spuren und zeichnen an seinem Bilde, wenn wir das in Ehren halten und grüßen und lieben, was er verehrt und geliebt hat, seine Mutter. In Kana hat Maria ein Wort gesprochen, das für alle Heilandjünger ein Leitstern der Nachfolge Jesu werden könnte: „Was er euch sagt, das tut!" (Joh. 2, 5.) In Jerusalem hat sie sicher nach der Himmelfahrt des Herrn im Witwenschleier die heiligen Stätten des Leidens besucht und den Boden geküßt, der das Blut ihres Sohnes getrunken hatte, und damit die junge Christengemeinde in die Andacht zum bittern Leiden des Erlösers eingeführt. Wer heute den Rosenkranz betet, der wacht am Tore der Weisheit, der versenkt sich betrachtend in die Geheimnisse des Lebens Jesu, in das Weihnachtsgeheimnis („den du, o Jungfrau, geboren hast"), in das Ostergeheimnis („der von den Toten auferstanden ist") und in das Pfingstgeheimnis („der uns den Heiligen Geist gesandt hat"). Und wenn der Heiland heute durch unsere Versammlung ginge, er würde nicht sagen: Löscht eure Kerzen und zerbrecht eure Harfen! Er würde zur Versammlung sagen: Sieh deine Mutter! Wer der Mutter nahesteht, kann dem Sohne nicht fremd sein.

3. Der Marienkult eine Schule der Glaubenseinheit.

Die Mutter ist der Sammelpunkt im Familienleben. Solange die Mutter lebt, ist der Kreis der Geschwister fester geschlossen als nach ihrem Tode. Auch die apostolische Urgemeinde in Jerusalem scharte sich wie eine Familie um die Mutter des Herrn: „Sie alle hielten einmütig beieinander aus, zusammen mit den Frauen und Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern" (Apg. 1, 14). Und heute bietet sich uns das herrliche Schauspiel: Während die Völker, bis an die Zähne bewaffnet, einander fremd und immer fremder werden, hat der internationale Marianische Kongreß die Völker hier um das Bild der gemeinsamen Mutter versammelt zum gleichen Ave Maria, zum gleichen Kredo. Handel-Mazzetti, die Künstlerin, läßt einmal die Gottesmutter bei einem

kleinen Zwist zu den Aposteln sagen: „Liebet einander, habt keinen Zwist, Ihr schaffet all für den gleichen Christ!"

Der Marienkult eine Schule der Glaubenseinheit. Der ungenähte Rock des Heilandes (Joh. 19, 23), in der Sprache der christlichen Sinnbilder ein Bild der Glaubenseinheit, wurde ohne Zweifel nach der Sitte des Morgenlandes von der Hand Marias am Webstuhl in Nazareth gewebt. So soll der Marienkult nach dem Herzen der Kirche die Einheit des Glaubens uns sichern und das hochzeitliche Gewand des Glaubens uns weben, einen Glauben ohne Wenn und Aber, einen Glauben ohne Riß und Naht.

4. Der Marienkult eine Schule der Glaubenspietät.

In weiten Kreisen unserer Zeitgenossen wird der Glaube pietätlos behandelt und das Heilige auf die Gasse geworfen. Man kann die pietätlosen Gegner des Glaubens in drei Lager teilen. Im ersten Lager die Glaubensverneiner, im Banne des festen Gedankens, es sei moderner und eindrucksvoller, den Liberalen zu spielen und den alten Glauben der Väter zu verneinen oder gar zu verhöhnen. Hier wird der Glaube zu einer Modesache erniedrigt von oberflächlichen Geistern, die niemals in einer Glaubenswahrheit tiefer gegraben haben. Im zweiten Lager die Glaubenskritiker. Sie wollen die einzelnen Glaubenswahrheiten nur so weit annehmen, als sie sich dem einzelnen Forscher aus innerer Klarheit, ohne die äußere gegebene Glaubensautorität der Kirche, als annehmbar darstellen. Die Geister dieses Lagers vergessen: der Glaube ist die Sprache einer andern Welt und deshalb mit dem Wörterbuch unserer Erfahrungswelt nicht vollentsprechend auszudrücken. Der Glaube ist Wertgut einer höheren Welt und deshalb mit dem Winkelmaß der Erde nicht auszumessen und auf der Kaufmannswage der Erde nicht abzuwiegen. Das Glaubensgebiet ist heiliger Boden. Wir müssen die Schuhe von den Füßen ziehen. Wir dürfen nicht mit dem Staub der Landstraße an den Schuhen ins Heiligtum des Glaubens stürmen. Das dritte Lager der Pietätlosen umfaßt die Glaubens-

proleten, jene geistlosen Geschäftsmenschen, die am liebsten Bettelbriefe schreiben und nur so lange dem Glauben den Kredit bewahren, als sie keine Kirchenumlagen zahlen müssen oder sonst einen Vorteil vom Glauben haben. Ja, wenn man mit einem Ave Maria schönes Wetter machen, mit einem Rosenkranz eine Hypothek abstoßen, mit einer Wallfahrt unfehlbar eine Krankheit sich vom Leibe halten könnte, o, sie würden in Haufen zur Mutter Gottes laufen, und wir wären vor lauter „Religion" religionslos geworden. Der Glaube ist kein Geschäftsträger irdischer Vorteile.

Dieser pietätlosen Behandlung des Glaubens setzt der Marienkult das Gesetz der Pietät entgegen. Jeder Muttername ist Pietät, und die Mutter Gottes im besondern kann allen, die mit dem Glaubensgute spielen, zurufen: „Ihr seid um teuern Preis erkauft, nicht mit Gold und Silber, sondern mit dem kostbaren Blute des unbefleckten Lammes" (1 Kor. 6, 20. 1 Petri 1, 18 f.). Ihr dürft das Heilige, das meinem Sohn und mir so teuer zu stehen kam, nicht so billig euch abkaufen lassen!

Mein bischöfliches Brustkreuz ist mir heilig, weil es eine Partikel vom Kreuze Christi enthält; es ist mir aber auch deshalb heilig, weil meine Mutter mit sterbenden Lippen es geküßt hat. So ist das Kreuz, das Sinnbild des Glaubens, uns heilig, weil es gesalbt ist mit dem Blute des Heilands, aber auch geweiht ist mit den Tränen der Heilandmutter.

Die neue Zeit hat die Losung ausgegeben: Mehr Ehrfurcht vor dem Kinde, mehr Ehrfurcht vor der Frau! Ja, Ehrfurcht vor dem Kinde, weil auf dem Haupte des Kindes ein Strahl vom Kinde von Bethlehem leuchtet; Ehrfurcht vor der Frau, weil auf dem Haupte der Frau ein Strahl von der Gesegneten unter den Frauen leuchtet. Ehrfurcht vor dem Menschlichen, aber auch Ehrfurcht vor dem Göttlichen — Glaubenspietät!

5. Der Marienkult eine Schule der Glaubensinnigkeit.

Die gelehrten Glaubensbeweise werden niemals die einzigen Stützen des Glaubens sein, wenigstens nicht für die breiten Schichten

des Volkes. Die Glaubensbeweise haben ihr Gutes; denn unser Glaube ist Licht vom Lichte und hat das Licht der wissenschaftlichen Nachprüfung nicht zu scheuen. Ein Psalmwort (18, 6) läßt den Herrn in der Sonne sein Zelt bauen, und ein Apostelwort (2 Petri 1, 19) nennt die Offenbarung „eine Leuchte, die an einem dunkeln Orte leuchtet, bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in euern Herzen". Der Glaube Marias, der vom Heiligen Geiste seliggesprochen wurde (Luk. 1, 41 45), war ein „denkender" (1, 29) Glaube. Himmelwärts gähnende Denkfaulheit wurde niemals in der Kirche seliggesprochen. Unser Glaube ist ein weites Lichtreich, die Annahme des Glaubens eine Geistestat. Aber trotzdem werden, solange die Menschheit nicht aus lauter Gelehrten besteht, die gelehrten Glaubensbeweise für sich allein niemals die einzigen Stützen des Glaubens sein. Eine ebenso wichtige Stütze der Glaubensmission ist der innige und sinnige, der künstlerisch und geheimnistief verklärte Gottesdienst. Wenn der Altar in der Fülle von Kerzenlicht erstrahlt, oder auch wenn das ewige Licht einsam im Chore dämmert, wenn die Orgel ihre vollen Register zieht, oder auch wenn die Stille der Wandlung im Hause Gottes herrscht, wenn die Kirche in der wuchtigen Sprache ihrer heiligen Gebräuche redet, wenn die Heiligen und die goldenen Engel, unsere Freunde von der triumphierenden Kirche, von allen Wänden grüßen, da läuten im Herzen die Freudenglocken des Magnifikat, da frohlockt die leise erschauernde Seele in Gott, ihrem Heiland, da wird man seines Glaubens stolz und froh.

Nun aber nimmt der Marienkult in dieser innigen und sinnigen Liturgie einen hervorragenden Platz ein. Lieblicher und zutraulicher, auch dem Kinde verständlich und dem Künstler unerschöpflich, kann der Erlöser uns nicht entgegentreten denn als Kind auf dem Arm einer Mutter; tragischer und erschütternder kann das Erlösungsdrama uns nicht vor Augen kommen denn als Leiche auf dem Schoß einer Mutter. Wie viel Glaubenspoesie, wenn die Landleute den Bildstock an der Straße mit Kornblumen

schmücken oder dem Gnadenbild von Kevelaer silberne Herzen schenken! Wie viel Glaubensinnigkeit, wenn der Matrose im Sturm, der Soldat im Feld, der Student in der Prüfung, die Mutter in Bethlehemstunden ihr Ave Maria beten! Wie viel Glaubenstiefe, wenn ein Daniel O'Connell vor einer Rede im Parlament den Rosenkranz betet oder ein Gelehrter sein fertiges Druckmanuskript zuerst zum „Throne der Weisheit" trägt! Wie viel Glaubensfreude weckt die Wallfahrt mit fliegenden Fahnen, die Lauretanische Litanei in ihrer mystischen und geschichtlichen Majestät, der blumengeschmückte Maialtar! Unser Gottesdienst ist kein dürres Stoppelfeld, er ist ein blühender Garten, und der Marienkult ist *die schönste Blüte unserer Liturgie*.

Ob aber nicht die Fülle der marianischen Andachten und das reichgestaltige Außenwerk des Kultes *die Glaubensinnigkeit veräußerlichen* und die Glaubenstiefe an die Oberfläche ziehen? Nach einem psychologischen Gesetz drängt die Fülle inneren Lebens zum Ausdruck, und umgekehrt wirkt die Ausgestaltung einer Idee vertiefend auf das innere Leben zurück, dem die Idee entsprossen ist. „Wir Menschen", sagt Professor Gruber, ein Forscher, der nicht unseres Glaubens ist, „wir Menschen brauchen für unsere Ideen, wenn sie lebendig bleiben sollen, sinnliche Symbole, und ein solches Symbol ist die keusche Mutter mit dem Kind auf dem Arm, es gibt nichts Edleres auf Erden." Wir haben also keine Angst, die Glaubensinnigkeit könnte durch die Marienverehrung Außenwerk und damit wertlos werden. Man kann viel leichter innerlich verarmen, aus lauter Angst, zu äußerlich zu werden.

Auf dem Montserrat in Spanien trägt eine kleine Kammer hinter dem Gnadenbild die Aufschrift: Biblioteca de la Virgen — „*Bibliothek der Jungfrau*". Die Kammer enthält eine Sammlung von Krücken und Bildertafeln und andern Ex voto von Pilgern, die dort am Gnadenbild Hilfe und Trost in hilfloser und trostloser Lage gefunden haben. Für das Glaubensleben des Volkes bedeutet in der Tat jene Krückenkammer, die „Bibliothek" der Heilandmutter, mehr als eine Bibliothek gelehrter Werke.

Im Spital wurde ein schwerkranker Mann eingeliefert, der auf der Straße zusammengebrochen war. Er hatte den Glauben seiner Jugend auf der Landstraße des Lebens verloren und lehnte verbittert jeden geistlichen Zuspruch ab. Erst als man ihn an seine Mutter erinnerte, wachte der Glaube seiner Kindheit wieder auf. Meine Damen und Herren! Die marianischen Tagungen wollen die glaubenskranke Menschheit an die Mutter erinnern und zum Glauben der Väter zurückführen. Selig der Leib, der den Heiland getragen! Selig aber auch der Geist, der den Heilandglauben bewahrt hat!

IV. Calderon, der Meistersänger der Bibel in der Weltliteratur.

Vortrag auf dem Ferienkurs des kathol. deutschen Lehrerinnenvereins in Boppard am 9. September 1908, gedruckt in „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" 5. Jahrg., Heft 4, herausgegeben von M. Landmann (Kempten, Kösel).

Die Weltliteratur nennt unter ihren Sternen erster Klasse neben Homer und Firdusi, neben Isaias und dem Dichter des Job, neben Dante und Shakespeare und Goethe auch Don Pedro Calderon de la Barca, den größten Klassiker des spanischen Dramas, der 1600, also sozusagen als Wiegengeschenk des 17. Jahrhunderts, geboren wurde und acht volle Jahrzehnte jenes Jahrhunderts erlebte und erleuchtete. Eichendorff, der Romantiker, nannte ihn den Gipfel der romantischen Poesie und übersetzte selber einige Dramen des spanischen Meisters ins Deutsche. Franz Lorinser, Domkapitular in Breslau, der verdienteste Calderonforscher des letzten Jahrhunderts, verwendete 30 Jahre seines Lebens auf die Übersetzung der „Eucharistischen Festspiele", die heute in 18 Bänden (Regensburg, Manz) in zweiter Ausgabe vorliegen. Auch unter der literarischen Ritterschaft des heiligen Gral, deren Rüstung im Morgentau der Jugend strahlt, hat das Gesetz der Seelenverwandtschaft Gleiches zu Gleichem gesellt: Richard v. Kralik hat Calderons „Ähren der Ruth" für die deutschsprachige Bühne

umgearbeitet. München und Berlin besitzen eigene Calderongesellschaften. Auch sonst setzt man von literarisch Gebildeten voraus, daß ihnen wenigstens das eine oder andere Drama Calderons, wäre es auch nur „Das Leben ein Traum“, „Das große Theater der Welt“ oder „Der standhafte Prinz“, keine spanischen Dörfer seien.

Im allgemeinen aber war Calderon viel zu viel Spanier und viel zu viel Katholik und viel zu viel Theolog, um diesseits der Pyrenäen, zumal in der Heimat Goethes, auf der ganzen Linie der Literaturkritiker und -leser sachliche und ungeteilte Anerkennung zu ernten. Calderon war durch und durch Spanier, mit jedem Zoll ein Ritter des hl. Jakobus von Compostela. Stolz wie ein Spanier auf seine Nation, hat er nicht nur die großen Zeitereignisse seiner Heimat, wie die Taten und Feste des Königshauses, in seinen Dramen patriotisch mitgefeiert, er hat auch die schlachtenumkettete und lorbeerumlaubte Vergangenheit seines Vaterlandes, wie die Geschichte Ferdinands des Heiligen, auf der Bühne wieder Gegenwart werden lassen. Die spanischen Klassiker aber haben nur sehr langsam und mühsam in unserem Geistesleben Eingang gefunden. Die Pyrenäen haben wie eine chinesische Mauer politisch und besonders literarisch die Iberische Halbinsel von dem übrigen europäischen Festland weit mehr abgeschlossen, als etwa der Sperrblock der Alpen von Italien oder der Kanal von England absondern. Tatsächlich wurden Dante und Shakespeare längst diesseits der Alpen und des Kanals gelesen und bewundert, während Calderon noch ein Licht unter dem Scheffel war.

Calderon war auch als Dichter durch und durch Katholik. Die Religion, die auch auf andern Kunstgebieten unsterbliche Meisterwerke gebar, hatte seine Harfe geweiht, und ohne daß die Zuschauer die Absicht merkten und verstimmt wurden, wußte er das Theater zur Kirche, die Bühne zur Kanzel und die Unterhaltung zum Gottesdienst zu machen. Auch wenn er seinen Stoff der Göttersage oder Geschichte entleiht, sucht er ihm ungekünstelt,

oft mit geistreichen, überraschenden Gedankenwendungen, eine Beziehung zur Eucharistie oder einen andern religiösen Einschlag zu geben. Die ästhetische und poetische Seite des katholischen Glaubens und Kultus hat nie einen so begeisterten Dichterdolmetsch gefunden wie an diesem religiösesten aller religiösen Poeten. Seine Werke sind der Jubelhymnus eines glaubensfrohen und glaubensstolzen Meisterdichters auf die Poesie der katholischen Religion. Solche Dichtungen verlangen freilich seelisch gleichgestimmte Leser. Wer mit Herz und Hirn dem katholischen Wesen fernsteht und auch gar keinen Versuch macht, in die Gedankenwelt sich hineinzudenken, aus der die Calderonschen Werke geboren sind, wird nie an ihnen Geschmack finden. Wieland fühlte sich gerade von dem grundkatholischen Wesen der Calderonschen Muse abgestoßen, und selbst Goethe schrieb einmal: Der Stoff beleidigt, aber die Behandlung entzückt. Goethe hatte aber ein viel zu feines Empfinden für literarische Größe und dichterische Gestaltungskunst, um auf die Dauer dem spanischen Kollegen wegen seiner katholischen Überzeugung die Bewunderung zu verweigern. 1804 schrieb er unter dem frischen Eindruck des „Standhaften Prinzen“ auf der Weimarschen Bühne die etwas übertriebenen Worte an Schiller: „Wenn die Poesie von der Welt verlorenginge, könnte man sie aus diesem Stücke wiederherstellen.“ Auch Schiller bekannte, es sei ihm beim Lesen Calderons eine neue, herrliche Welt aufgegangen. Diese Anerkennungen aus dem Munde unserer Klassiker halten wir wie einen ehernen Schild über den spanischen Dramatiker, an dem die Pfeile eines Neubauer und anderer Nörgler, die der Katholizismus Calderons für den Dichter Calderon blind macht, wie Kinderpfeile abprallen müssen. Ich mache mir das Wort Friedrich v. Schacks zu eigen: Wären die Werke Calderons wirklich von so untergeordnetem Werte, wie viele behaupten, so müßten wir unsern großen Dichtern, wenigstens Goethe und Schiller, die sich mit Bewunderung über dieselben ausgesprochen haben, jede Befähigung zum Urteil in literarischen Dingen aberkennen.

Calderon war aber nicht nur eine durchaus religiöse Dichternatur, er war ein religionswissenschaftlicher Dichter, er war durch und durch Theolog. Er trug nicht nur die Kirche ins Theater als religiöser Dichter, er trug auch die Schule auf die Bühne. Er hatte erst im Alter von 50 Jahren, nachdem er in der spanischen Uniform die Feldzüge nach Italien und den Niederlanden mitgemacht hatte, die Priesterweihe empfangen, und wir mögen uns vorstellen, wie dem Sänger, der auf der Höhe seines dichterischen Schaffens mit abgeklärtem Urteil die theologischen Studien betrieb, unter der Hand die gesamte Theologie zur Dichtung sich verklärte. Es gibt kaum einen Gegenstand der katholischen Glaubenswissenschaft, kaum ein Problem der theologischen Schulen, das er nicht auf die Bühne gebracht hätte, die strittigsten Fragen der Scholastik nicht ausgenommen: Beweise für Dasein und Erkennbarkeit Gottes (vgl. „Zu Gott aus Vernunft"), das eigentliche Wesen der Engelsünde, die Notwendigkeit der Offenbarung, das Geheimnis der Dreifaltigkeit, die christologische Frage, die Unterscheidung zwischen Substanz und Akzidenz in der Transsubstantiationslehre, das Verhältnis der Willensfreiheit zur Gnade, das Los der ungetauft sterbenden Kinder und andere Themata der Theologie, manchmal in so leisen Andeutungen und so feinen Wortspielen, daß der Rede Sinn dem Leser, der mit dem theologischen Arbeitsfeld und den theologischen Fachausdrücken nicht vertraut ist, dunkel bleibt. Die Erläuterungsschrift zu den „Eucharistischen Festspielen" wird nur ein Theolog schreiben können. Im besondern ist Calderon der Sänger der biblischen Theologie geworden, wie Dante der Meistersänger der theologischen Eschatologie. Die Heilige Schrift, auch rein künstlerisch beurteilt das denkwürdigste Buch der Weltliteratur, hatte es dem Dichter im Priesterkleide angetan. Theologie, Poesie und Bibelerklärung haben nie wieder einen so innigen Dreibund geschlossen wie in Don Pedros eucharistischen Bühnenstücken. Unter diesem Gesichtspunkt, als Sänger der biblischen Poesie, möge Calderon im folgenden zu einer Strichzeichnung uns eine kleine Weile Modell stehen: zu-

erst in welchem Umfang er biblischen Stoff dramatisierte, dann nach welcher Weise er das biblische Material poetisch gestaltete, dann an welchen Kunstmitteln und Zielen die dichterische Eigenart Calderons im Unterschied von dem Verfasser des „Don Quixote" und den außerspanischen Größen der Weltliteratur sich erkennen läßt. Ich möchte damit eine Tatsache feststellen, die in den Literaturgeschichten totgeschwiegen wird, daß nämlich der Meistersänger der Bibel in der Weltliteratur einer der Unsrigen, ein Sohn der katholischen Kirche war.

1. Der biblische Stoff auf Calderons Bühne.

In den 73 „Eucharistischen Festspielen" oder „Fronleichnamsspielen"[1], die unter den mehr als anderthalbhundert Bühnenstücken Calderons für mein Thema ausschließlich in Betracht kommen und das poetische Abendgebet des gottbegnadeten Dichterlebens genannt werden könnten, ist eine solche Fülle von biblischen Szenen und Gedanken und Zitaten dramatisch dargestellt, daß ihm, auch wenn wir nur den Umfang des biblischen Stoffes abmessen wollten, schon deshalb unter allen Klassikern der morgenländischen und abendländischen Literaturen als biblischem Sänger die Palme der Meisterschaft gebührt. In sehr vielen eucharistischen Spielen hat Calderons Bühne einen durchaus biblischen Theaterzettel.

Aus dem großen Drama der vorchristlichen Heilsgeschichte, dessen Textbuch die geschichtlichen Bücher des Alten Bundes sind, hat Calderon ziemlich alle Akte und Szenen zu einem besondern Drama ausgearbeitet. Die Ereignisse der allerfrühesten Morgenstunden der biblischen Geschichte, in deren Mittelpunkt die Stammeltern vor und nach dem Sündenfall, müssen wieder-

[1] So übersetze ich den spanischen Titel Autos sacramentales, nicht „Geistliche Festspiele", wie Lorinser verdeutschte. Der Name Autos ist von dem lateinischen Actus (Akte im Drama) hergeleitet. Sacramentales, weil die Dramen am Fronleichnamsfest auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurden.

holt als Rahmen von Erlösungstatsachen dienen. Im „Turm von Babylon“ wird die Katastrophe der Sintflut mit dem Turmbau und der babylonischen Sprachverwirrung in der Weise dramaturgisch einheitlich verbunden, daß der Turmbau als Werk eines Noachiten erscheint. Die unterschiedlichen Charaktere in der Familie Noes sind in scharfen Gegensätzen gezeichnet, besonders zwischen Sem, der fromm und optimistisch der neuen Schöpfung sich freut, und zwischen Cham, der pessimistisch grollend der untergegangenen Welt nachtrauert. Ein Dramatiker wie Calderon ließ sich dabei natürlich auch jene biblische Szene nicht entgehen, worin Vater Noe als Erzwinzer den ersten Rebstock pflanzt und mit dessen Frucht jenen ersten Frühschoppen der Weltgeschichte mit dem unglücklichen Ausgang hielt, dem Weine zum Opfer fallend, kaum daß er der Wasserflut entkommen war.

Aus der Patriarchenzeit gehören Abraham, Isaak und Jakob wie Adam und Melchisedech zum ständigen Bühnenpersonal Calderons, einige Male mit so großen Rollen, wie im „Ersten und zweiten Isaak“, daß man daraus ein Lebensbild der Patriarchen zusammenstellen könnte. Die ewig alte und ewig junge Erzählung vom ägyptischen Joseph vollends wird treu im Geiste der Bibel unter den Händen Calderons ein Drama der göttlichen Vorsehung, in offenem Gegensatz zu den vielen Jusuf- und Zalikha-Dichtungen morgenländischer Poeten, die im Geiste des Koran die Verführungskünste der schwärmerischen Zalikha, d. i. der Frau des Putiphar, möglichst breit ausmalten und darüber die Grundidee der schönen biblischen Geschichte vergaßen. Calderons Vorsehungsdrama hat den poetischen Grundgedanken: Ein Traum, Josephs Traum von den Garben, hatte den Kreuzweg seines Lebens eingeleitet, ein Traum, der Traum im ägyptischen Kerker, sollte deshalb auch seine Begnadigung und Erhebung einleiten; daher der Titel dieses Dramas: Sueños hay que verdad son — „Träume gibt es, die Wahrheit sind“.

In der Wüstenzeit Israels spielt das „Lamm der Wegzehrung“, ein Meisterstück dramatischer Kunst, in welchem 17 Kapitel

der Bibel (2 Mos. Kap. 1—16 u. 4 Mos. Kap. 25) in der Sprache der Bühne nacherzählt werden. Die buntwechselnden Ereignisse beim Auszug aus Ägypten und beim Durchzug durch die Wüste werden alle um das Osterlamm wie um einen Mittelpunkt gereiht, an dem alle Strahlen der Vergangenheit ausmünden und von dem alle Strahlen der Zukunft ausgehen. Schiller hat an Calderon gerade diese Kunst bewundert, dem Drama einen alles beherrschenden Einheitsgedanken zu geben. Ein Seitenstück zum „Lamm der Wegzehrung" ist die „Eherne Schlange", deren Schauplatz ebenfalls die Wüste ist.

Die stürmisch bewegte, an Umwälzungen und Wandlungen reiche Geschichte der Richter- und Königszeit ist, abgesehen von einer langen Reihe von Gelegenheitszitaten, in einzelnen Ausschnitten dramatisiert im „Vlies des Gedeon", in der „Gefangenen Bundeslade", im „Baum der besseren Frucht". Im „Baum der besseren Frucht" wächst die Legende vom Kreuzbaum zusammen mit den biblischen Erzählungen über König Salomon, besonders über den Besuch der Königin von Saba am Hofe dieses Königs, der den Höhepunkt persönlichen und völkischen Glückes erklommen hat und doch bereits durch seine Auslandspolitik und Maitressenwirtschaft den Niedergang der Monarchie einleitet. Der Literatur über die Sturm- und Drangperiode der Richterzeit ist auch das auffällig (nach Spr. 31, 10) betitelte Schauspiel „Wo ein tüchtiges Weib zu finden" entnommen, worin die Erzählung von den zwei Heldenfrauen Debora und Jahel (Richt. Kap. 4—5) zu einer Seligpreisung der Gottesmutter umgeschmolzen ist, ähnlich wie in den „Ähren der Ruth" die liebliche Geschichte von der Ährenleserin von Bethlehem sich ebenfalls in einen Lobgesang auf Unsere Liebe Frau verwandelt.

Die Zeit der babylonischen Verbannung, in der Israel seine Harfen an den Trauerweiden der Euphratkanäle aufhing, wird mit den aus dem Buche Daniel bekannten Ereignissen und Persönlichkeiten im „Mystischen und wirklichen Babylon" geschildert. Das fünfte Kapitel des Buches Daniel,

die tragische Szene vom Henkersmahl des Königs Balthasar und von der geheimnisvollen Schrift an der Wand des Festsaals, gab außerdem den Stoff zu einem eigenen Drama: „Das Abendmahl Balthasars“, das eine Reihe spannender und packender Ereignisse enthält. So erscheint neben den biblischen Personen, in erster Linie natürlich Daniel und Balthasar, die allegorische Figur des Todes, ein schwarzer Ritter mit Dolch und Degen, der im Königsschloß umherschleicht, in einem langen Selbstgespräch aus den Königsbüchern der Heiligen Schrift eine lange Litanei von grausamen Todesarten gekrönter Häupter aufzählt und schließlich, als Mundschenk verkleidet, dem König Balthasar auf dessen frevles Begehren den heiligen Becher aus dem Tempel von Jerusalem als Trinkpokal darreicht, worauf mit einem Donnerschlag die schreibende Hand an der Wand erscheint und das Todesurteil des Königs, das „Méne, Teqél, Perés“ anschreibt. Auch andere Dichter, die dem Geiste der Bibel fernstanden, so weit wie Babylon von Jerusalem entfernt ist, ich meine Heinrich Heine und Lord Byron, haben die dramatische Schönheit dieses Danielkapitels empfunden und nachzudichten versucht; Calderons Drama ist mehr als deren Gedichte Geist vom Geiste der Bibel.

Von den poetischen Büchern der alttestamentlichen Literatur gab der Grundgedanke des Hohen Liedes, die bräutlich liebevolle Beziehung des Erlösergottes zu seiner Gemeinde auf Erden und zur einzelnen Menschenseele, den Anlaß zum Drama „Berufene und Auserwählte“ und zur „Göttlichen Philothea“. Die wörtlichen Zitate aus dem Hohen Liede beweisen, daß er mehr noch als den Grundgedanken seiner „Philothea“ in der Schule der Bibel empfangen hatte. Ebenso sind die durchaus biblisch gehaltenen Zwiegespräche zwischen Prinz und Braut in den „Berufenen und Auserwählten“ ein Echo aus dem Hohen Liede. Die bildhafte Sprache des Hohen Liedes hatte überhaupt, wenn man aus der Zahl der Anführungen schließen darf, im mystischen Wesen Calderons verwandte Saiten mit starkem Nachklang angeschlagen,

nicht weniger als die Mystik der biblischen Apokalypse. Mit dem Buche der Psalmen und dem Buche Job war der spanische Harfner so vertraut geworden, daß die Gedanken und wörtlichen Zitate aus diesen Büchern wie ein Blumenkranz durch alle seine Festspiele sich hindurchziehen. In dem hochtheologischen Drama „Zu Gott aus Vernunft" z. B. ist der Dreizeiler: „Wer die Augen ließ erstehen, Sollte der nicht selber sehen, Wer die Ohren schuf, nicht hören", eine direkte Entlehnung aus Ps. 93, 9 und ebendort Ps. 13, 1: Nur der Tor sei Gottesleugner. Die Abschiedsreden der verschiedenen Stände von der Erde im „Großen Theater der Welt" triefen von biblischen Redewendungen: Der Reiche segnet mit den Weltkindern des Weisheitsbuches (Kap. 2) seinen Geburtstag und flucht seinem Sterbetag, während der Bettler mit Job seinem Geburtstag flucht und seinen Sterbetag segnet. Nicht viel geringere Anleihen hat Calderon den biblischen Weisheitsbüchern entnommen. Im Zwiegespräch der Weisheit mit der Unwissenheit in den „Geheimnissen der Messe" z. B. sind die in der Bibel zerstreuten (Spr. 8, 22. 5 Mos. 4, 5 f. Weish. 7, 14. Job 28, 12 ff. 3 Kg. 3, 11) Weisheitstexte zu einem Strauße gesammelt und verbunden:

„Bin ein Erbanteil des Ewigen,
Zugehörig seinem Wesen,
Ohne Anfang, ohne Ende,
Bin in seinem Geiste ewig.
Bin nach Deuteronomiums Lehre
Gottes Wort und Gottes Satzung.
Bin das Kleinod und der Reichtum,
Der im Evangelium sich klärte,
Sich versteckte im Gesetz der Alten,
Nur in dunklen Schattenbildern
Von Prophetenhand erschlossen.
Bin des Heil'gen Geistes Mitgift,
Wie bei Job es steht geschrieben,
Und wie Salomon es kündet,
Da er keine andere Gabe,
Weisheit nur von Gott erflehte.

Kurz, Unwissenheit des Menschen,
Ich bin die unendlich tiefe
Weisheit Gottes; Menschenweisheit
Sollt' Unwissenheit sich nennen,
Denn des weisen Menschen Wissen,
Unkenntnis ist es mehr als Kenntnis."

Aus den Evangelien der neutestamentlichen Bibel wählte sich Don Pedro merkwürdigerweise in erster Linie die Gleichnisse, nicht die lebensvollen, dramatisch bewegten geschichtlichen Vorgänge im Leben Immanuels als Rohmaterial für seine Bühnenstücke aus. Die Parabeln vom Hochzeitsmahl des Königssohnes, vom Weizen und Unkraut, vom barmherzigen Samariter, vom hartherzigen Knecht, vom reichen Prasser und andere von unsern Sonntagsevangelien sind auf Calderons Bühne in ebenso vielen Kunstwerken lebendig geworden. Die literarische Gattung der episch erzählenden oder rein lehrhaften Gleichnisse scheint für ein Drama ein recht spröder Stoff zu sein, und doch fühlte der mystische und mysteriensuchende Calderon gerade der allegorischen und symbolischen Art der Parabeln je länger je stärker gegen Ende seines Lebens sich wahlverwandt. Hier hatte seine dichtende Phantasie freie Bahn, um die geheimnisvollen Kreise um den Kerngedanken einer Parabel weiter und immer noch weiter zu ziehen. Im allgemeinen sind deshalb die Dramen über neutestamentliche Abschnitte mehr spekulativ und lehrhaft, weniger dramatisch als jene über alttestamentliche Geschichte. Am schönsten ist das Calderonsche Gleichnisdrama ausgeprägt im „Weinberg des Herrn", einem Stück, das aus dem letzten Jahre seines Lebens stammt, also sozusagen sein literarisches Testament ist, und zusammen mit der „Saat des Herrn" und mit dem Stück „Der große Tag" eine dramatische Trilogie bildet. Inhaltlich ist es eine sehr gedankenverschlungene sinnbildliche Darstellung des großen Schienenwechsels in der Offenbarungsgeschichte, als die Erbrechte vom Judentum an die Heidenwelt übergingen, eine richtige Tragödie also auf die Geschichte Israels, die mit der Verstoßung der Synagoge und der Aus-

erwählung der Heidenwelt endigte. Das geheimnisvolle Dunkel vieler Szenen, der beständige Wechsel von geschichtlichen und sinnbildlichen Rollen in diesem Schauspiel hat mich immer an den zweiten Teil des „Faust" erinnert.

Merkwürdig, daß Calderon über das Leben des Heilandes nach den Evangelien uns auffallend wenig Dramen (Anbetung der drei Könige im „Verborgenen Schatz", die Begebenheit am Jakobsbrunnen, Heilung des 38jährigen Kranken, Streitrede mit den Pharisäern und andere kleine Szenen in „Des Menschen erste Zuflucht") und über das Leiden des Menschensohns uns gar kein Passionsdrama hinterlassen hat. War der fromme Sänger in Sorge, der Glorienschein, der das Haupt Immanuels in den Augen des Glaubens umstrahlt, möchte von seinem Strahlenglanze verlieren, wenn die Rolle des göttlichen Wundertäters von einem gewöhnlichen Menschen auf der Bühne gespielt würde? Er läßt eine Wolke von Heilandworten aus dem Evangelium hersagen; er läßt ihn in seinen alttestamentlichen Schattenbildern oder unter mythologischen Decknamen (als Orpheus oder Theseus) über die Bretter ziehen, er läßt ihn mit Vorliebe zum Schluß der Dramen in verklärten Visionsgestalten, meist als Kind mit Kelch und Kreuz, erscheinen, er läßt ihn in den „Geheimnissen der Messe" als Opferpriester, in einer mystischen Rolle also, am Altare stehen, er läßt ihn aber niemals zur Darstellung einer Wunderszene aus dem Evangelium unter seinem eigentlichen Namen als mitspielende Person auf dem Theaterzettel auftreten. Im „Schiff des Kaufmanns" ist der Kaufmann in der Sprache der Gleichnisrede niemand anders als Christus. Den Bürgschein zur Zahlung der Schuld der Menschen unterschreibt er als „Zweiter Adam". Im „Göttlichen Orpheus" ist mit einem schon aus Katakombenbildern bekannten Bild der griechische Sänger, der mit seinem Lied und Leierspiel die wilden Tiere zähmt, eine Schleierfigur für Christus, ähnlich wie im „Heiligen Parnaß" Apollo auf dem Berg der Poesie nur ein dichterischer Deckname für den in seiner Kirche erhöhten Heiland ist. In den „Be-

rufenen und Auserwählten" erscheint Christus im Gewande eines Prinzen. Im „Stummen Teufel" wird im Anschluß an eine Teufelsaustreibungsszene des Evangeliums das Heilandwerk als ein großer Teufelsbann an der Menschheit im ganzen und an der einzelnen Menschenseele gefaßt. Die göttliche und die menschliche Natur erscheinen in dieser Christologie als verschiedene sinnbildliche Figuren, Christus dagegen, der Mittelpunkt und das Haupt der Handlung, sollte nur unter der Maske eines Pilgers, auch hier also nur incognito und unter einem Decknamen, mitspielen.

Aus der Apostelgeschichte griff Calderon vor allem das herrliche achte Kapitel auf: Der königliche Kämmerer von Äthiopien hat seine Osterwallfahrt nach Jerusalem gemacht und begegnet auf der Heimreise dem Diakon Philippus. Der Äthiopier ist auf seinem Wagen in eine sehr erbauliche Reiselesung, in den Propheten Isaias, vertieft und steht bereits beim 53. Kapitel: Der Gottesknecht, wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt. Daher der Titel dieses nur scheinbar alttestamentlichen Dramas: „Das Lamm des Isaias." Späteren Abschnitten der Apostelgeschichte (9 ff.), die Pauli Bekehrung und Missionstätigkeit erzählen, ist im letzten Aufzug des Dramas „Zu Gott aus Vernunft" ein schönes Denkmal gesetzt. Im allgemeinen aber wurde die Apostelgeschichte, die für einen Bibelkünstler ohne Zweifel eine reiche Fundgrube dramatischer Stoffe wäre, von Calderon zwar zu vielen Szenen und Zitaten, zu ganzen Dramen aber nicht in dem stofflichen Umfang ausgebeutet, wie man es erwarten möchte. Ob der Tod dem 81jährigen Sänger die Harfe aus den Armen nahm, bevor das Paulusdrama gesungen war? Ob Calderon in seiner Vorliebe für das geheimnisvoll Verschleierte aus der alttestamentlichen Schattenwelt und den Gleichnissen mit Absicht mehr herausholte als aus der neutestamentlichen Lichtwelt?

Im ganzen genommen geben die Bibeldramen Calderons die Gedanken der Heiligen Schrift von A bis Z ohne wesentliche Lücke auf der Bühne wieder, ein wahres Bilderbuch biblischer

Gestalten, eine lichtumflossene Milchstraße heiliger Texte, ein wahrhaft künstlerisches Rundbild der biblischen Geschichte. Auch wenn die Handlung eines Festspiels sich nicht unmittelbar um eine biblische Szene bewegt, auch in den liturgischen, geschichtlichen, mythologischen Spielen findet der mit der Sprache der Heiligen Schrift vertraute Leser auf Schritt und Tritt biblische Texte und Redewendungen eingestreut, manchmal zu buntfarbigen Mosaikbildern ineinandergefügt. Das szenische Gerüst, die Handlungen sind Calderons Hände, die Stimme, die wir hören, ist Gottes Stimme. Zuweilen stoßen wir, wenn wir tiefer graben, wenigstens in der Zweitschicht auf biblisches Erdreich. Calderon muß die Heilige Schrift zur Hälfte auswendig gewußt haben, so leicht denkt und dichtet er in ihren Gedanken und Worten.

2. Die theologisch-mystische Art in Calderons Bibeldramen.

Wenn Raffael in den Loggien des Vatikans biblische Geschichte in Fresko malt, die heute sog. „Bibel Raffaels", so werden wir dem Künstler künstlerische Freiheit in der Auffassung und Wiedergabe der biblischen Ereignisse nicht bestreiten. Die Kunst ist als Erklärerin der Bibel nicht an alle Gesetze der Schule und wissenschaftlichen Erklärung gebunden. So hat auch Calderon unter Nutznießung der künstlerischen Freiheiten, die auch die dramatische Kunst beanspruchen darf, den biblischen Stoff nicht nach der strengen Weise des Bibelphilologen, sondern in seiner Schmelze in der freieren Art des Bibelpoeten geformt. Doch hat er nie der Kunst zulieb den Sinn einer Bibelstelle mit Bewußtsein in das Gegenteil verdreht, nie die Wahrheit an die Schönheit, nie die Theologie an die Poesie verraten. Manche seiner Anschauungen (David sei der Verfasser aller 150 Psalmen, Hebräisch sei die Ursprache der Menschheit, der im 1. Mosesbuch genannte Heber sei der Namengeber der Hebräer) werden der heutigen Bibelkritik spanisch vorkommen, manche Motive mögen mehr gekünstelt als künstlerisch erscheinen, manche Wortableitungen

sind heute nicht mehr haltbar, — im großen und ganzen aber hat Calderon, die Bibel auslegend, nicht unterlegend, den biblischen Text nicht mit der dichtenden Phantasie allein, sondern mit einem gesunden theologischen Urteil, selbstverständlich im Geleise der theologischen Schulen seines Jahrhunderts, dichterisch verdolmetscht.

Das 17. Jahrhundert war für die Bibelwissenschaft ein goldenes Zeitalter. Als Rückschlag gegen die Glaubensneuerung, welche die Bibel als alleinige Glaubensquelle verkündete und aus ihr das katholische Christentum als entgleistes Christentum beweisen wollte, hatte im Anschluß an das Konzil von Trient katholischerseits eine Makkabäerschar von Bibelerklärern zum Kampfe um den wahren Sinn der Bibelworte den gesalbten Schild erhoben, darunter auch spanische Namen von bestem Klang: Ribera von der Universität Salamanca, Pradus von Cordoba, Pineda von Sevilla. Manche Anschauungen Calderons deuten darauf hin, daß er auch bei außerspanischen Bibelgrößen seiner Zeit, bei den Erklärungen eines Nikolaus Lyranus und eines Cornelius a Lapide in die Schule gegangen war. Sicher dürfen sein biblischer Feuereifer, seine umfassende Bibelkenntnis wie seine Arbeitsweise als eine reife Frucht der bibelwissenschaftlichen Blütezeit in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden. Vermutlich wurden auch die Kirchenväter-Ideen in manchen Dramen aus diesen Bibelerläuterungen, also aus zweiter Quelle, von ihm übernommen. Außerdem schöpfte er, von den Werken der scholastischen Theologie und den Geschichtswerken hier abgesehen, vereinzelt aus der apokryphen Literatur, im „Edelfräulein" z. B. aus dem apokryphen Jakobusevangelium, und aus der Legende. Die Legende vom Grabe Adams, von Dionys dem Areopagiten, die Legende von Loreto, besonders häufig die Legende vom Kreuzbaum, der bereits die Axt, die ihn auf dem Libanon fällte, blutig färbte, und andere legendenhafte Ausschmückungen waren für einen Dichter gefundener Stoff. Don Pedro nahm sogar, mit dem Golde der Heiden die Bundeslade

schmückend, auch in den Fronleichnamsspielen aus der klassischen Göttersage sich nicht wenige Gedanken zu Lehen, ohne aber die reine biblische Luft mit dem Nebel der Mythologie so zu verdüstern wie Klopstock in seinem Messias.

Es läßt sich beweisen, daß Calderons Bibeltexte unmittelbar aus der lateinischen Vulgata stammen, wie die der kirchlichen Liturgie, nicht aus dem hebräischen oder griechischen Bibeltexte. Mit der hebräischen Sprache scheint unser Sänger, obgleich er sie für die Paradiesessprache der Menschheit hielt, nicht allzu befreundet gewesen zu sein; sonst hätte er manche falsche Namendeutungen nicht so leichtgläubig aus seinen Quellen übernommen. Joseph heißt nicht „Vermehrung", sondern „Mehrer" (Augustus), Rebekka heißt nicht „Fruchtbarkeit", sondern „Strick" oder „Schlinge" und war ein volkstümlicher Scherzname wie unser „du Schlingel". Ein Dichter macht natürlich diese Deutbarkeit der Namen sich zunutze (Debora = Biene, Thamar = Palme, und eine Tochter Jobs heißt gar Kerenhappuk = Parfümkrüglein).

Die exegetisch-poetische Methode Calderons ist die allegorisch-mystische Erklärungsweise und die typisch-pragmatische Auffassung der biblischen Geschichte. Diese theologischen Ausdrücke werde ich erst erklären müssen.

Das große Drama der Erlösung, wie es geschichtlich zuerst auf der Bühne von Palästina, später bis an die Grenzen der Erde sich abspielte und in der Heiligen Schrift beurkundet wird, zerlegt sich bekanntlich in zwei große Akte: Alter Bund und Neuer Bund, Vorbereitung und Vollendung, Verheißung in den Jahrhunderten des gesetzlichen Mosaismus und Erfüllung in den Jahrtausenden des gnadenvollen Evangeliums. Diese beiden Halbkugeln der Heilsgeschichte, der Alte und der Neue Bund, bilden aber nicht nur eine dramatische Einheit wie der erste und letzte Akt eines Dramas, sie bilden eine organische Einheit wie Wurzel und Krone einer Palme, d. h. ein und derselbe Christus ist Lebensgrund und Gnadenspender für die vorchristliche wie für die nach-

christliche Zeit, Weltheiland in des Wortes vollem Sinn, Mittelpunkt der Weltgeschichte in ihrem ganzen Verlauf, Angelpunkt der beiden Heilsordnungen, die Synthese und das eine große Thema der ganzen Bibel vom ersten bis zum letzten Buche. Die biblischen Schriftsteller, angefangen von Moses und den Propheten bis zu dem von sieben Sonnen umstrahlten Apokalyptiker auf Patmos, alle haben von ihm geschrieben, und allerwärts gab es kein Heil außer in seinem Namen, für den Juden zu Füßen der ehernen Schlange wie für den Römer am Fuße des Kreuzes. Die mystische Bibelerklärung und die typisch-pragmatische Auffassung der biblischen Geschichte setzen sich nun die Aufgabe, diese oft sehr fein gesponnenen Beziehungsfäden zwischen dem Alten und Neuen Testament bloßzulegen und den pragmatischen Zusammenhang der Vorbilder des Heilandes mit dem Urbilde aufzudecken.

Das ist Calderons höchstes Ziel, das eigentlich Calderonsche an diesen Bibeldramen. Mit der Kraft des Riesen stellt er den Sinai neben den Sion und den Nebo neben den Kalvarienberg. Mit einem gewaltigen Zug ins Unbegrenzte faßt er die ganze biblische Geschichte zu einer einzigen großen Messiade zusammen mit dem Stirnvers der Klopstockschen Messiade: „Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschheit Erlösung!" Jede einzelne Szene der biblischen Geschichte wird unter seiner Feder ein Kleinbild des gesamten Erlösungsdramas. Wie hat der Meister verstanden, in den „Ähren der Ruth" die Geschichte dieser edlen Frau mit einer so tiefen Fernsicht in die späteren Entwicklungsgänge der Erlösung zu behandeln, daß die Flur von Bethlehem in eine Bühne des gesamten Erlösungsdramas sich verwandelt! Selbst Mephisto wird es unheimlich angesichts der Geheimnisse, die auf dem Weizenfeld von Bethlehem in der Wiege liegen: „Jedes Korn scheint mir ein Wunder, jede Ähre ein Mysterium." Wir sind mehr gewohnt, vom Standpunkt des Evangeliums aus rückwärts schauend, die vorbildlichen Texte und Tatsachen im Lichte der Erfüllung zu betrachten; Calderon wählt mit Vorliebe

den Standort in der alten Zeit, um von dort aus seine Scheinwerfer nach vorwärts, in die Welt des Neuen Bundes hineinspielen zu lassen. Auf diese Weise wird also doch der gedankliche Schwerpunkt in den Neuen Bund verlegt, wenn auch stofflich, wie oben erwähnt, die alttestamentlichen Stoffe das Übergewicht haben. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß wir diese mystische Bibelerklärung wegen ihrer salti mortali über Jahrhunderte hinweg nicht des Anachronismus zeihen dürfen. Dichter sind keine Chronologen und Kalendermacher. „Den Poeten bindet keine Zeit", sagt Goethe im Faust, und im Tasso: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt." Aber ganz abgesehen vom Recht der Poesie, auch in Prosa kennt die typisch-mystische Bibelauffassung keine Schranken von Raum und Zeit. Calderon sagt es selber wiederholt: „Wo die allegor'sche Art das Zepter führt, gibt es weder Ort noch Zeit." Die Einheit von Ort und Zeit mag in die Brüche gehen, die Einheit des Bibeldramas ist gewahrt, wenn die Einheit der Idee gewahrt wird.

Im Mittelpunkt der Bibel und der Calderonschen Bibeldramen steht die Lichtgestalt Immanuels. Die heiligen Schriften des Alten Bundes werden in Calderons Händen durchsichtig und lassen überall diese Lichtgestalt durchschimmern. So stellt er den ägyptischen Joseph, unschuldig und doch vor der Welt schuldiggesprochen, im Kerker zwischen den Mundschenken, der begnadigt wird, und den Mundbäcker, der an den Galgen kommt, und wandelt diese Kerkerszene sofort in die Kreuzigungsszene: der Gekreuzigte zwischen dem begnadigten und dem verworfenen Schächer. So läßt er Moses zu den bittern Quellen von Mara den Holzbalken schleppen und mit dem Holz sie genießbar machen und sieht darin ein Vorspiel des Kreuzweges, wie natürlich auch im Osterlamm in Ägypten einen Schatten des Gekreuzigten. Calderon ist der spanische Rubens, der auf seinen Gemälden Licht und Schatten so meisterhaft verteilt, daß alles Licht auf das göttliche Kind in der Wiege oder auf den Leichnam am Kreuze fällt. Scharfen Auges erspäht er auf allen

Wegen der alttestamentlichen Geschichte die Blutspuren des Gekreuzigten, scharfen Ohres hört er aus allen Ecken und Enden der Heiligen Schrift die Stimme des guten Hirten. Christus ist ihm in dieser panchristologischen Auffassung Anfang und Ende der Bibel.

An der Seite Immanuels steht unbeschadet der christozentrischen Bibelauffassung seine Mutter Maria, die vielgegrüßte Nuestra Señora der Spanier. Wo immer in der Reihe der biblischen Frauengestalten ein Strahl von Frauenwürde und Frauengröße aufleuchtet, sammelt er ihn für die Strahlenkrone auf dem Haupte der Gesegneten unter den Frauen. Sie ist ihm der Höhepunkt verklärter Weiblichkeit, Excelsior der biblischen Frauenwelt. Rebekka wird von den Hirtinnen mit einem Kranze geschmückt, der aus Zweigen der Zeder und Zypresse und Palme gewunden ist, und als ob die Blumensprache aus der Liturgie der Marienfeste (nach Sir. 24, 17 ff.) noch nicht deutlich genug wäre, wird sie, ein Kleinbild Marias, in klaren Worten als Gnadenvolle, als Lilie unter den Dornen gegrüßt. Ruth preßt die Garbe von Bethlehem in die Arme und antwortet auf die Frage: „Weib, wer bist du", teilweise in den Worten des Magnifikat: „Ich bin der Schatten einer andern, geschützt von dem, der die Stolzen stürzt und die Demut liebt." Der Dornbusch von Horeb, der Stab Aarons, die Blume vom Karmel, das Lammfell Gedeons, der verschlossene Garten Ezechiels sind für Calderon, wie vor ihm für die byzantinischen Maler und deutschen Minnesänger, ebenso viele Bildzeichen einer poetischen Mariologie. Besonders feiert er immer und immer wieder das Geheimnis der erbsündelosen Gottesmutter, das damals, 200 Jahre vor 1854, in den theologischen Schulen besonders lebhaft besprochen wurde. Das durchaus mariologische Drama „Wo ein tüchtiges Weib zu finden" schließt mit dem lebenden Bild: Jahel, die Heldin, zu ihren Füßen der Feind, dem sie den Nagel in den Kopf schlägt: „Stirb, Tyrann, durch jene Waffen, die ein tief Geheimnis bergen." Das Geheimnis, das sie bergen, ist die Immakulata, die den Fuß auf

den Kopf der Schlange setzt. In einem andern Mariendrama, dem „Edelfräulein des Tales“, rühmt sich die sinnbildliche Figur der Schuld, sie habe allen vom Weibe Gebornen das Sklavenmal der Erbschuld auf die Stirne gebrannt; im 2. Akt erscheinen die biblischen Kronzeugen für die Tatsache der Erbsünde, Job und David, und geben ihr Zeugnis (Job 3, 3 und Ps. 50, 7) und zahlen der Allherrscherin Schuld, in deren Schuldbuch auch Jeremias (trotz Jer. 1, 5) steht, ihren Zoll. Der 3. Akt bringt den dramatisch wirkungsvollen Zweigesang zwischen der Schuld mit dem Jobschen Erbsündetexte: „Fluch dem Tage, da ich ward geboren“, und zwischen der Gnade mit dem Gruß an die Immakulata: Tota pulchra es, Maria, et macula non est in te. Wie man Raffael den Madonnenmaler nannte, so könnte man Calderon, der in mancher Beziehung an Raffael erinnert, den Nuestra Señora-Dichter nennen.

Ein dritter Grundgedanke der Fronleichnamsspiele, zu deren Lob der spanische Sänger immer und immer wieder seine Harfe spielt, ist die Kirche und deren höchstes Geheimnis, die heilige Eucharistie. Ein Meister in der Deutung der biblischen Bildersprache, findet er die Kirche als die organisierte endgültige Form des Gottesreiches schon in alttestamentlichen Bildern vorgebildet. „Die gefangene Bundeslade“ ist ihm ein Sinnbild der Kirche; in dem lebenden Bild der Schlußszene übergibt die Synagoge des Alten Bundes den Dekalog, „den Brautschmuck der ersten Gottesbraut“, den Händen der Kirche. Noe nimmt von seiner Arche Abschied und erklärt sie wie ein Kirchenvater für ein Vorbild der Kirche:

„Und du, o Arche, die im Riesenkampfe
Den wilden Fluten sicher widerstand . . .
Die heute auf dem Berge steht,
Der bis zur Sonne seinen Gipfel hebt,
Du warst in deiner Riesenstärke
Ein Bild und ein Symbol der künft'gen Arche,
Ein Bild von einem andern heiligen Schiffe,
Das bis zum Jüngsten Tage nicht versinkt . . .

Und in den Wellen der Verfolgung nicht ertrinkt,
Von einem Gotteswunder treu behütet.
Der himmlische Pilot ist tot
Und leitet doch das Schiff zum sichern Port.
Er selber führt das Steuer,
Er ist an Bord, geheimnisvoll verborgen."

Das Bild vom Schiff der Kirche ist überhaupt ein Lieblingsbild Calderons, im „Schiff des Kaufmanns" nach der Matthäusparabel 13, 45 zu einem ganzen Drama ausgearbeitet. Am Morgen liegt das „Schiff", auf dessen Befehlsbrücke die Liebe des Erlösers steht, in Asien, im Wiegenlande des Christentums, vor Anker; am Mittag nimmt es den Weg gegen Europa, am Abend gegen Amerika, in der Nacht gegen Afrika, um überall Brot des Lebens auszuladen und am Ende glücklich zu landen, während ein Seeräuberschiff, das die Kirche auf der ganzen Fahrt verfolgt, elenden Schiffbruch leidet. Ähnlich wird in dem Drama „Berufene und Auserwählte" die Kirche auf ihrem weltgeschichtlichen Gang über die Erde als das Schiff des „himmlischen Argonauten" gedacht, das, wetterfest und mit Weizen von Bethlehem schwer befrachtet, den gleichen Weg von Osten nach Westen nimmt wie die Sonne, „die Kaiserin des Ostens", während der Zug der Kirche zum Himmel ebendort im Wagen Ezechiels versinnbildet erscheint.

Man könnte die vier Gedanken: Immanuel, Immakulata, Kirche und Eucharistie, die vier Evangelien der Calderonschen Fronleichnamsbühne nennen. Mag sein, daß der fromme Sänger, theologisch beurteilt, da und dort des Guten zu viel getan und mancherorts die Geheimnisse mehr in die alttestamentlichen Texte hineingelesen als aus ihnen herausgelesen hat. Staunenswert bleibt aber trotz allem die künstlerische Größe, mit welcher er die typisch-mystische Allgemeinheit des Gottesreiches erfaßt und in den Tatsachen der biblischen Geschichte der Vorzeit überall die Saatkeime größerer Geheimnisse des künftigen Gottesreiches entdeckt.

3. Die allegorischen Figuren in Calderons Bibeldramen.

Die dichterische Eigenart Calderons äußert sich nicht am wenigsten in der überaus reichen Anwendung der Redefigur der Personifikation. Er läßt das Unbelebte lebendig, das Unpersönliche persönlich werden, er läßt die abstrakten Gedanken und Tatsachen, wie die Weisheit oder Gnade, diese zwar wirklichen, aber unsichtbaren Existenzen, Fleisch und Blut annehmen und Mensch werden, also in die Welt der sichtbaren Wirklichkeiten sich einreihen und gewinnt durch dieses dichterische Kunstmittel die Möglichkeit, in einer Fülle von Sinnbildern auch die unsichtbare weite und schöne Welt des Geistes sichtbar und überhaupt sinnenfällig zu gestalten. Die weitaus größere Zahl der Rollen in den Festspielen wird von solchen sinnbildlichen Figuren, nicht von geschichtlichen Persönlichkeiten gespielt. Tod und Traum, Heidentum und Judentum und Islam, Glaube und Weisheit, Unschuld und Laster, Welt und Hölle, die sieben Sakramente, die sieben Todsünden, die fünf Sinne des Menschen, Gedächtnis und Verstand, Krieg und Friede, sogar der Hunger, alles kann als allegorische Figur auf der Bühne Calderons erscheinen, und in der Charakterzeichnung dieser ideellen Gestalten kann die gleiche Meisterschaft sich betätigen wie in den geschichtlichen Gestalten der heutigen Dramen. Für seine Zwecke erreichte Calderon durch solche Allegorie und Personifikation einen dreifachen Vorteil:

Erstens bringen diese Figuren mehr Leben und Handlung in das Spiel. Das Drama ist seinem Namen nach Leben, Handlung und Bewegung. „Wenn dir das epische Lied . . . klar das Gewordene zeigt, so sagt des Dramatikers Name, daß er als Handlung dir das Geschick des erkorenen Helden vorzuführen gedenkt, als ein Werdendes sollst du es anschaun" (Geibel). Ein Epiker würde die Träume im Kerker des ägyptischen Joseph erzählen lassen, ein Calderon läßt sie als Handlung vor unsern Augen sich abspielen: da wandelt der menschgewordene

Traum durch die „Herberge des Lasters“ und singt sein Schlaflied, um die Elenden wenigstens ein paar Stunden ihr Elend vergessen zu lassen. Dann erscheint zu Häupten des schlafenden Hofschenken ein Schattenbild mit einem Weinstock, zu Häupten des träumenden Hofbäckers ein Schatten mit einem Brotkorb. Statt die Schlacht am Kison mit einem Erdbeben als Begleiterscheinung lang und breit zu erzählen, läßt Calderon die Erde selber in das Spiel eingreifen mit der Frage, warum sie erbeben müsse. Das Wort der Apostelgeschichte 13, 46 von der feindseligen Haltung der Synagoge gegenüber dem Evangelium und vom Übergang des Gottesreiches an die Heiden wird mit Hilfe der sinnbildlichen Gestalten Synagoge und Heidentum bühnenmäßig so dargestellt: Paulus predigt der Synagoge, wird aber von ihr abgewiesen und sogar mit dem Schwerte angegriffen, weshalb er sich zum Heidentum flüchtet. So wird alles Gestalt und Leben.

Der zweite Vorteil der sinnbildlichen Figuren für die Zwecke eines Calderon liegt darin, daß er auf diesem Wege die in der Tiefe schlummernden und dem oberflächlichen Auge verborgenen Gedanken der Heiligen Schrift zu allegorischen Figuren sichtbar verkörpert, auch dem gewöhnlichen Volke, das einer abstrakten Entwicklung dieser Gedanken nicht folgen könnte, als wirkliche Größen und geistige Großmächte gleichsam spielend auf dem Wege des Anschauungsunterrichtes nahebringen kann. So stellt er die Lehraufgabe der Weisheit nach den Weisheitsbüchern, die Unvereinbarkeit des Zweifels mit dem Glauben in der Weise dar, daß die Weisheit der Unwissenheit die Binde von den Augen nimmt, der Zweifel nicht in das Zelt Abrahams, des Vaters der Gläubigen, eintreten darf. So sucht er den Kampf zwischen Wahrheit und Lüge in der Welt durch einen wirklichen Ringkampf sinnbildlicher Figuren dieses Namens anschaulich zu machen. So läßt er das dämonische Prinzip, das im Drama der Weltgeschichte unsichtbar hinter den Kulissen oder vom Vorsagerkasten aus den Gang des Spieles mitbeeinflußt, den Mephisto in Goethes

Faust, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, auch auf seiner Bühne in dem bekannten volkstümlichen Kostüm sichtbar eine Rolle mitspielen, um seinen Zuhörern den Dämon als eine wirkliche Machtgröße im Völkerleben wie im einzelnen Jobleben vor Augen zu stellen. Selbst die Lehre vom Sündenfall macht er wiederholt bühnenfähig, indem er seine sinnbildlichen Gestalten einen Tanz aufführen läßt: Luzifer stürzt bei diesem Tanz zu Boden, um nicht wieder aufzustehen; Booz kann als Vorbild des absolut sündelosen Heilandes überhaupt nicht zu Fall kommen; die Figur der Menschheit stolpert und fällt, erhebt sich aber wieder, weil Booz-Christus ihr die Hand reicht; Ruth kommt trotz der Falle Luzifers dank einem besondern Gnadenvorzug nicht zu Falle, ein Vorbild der Immakulata. Man wird mir sagen: Das ist spitzfindig und gekünstelt. So viel ist sicher, Don Pedro wußte auch die abstraktesten Ideen, die er in seiner mystischen Art aus den Tiefen der Bibel heraufholte, dramatisch und volkstümlich darzustellen. Ein so eigenartiger und einzigartiger Dichter wie Calderon darf nicht an dem Allerweltsmaßstab der Hamburger Dramaturgie gemessen werden.

Die allegorische Figur bot unserem Dramatiker noch einen dritten Vorteil. Mit ihrer Hilfe konnte er den inneren sittlichen Wert oder Unwert seines Bühnenpersonals, Vorgänge und Erlebnisse des Seelenlebens, die geheimsten Gedanken und Triebfedern der Handlung äußerlich darstellen und damit seine Dramen auch für das gewöhnliche Volk seelisch vertiefen. So gab er dem in sich zerrissenen, wutknirschenden Luzifer die sinnbildliche Figur der Zwietracht oder Wut zur Seite, dem nachlässigen Hirten die Figur der Nachlässigkeit, dem Menschen das Verlangen, der Kirche die Liebe, der klugen und gerechten Debora die Klugheit und Gerechtigkeit, der besonnenen und starken Jahel die Mäßigkeit und den Starkmut, zerlegte also seine Personen in eine Zweifaltigkeit oder gar in eine Dreifaltigkeit, um in scharfer Charakterzeichnung das wahre innere Wesen einer Person auch äußerlich darzustellen und damit die

Zuschauer instand zu setzen, unbeirrt vom äußeren Schein einer Person in Miene, Rede und Handlung die wahre Innenseite wie in einem aufgeschlagenen Buch in Person vor sich zu sehen. Nach der Bibel hat sich Israel in der Wüste niemals ganz von einer unheimlichen stillen Neigung zum Götzendienst losgesagt: bei Calderon begleitet die allegorische Figur des Baalgötzen das Volk auf seinem Wüstenzug. Nach der Legende entschloß sich die Königin von Saba erst nach schweren inneren Kämpfen zur Fahrt nach Jerusalem: bei Calderon sucht die Götzendienerei, die Hofdame und bisherige Lieblingsdame der Königin, mit allerlei Einreden jene Wallfahrt zu hintertreiben. Balthasar versuchte angesichts des grausigen Memento mori an der Wand des Speisesaales den Gedanken an den Tod sich aus dem Kopf zu schlagen: bei Calderon hält der König einen Zettel in der Hand mit der Aufschrift: „Du wirst Staub werden"; dann aber reißt die sinnbildliche Gestalt der Eitelkeit ihm den Zettel aus der Hand und läßt ihn in die Winde fliegen. Die Eitelkeit, die den seelischen Kampf im Innern des Königs zu seinen Ungunsten entscheidet, ist natürlich Balthasar selber, Balthasar von innen. Wir fühlen, welch gewaltiges Mittel ein Dramatiker wie Calderon in der allegorischen Figur besitzt, um Vorgänge und Erlebnisse im Seelenleben der biblischen Personen darzustellen und ihre Handlungen bis in die letzten Triebfedern seelisch zu begründen. Die Allegorie ist also kein leeres Phantasiespiel mit Schemen und Schatten, sie dient den reinsten Zwecken der Wahrheit und Kunst. Wer die Psychologie des Dramas schreiben wollte, dürfte an Calderon nicht vorübergehen.

Die Personifikation als Kunstmittel der literarischen Darstellung ist übrigens in der Heiligen Schrift selber an mehr als einer Stelle angewendet. In den Klageliedern ist die Stadt Jerusalem als kinderberaubte, trauernde Witwe dargestellt, und die Braut des Hohenliedes ist auch nur ein Bild für die gottverlobte Gemeinde des Herrn. 1300 Jahre vor Calderon hatte bereits der hl. Ephräm, der Klassiker der Syrer, die

„Harfe des Heiligen Geistes", in seinen Gedichten Kirche und Tod und Unterwelt als redende Personen in ausgiebigem Maße auftreten lassen. Von seinem Zwiegespräch zwischen dem Weizen und Gold führt nach Baumgartner (Geschichte der Weltliteratur I 224 ff.) eine gerade Linie zu Calderons „Demut der Pflanzen". In der spanischen Literatur findet sich die Allegorie als Redefigur auch bei Lope de Vega und andern Klassikern, bei keinem aber in solcher Fülle und künstlerischer Ausbildung wie bei Calderon, der auch in dieser Beziehung einen Höhepunkt der spanischen Literatur bildet.

4. Die religiösen Ziele in Calderons Bibeldramen.

Die Heilige Schrift war in Calderons Augen kein bloßes Unterhaltungsbuch voll literarischer Schönheiten, sie war ihm als Urkunde der Offenbarung eine Lehrkanzel des Glaubens, ein Gesetzbuch sittlicher Pflichten, und in diesem Geiste sollten auch seine biblischen Bühnenstücke in letzter Linie eine Schule religiöser Belehrung und sittlicher Förderung, nicht ausschließlich eine Quelle künstlerischen Genusses sein. Die Kunst war ihm nicht Selbstzweck, sie war ihm wie alle sittlichen Werte dem Endzweck des Menschenlebens unter- und eingeordnet. Über diese religiös-sittlichen Ziele des Dramatikers noch ein paar Bemerkungen.

1. Der theologische Grundton. Es war ein kühnes Unternehmen, das ein Künstler mittleren Ranges nicht wagen dürfte, den Lehrstuhl der theologischen Wissenschaft auf die Gasse zu stellen und die schwierigsten Fragen des theologischen Unterrichts in der Sprache der Bühne vor weiten Volkskreisen zu behandeln. „Zu Gott aus Vernunft" ist eine regelrechte Abhandlung über die Erkennbarkeit Gottes und die Quellen der Gotteserkenntnis: „Der Geist", d. i. der gottsuchende, ideal veranlagte Mensch, und „der Gedanke", d. i. der realistisch denkende Dutzendmensch, gehen miteinander Gott suchen. In einem Bergtal stoßen sie auf einen Altar mit der Aufschrift: „Dem unbekannten Gott." Der Geist bedenkt sich über die Erkennbarkeit Gottes

mit dem scholastischen Gedanken: Ein Gott, der unerkannt bleibt, ist nicht Gott, denn Gott ist die unbeschränkte Vollkommenheit, Unerkennbarkeit aber wäre eine Unvollkommenheit. Dann wird in ebenso vielen Akten der Reihe nach die Gottesidee des Polytheismus, des Atheismus, des islamischen Monotheismus, der alttestamentlichen Synagoge auf ihre Wahrheit geprüft, und schließlich muß Paulus den beiden Gottsuchern als einzige, vollkommen befriedigende Antwort die Gottesidee des Evangeliums darlegen. — Im „Lamm der Wegzehrung" hält Moses, sein eigener Ausleger, beim Auszug aus Ägypten eine archäologische Vorlesung über die Bedeutung der Passahfeier, aber nicht im trockenen Lehrton der Schule, und ebenso wird später mit dem Durchzug durch das Schilfmeer eine Christenlehre verbunden über „das Wasser der Taufe, das Freiheit gibt aus härterem Gefängnis". — Im „Baum der besseren Frucht" streiten Salomon und die Königin von Saba über Gottesbegriff und Weltentstehung und Christologie. Dem Äthiopier gibt Philippus im „Lamm des Isaias" einen förmlichen Konvertitenunterricht über Dreifaltigkeit, über Einpersönlichkeit Christi und Jungfräulichkeit seiner Mutter. — „Die Geheimnisse der Messe" sind eine vollständige Lehrstunde über die Feier des Altaropfers und seine tieferen Gedanken. Nun hat die heilige Messe in ihren Handlungen ohne Zweifel etwas Dramatisches; es gehört aber der ganze riesenhafte Wagemut eines Calderon dazu, diese Liturgie zu einem wirklichen Bühnenstück umzuarbeiten. Adam betet das Staffelgebet mit dem Mea culpa, als Epistel verliest Paulus seinen eigenen Brief an die Hebräer, Johannes der Evangelist verliest als Evangelium seinen eigenen Prolog, Johannes der Täufer reicht Christus, dem Opferpriester, Jordanwasser zum Lavabo usw. — Die Zwischenfragen der komischen, volkstümlichen Figuren in manchen Dramen (ob ein Vernünftiger noch an die Sintflut glaube, ob Immakulata ein Gnadenkind der Erlösung sein könne) haben, abgesehen von dem Nebenzweck, durch Zwiegespräch die epische Eintönigkeit zu vermeiden, den Hauptzweck, die schiefen Anschauungen und Zweifel

des einfachen Volkes zu offenbaren und daraufhin weitere religiöse Belehrung als Antwort zu veranlassen. Der heutige Leser dieser theologischen Dramen hat da und dort das Empfinden, Calderon habe des Guten zu viel getan. Wenn er z. B. Samuel zum Preise der Eucharistie auffordern oder Mirjam vom römischen Brevier reden läßt, in dessen Donnerstag-Laudes ihr Lobgesang (2 Mos. Kap. 15) weiterklingen werde, wenn er bei Herodot eine Erdkunde Amerikas voraussetzt, so befremden anfangs solche Gedankensprünge, ähnlich wie wenn der hl. Georg seinen Drachen mit einer Kruppschen Kanone erlegt oder der Prophet Habakuk die geheimnisvolle Luftreise nach Babylon im Zeppelinschen Luftschiff gemacht haben sollte. Ich habe aber schon gesagt: Zeitliche Entfernungen zwischen alttestamentlichen und neutestamentlichen Tatsachen kennt Calderon nicht.

2. Der moralische Predigerton. In manchen Bibeldramen Calderons spielen komische Volksfiguren mit, Sancho Pansanaturen, die durch ihre realistisch plumpen Einfälle oder durch einen gesunden Mutterwitz für lustige Zwischenszenen sorgen: ein Bauer, der der Monarchie wegen der Steuern grollt und über den Tod der Schönheit nicht trauert, solange er Schinkenbrot zu essen hat, — ein reicher Prasser, der sich selber, protzig auf seine vollen Taschen klopfend, als den Nabal des ersten Königsbuches (Kap. 25) bezeichnet und den armen Lazarussen das Almosen verweigert, — ein Zigeuner, der lieber Wein als Wasser trinkt und alles danach beurteilt, ob man es essen kann, und andere Spaßmacherfiguren. Aber selbst in diesen heitern Zwischenszenen sind die Dramen von hohem sittlichen Ernst durchweht, und vielleicht haben die Bretter, welche die Welt bedeuten, ihre hohe Bestimmung, an der sittlichen Veredelung des Volkes mitzuarbeiten, niemals so gewissenhaft erfüllt wie in Calderons Bühnenstücken. Im „Großen Theater der Welt", das in dieser Beziehung wohl die lehrreichste Nummer ist, werden die verschiedenen Lebenslose verteilt. Dem Glücklichen, der die Losung erhält: „Du sollst Weisheit erwerben", und der ob dieses „seligen Loses" sein

Benedicite anstimmt, wird als äußeres Zeichen der Weisheit ein Bußgürtel überreicht. Später folgt ein Zwiegespräch zwischen der Schönheit, die zum Weltgenuß auffordert, und zwischen der Weisheit, die das Wenn und Aber beifügt: Du darfst die Blumen und den Vogelgesang und die Früchte der Erde genießen, aber nicht des Schöpfers dabei vergessen. So sucht Calderon seinen Zuschauern überall in der denkbar gefälligsten Form auf der Silberschale der künstlerischen Darstellung goldene Grundsätze für das religiös-sittliche Leben zu reichen: goldene Mahnworte über die religiöse Erziehung der Kinder, über den Segen der Marienverehrung, über das Verhalten in Stunden des Kleinmuts, über die Pflicht, erst zu wägen, dann zu wagen, und ähnliches. In manchen dieser belehrenden Einlagen wird offenbar auf besonders zugkräftige und verwirrende Schlagwörter in den Kreisen der Zuschauer geantwortet, etwa auf das Sozialistenwort: Wir wollen lieber Brot ohne Wunder als Wunder ohne Brot, oder in der Begebenheit mit Zambri, dem das Gelobte Land mitsamt dem himmlischen Manna um den Kuß einer Dirne feil ist, auf das Schlagwort: Wir wollen lieber einen gegenwärtigen Himmel als einen zukünftigen. Einige Male scheint der Dichter, im Banne seiner Zeit, sogar die Gewaltmittel der spanischen Inquisition gutheißen zu wollen, weil er den Unglauben durch den Diener des Glaubens in Ketten legen und im Falle der Verstocktheit zum Feuertode verurteilen und König Ferdinand in dem nach ihm benannten Drama eigenhändig das Holz zum Scheiterhaufen herbeitragen läßt. Im einzelnen mag der Predigerton auf der Bühne unserem heutigen Geschmack nicht mehr entsprechen, im großen und ganzen aber sehen wir daraus, wie hoch Calderon die sittliche Aufgabe der Bühne einschätzte und wie charaktervoll er ohne Rücksicht auf die Leidenschaften und Liebhabereien des Gassenpublikums dem Dienste dieser Mission treu blieb. Der religiös-ermahnende Ton der Calderonschen Festspiele klingt auch nach.

3. in dem eucharistischen Schlußton. Die Festspiele wurden, wie schon ihr Titel „Eucharistische Festspiele" oder „Fron-

leichnamsspiele" sagt, eigens für das Fronleichnamsfest gedichtet und an diesem Festtag auf den öffentlichen Plätzen von Madrid und andern Städten Spaniens vor dem Hofe und dem Volke aufgeführt. Die Festspiele waren also eine Art Gottesdienst außerhalb der Kirche, an einem Feiertag, der in seiner Prozession und in seinen Gebeten, wie im Lauda Sion salvatorem, an sich schon einen dramatischen Zug hat. Bekanntlich ist das Drama überhaupt von Haus aus seit dem 12. Jahrhundert im Anschluß an den Gottesdienst, besonders an die Passionsliturgie, entstanden. Die Autos sacramentales versuchten diesen ursprünglichen, später aber unterbrochenen Zusammenhang zwischen Gottesdienst und Bühnenkunst wiederherzustellen bei einem Volke, das in seiner temperamentvollen romanischen Art heute noch — ich denke besonders an die Gebärdensprache spanischer Prediger und an den Karwochentanz der 16 Knaben in Sevilla — das Theatralische in den der Volksanlage angepaßten gottesdienstlichen Formen liebt. Auch der an Fronleichnam seitab Stehende, der dem Priester Calderon das freudige Hochgefühl im Besitze des eucharistischen Gottes nicht nachfühlen kann, wird den Dichter Calderon bewundern ob der erfinderischen Kunst, womit er den jeweiligen, oft ganz anders gearteten Stoff seiner Festspiele innerhalb des Spiels oder mindestens in der Schlußszene zur Eucharistie, zum Gedanken des Fronleichnamsfestes, in Beziehung bringt. Wenn Abigail den Mannen Davids Brot und Wein zur Stärkung reicht, wenn in der Erzählung vom gehängten Mundbäcker und begnadigten Mundschenken wieder von Brot und Wein die Rede ist, ergibt sich aus einer einfachen Ideenverbindung die Bezugnahme auf Brot und Wein als Gaben der Eucharistie, die den Unwürdigen eine Speise des Galgens, den Würdigen eine Speise des Lebens werden. Wenn Balthasar den heiligen Becher aus dem Tempel gottesräuberisch entweiht, wenn Baal am Mannasammeln in der Wüste und am Mannagenuß nur deshalb sich beteiligt, um durch Wegbleiben nicht Aufsehen zu machen, und wenn er mit dem Judasbissen sich das Gericht hineinißt, so wird in diesem

eucharistischen Motive deutlich auf die Wirkungen der unwürdigen Kommunion hingezielt. Wenn Joseph in Ägypten mit seinen Brüdern Gastmahl hält, Benjamin, seinen Lieblingsbruder, an seiner Seite, so wandelt sich mit einem Male die Szene in das Abendmahl des Herrn:

„Daß die Brüder zu mir kamen,
Brot zu holen aus dem Speicher,
Daß an meinem Tisch sie sitzen,
Daß ich meinen Kelch erblicke
In der Hand des jüngsten Bruders,
Der an meine Brust sich lehnet,
Daß der Kelch in ihrer Reue
Ihre Schuld und Sünde sühnet . . .
Alles das sind Schattenbilder
Des Messias, des ersehnten,
Der vor Zeiten unsern Vätern
Des erlauchten Sakramentes
Heil in Brot und Wein verheißen."

Die Gleichung Benjamin = Johannes ist in dieser Szene deutlich genug: Benjamin, bei dem der Becher Josephs gefunden wurde, und Johannes, der den Kelch beim Abendmahl in der Hand hält. Noch ein Beispiel aus den „Ähren der Ruth" zur eucharistischen Tonfarbe der Festspiele: die Entwicklung der eucharistischen Gabe vom Weizenkorn bis zur Hostie in vier lebenden Bildern dargestellt. Erstes Bild: Der Weizen als Saatkorn in der Hand des Sämanns der Matthäusparabel, als Gegenbild Mariä Verkündigung: der Keim zur Edelfrucht von Bethlehem in jungfräuliches Erdreich eingesenkt. Zweites Bild: Der Weizen als Ähre am Halm, von israelitischen Landleuten als Erstlingsgarbe geopfert, „zum Himmel gehoben nach heiliger Sitte", mit dem Gegenbild: Christus am Halme des Kreuzes geopfert. Drittes Bild: Der Weizen als Getreidekorn, von Joseph in Ägypten den Hungernden verteilt, als Gegenbild die Kirche, die aus den Speichern der Gnade die Früchte des Kreuzes an die Völker austeilt. Viertes Bild: Der Weizen als Brot in der Hand Melchisedechs, als Gegenbild die Hostie auf dem

Altar. Wenn aus dem dramatischen Stoff sich durchaus keine Beziehung zur Eucharistie ergibt, wird zum Schlusse wenigstens ein lebendes Bild mit dem Kelch eingelegt. Jedes Festspiel muß in ein Tantum ergo Sacramentum ausklingen, wie wenn die Prozession sich unmittelbar an den Bühnenakt angeschlossen hätte. Calderon ist hierin ein zweiter Raffael, der in seiner Disputa del Sacramento alles um die Monstranz auf dem Altar gruppiert. In den eigentlich biblischen Dramen ist ihm die Bibel der Anfang, die Eucharistie das Ende seines Denkens und Dichtens. Auch wenn er aus seinen drei andern Hauptquellen, Göttersage, Geschichte und Natur, schöpft, sucht er in den Festspielen in letzter Linie nichts als Perlen zum Schmucke der Monstranz.

5. Die apologetische Zeitbedeutung von Calderons Bibeldramen.

Calderon wird über die deutsche Bühne des 20. Jahrhunderts keine Triumphzüge halten. Der religiöse Ernst seiner Dramen, der Idealismus seiner Absichten, der katholische und mystische Charakter seiner Stücke wird bei den Kindern des 20. Jahrhunderts, die im Theater nur Unterhaltung und nervenpeitschenden Realismus suchen, niemals in großem Maßstabe Gnade finden. Calderon wird aber immer auch diesseits der Pyrenäen einzelne gleichgestimmte Seelen gewinnen, die in diese eigenartige Gedankenwelt sich einleben, die, wenn sie einmal Calderon nur an Calderon zu messen gelernt haben, auch die langen lehrhaften Wechselreden und Selbstgespräche nicht mehr als Störung des edelsten geistigen Genusses empfinden und vielleicht, schwerlich schon bei den ersten drei Dramen, in der stillen Erhabenheit, die mit den einfachsten Mitteln große künstlerische Wirkungen erzielt, eine christliche Wiedergeburt des klassischen hellenischen Dramas erkennen. Für solche Leser ist auch mein Schlußwort über die kirchenapologetische und bibelapologetische Bedeutung der Calderonschen Bühne geschrieben.

Schönere Bibelstunden wurden dem Volke nie gehalten als in diesen Calderonschen Bibeldramen.

Da wurde die Bibel nicht nur vorgelesen und mit mehr oder weniger Wärme ausgelegt, da war die Bibel, in Fleisch und Blut verkörpert, in der Sprache der Kirche und Kunst lebendig geworden. Wie die zeichnende Kunst in den sog. Armenbibeln des Mittelalters die vorbildlichen Ereignisse und Personen des Alten Bundes und die Erfüllung des Evangeliums als Bild und Gegenbild malerisch einander gegenübergestellt, in der Bildersprache auch dem des Lesens Unkundigen leserlich, so haben Calderons Bibeldramen, eine Art Armenbibel auf der Bühne, das große Erlösungsdrama in seiner alttestamentlichen Vorbereitung im Zusammenhang mit den Geheimnissen der Zeitenfülle vor den Augen des Volkes, auch den Kindern des Volkes verständlich, dargestellt. Eindrucksvoller wurden die Ideale der modernen Schule von der erziehlichen Bedeutung des Anschauungsunterrichtes und von der Erziehung zur Kunst nie verwirklicht als in der Schule der Fronleichnamsliturgie auf dem Sonnenplatz von Madrid. Wer das Oberammergauer Passionsspiel, diesen letzten Überrest des religiösen Schauspiels unter freiem Himmel, auf sich wirken ließ, mag nach diesem Eindruck von der gewaltigen dramatischen Wirkung eines Calderonschen Bibeldramas auf die Volksmassen sich eine Vorstellung machen. Eine Kirche, in deren Geist dem Volke der wesentliche Gesamtinhalt der Heiligen Schrift auf den öffentlichen Plätzen von Stadt und Dorf in einer künstlerisch so meisterhaften und erzieherisch so eindrucksvollen Form vor Augen geführt wird, eine solche Kirche verdient nicht den Vorwurf, sie habe dem Volke die Bibel vorenthalten.

Wenn auch die sittlichen Gesichtspunkte der Heiligen Schrift höher stehen als die künstlerischen und der eigentliche Wert der Königin in ihrem Innern liegt, so ist, da die höchste Wahrheit zugleich die höchste Schönheit ist, die Bibel doch auch, rein ästhetisch gewertet, die Königin der Weltliteratur. Es steckt viel Kunst und viel Poesie in der Heiligen Schrift, in der Größe und der Einheit ihrer Gedanken wie in der Form ihrer Erzählung. Die Meister der Weltliteratur haben die erhabene Schönheit der

biblischen Geschichten empfunden. Calderons Dramen im besondern sind ein hohes Lied auf die Poesie der Heiligen Schrift. Ihre literarische Schönheit hat Meister Calderon zu unsterblichen Schöpfungen begeistert.

Es liegt viel Poesie in der Bibel, es liegt aber auch viel Bibel in der Poesie der Weltliteratur. Es sind viele Goldkörner der Heiligen Schrift als Samenkörner in die Furchen menschlichen Denkens und Dichtens gefallen, die das literarische und künstlerische Schaffen der Menschheit reich befruchtet haben. Es gibt aber keinen zweiten Klassiker im weiten Büchersaal der Weltliteratur, der in solcher Fülle und mit solcher Meisterschaft biblische Stoffe und Motive in dramatische Poesie übersetzte wie Calderon. Nicht die andere Konfession mit ihrem Grundsatz: „die Bibel allein", sondern die katholische Konfession mit ihrem Prinzip: „die Bibel in der Hand der Kirche, das Buch in der Hand der Lehrerin", hat der Weltliteratur den Meistersänger der Bibel geschenkt. Auch der deutsche Sänger des Messias macht unserem Calderon die Palme der Meisterschaft als Dichter der Bibel nicht streitig. Mit den Trompeten von Jericho sei diese Tatsache der Literaturgeschichte all denen zugerufen, welche an die literarische Rückständigkeit der Katholiken und die bibelfeindliche Stellung der Kirche wie an zwei Dogmen glauben. Die Tatsache ist apologetisch um so bedeutungsvoller, da Calderon die Bibel als einheitliches Gedankenganzes, nicht nur in einzelnen Brosamen und Teilchen, und was das Wesentliche ist, die Bibel im Geiste der Bibel seinen Dichtungen zugrunde legte. Auch moderne Schriftsteller machen Anleihen aus der Bibel, nur zu oft aber in einer Weise, daß die biblischen Anschauungen und Gestalten zu Zerrbildern verunstaltet werden, nicht viel besser als im Koran, den man den Affen der Bibel genannt hat. Wenn in Wagners „Parsifal" der Mensch als Erlöser, nicht als Erlöster erscheint, wenn in Paul Heyses „Maria von Magdala" die Welterlösung vom Ja oder Nein eines mit seiner Ehre hausierenden Mädchens

abhängig gemacht wird, so ist darin die Erlösungsidee der Bibel in das gerade Gegenteil verzerrt. Solche Bibeldichter möchte man auf den Knien bitten, die Bibel zu verschonen. Das sind biblische Titel ohne den Inhalt der Heiligen Schrift, biblische Hülsen ohne den Kern der Bibel, biblische Scherben ohne die einheitliche Grundidee des göttlichen Wortes. Calderon de la Barca gestaltete den Stoff der Bibel auch im Geiste der Bibel, in ihren Kern- und Grundgedanken, und dadurch zumeist ist er der Meistersänger des Buches der Bücher geworden.

V. Die Akademischen Bonifatiusvereine.

Rede auf einer Studentenversammlung des Straßburger Akademischen Bonifatiusvereins am 13. Mai 1914. Abdruck aus der „Akademischen Bonifatius-Korrespondenz", Wintersemester 1914/15, S. 5—11.

Die Akademischen Bonifatiusvereine, die neuestens in den Universitätsstädten ihre Zelte weiterspannen, haben eine ragende Zeit- und Zukunftsaufgabe. Sie werden mehr und mehr zu einem Sammelpunkt der katholischen Akademikerwelt, zu einem Areopag religionswissenschaftlicher Aussprache, zu einem Taufbrunn überzeugten Herrenapostolates sich entwickeln. Dafür bürgt schon die Tatsache, daß das Vierteljahrblatt der Akademischen Bonifatiusvereine, die „Akademische Bonifatius-Korrespondenz", die von Nummer zu Nummer ihre geistige Höhenlinie einhält, vom Verband der Vereine katholischer Akademiker als Pflichtorgan bestimmt wurde.

Der Name Bonifatius ist für unsere Bonifatiusvereine mehr als Aushängeschild, er ist ein Programm.

Am Grabe des hl. Bonifatius in Fulda wurde es mir Erlebnis: Die beredtesten unter den redenden Steinen sind die Grabsteine. Dort ist der Apostel auf der Vorderwand des Grabaltars als Marmorfigur im vollen bischöflichen Schmuck im Sarge dargestellt. Während zwei Engel den Sargdeckel heben, stemmt der Apostel, aus dem Schlafe erwachend, die Hand auf

den Boden, um sich aus dem Grabe aufzurichten. Nicht als Auferstandener ist er dargestellt, sondern als Erwachender, als Auferstehender, geweckt von dem Notschrei der deutschen Diaspora. Der Künstler hat uns einen schönen Gedanken in Stein geschrieben. Es gab eine Zeit, da lag die religiöse Gleichgültigkeit wie ein Grabstein auf den Gebildeten. Jetzt aber ruft der Stein von Fulda: Es ist Zeit, vom Schlafe zu erwachen und mit offenen Augen und morgenfrischem Schritt an die religiösen Zeitaufgaben heranzutreten. Jeder Bonifatiusverein sei ein Posaunenruf religiösen Erwachens, ein Bonifatius redivivus. Wir wollen uns drei religiöse Zeitaufgaben vom Bonifatiusaltar in Fulda ablesen: religiöse Beseelung des wirtschaftlichen Lebens, religiöse Fortbildung des persönlichen Lebens, religiöse Vertiefung der sozialen Arbeit.

Im wirtschaftlichen Leben der Gegenwart haben die Katholiken eine zweifache, eine Werktags- und eine Sonntagsaufgabe. Seit die Benediktinermönche des hl. Bonifatius den ersten Pflug im deutschen Boden einsetzten, hat sich auf diesem Boden im gesamten Wirtschaftsleben, besonders in Technik und Industrie, ein riesenhafter Umschwung vollzogen. Man denke sich einen Benediktinerbruder von damals, der mit dem altehrwürdigen Blasbalg im Handbetrieb die einfache Esse anfacht, und eine Eisenhütte von heute, groß wie ein Stadtviertel, überdacht von einer Rauchwolke, die Tag und Nacht aus den Kaminen qualmt, durchlärmt von den Triebrädern und Eisenhämmern, bevölkert mit Hunderten von Arbeitern, die in der Glut der Hochöfen die glühenden Blöcke an der Walzenstraße herumwerfen und in jedem Jahr zwei Jahre ihres Lebens ableben. Man denke sich eine Benediktinerniederlassung von damals, die keine andere Nachtarbeit kannte als das mitternächtige Chorgebet, und einen Arbeiterzug von heute, der die Bergleute zur Nachtschicht an die Grube bringt, wo sie in ewiger Nacht ihre Kohlen und ihr Erz pickeln. Der gesamte Arbeitsbetrieb hat sich ins Große übersetzt, das Ora et labora der Benediktiner ist aber heute wie damals ein

wirtschaftliches Brevier geblieben. Unsere Kirche spricht keine Fluchpsalmen über diese technischen und industriellen Fortschritte und Triumphe; im Gegenteil, im Römischen Rituale finden sich besondere Segensformeln für Eisenbahn und Telegraphie, für Eisengießerei, Brückenbau und elektrische Anlagen. Ziemlich parallel mit der Via Appia antica zieht heute die Appia nuova in die römische Campagna hinaus; an der antica stehen die Leichensteine der Cäcilia Metella und anderer Größen der gewesenen Roma, und im holperigen, grasüberwachsenen Straßenpflaster sieht man noch die Radspuren der römischen Wagen, auf der Appia nuova dagegen die Masten der Elektrischen und die sausenden Kraftwagen. Unsere Kirche läßt uns ruhig auf der Via nuova fahren und schickt unsere Wagen nicht in die Radspuren der antica zurück. Man kann mit beiden Händen im wirtschaftlichen Betrieb der Zeit zugreifen und dabei mit beiden Füßen auf dem Boden seiner Kirche stehen. Die Benediktusmönche waren durch ihr Ora nicht nur Sendboten der religiösen Kultur, sie waren als Landwirte und Handwerker durch ihr Labora auch Pioniere der technischen Kultur. Bonifatius soll mit dem Holze der Donareiche zu Geismar sogar eine Petruskapelle gebaut haben. Es wäre höchste Zeit, daß der katholische Volksteil des Deutschen Reiches in seinem Zweifünftelverhältnis zur Gesamtbevölkerung an den Fächern der realen Mittelschulen und technischen Hochschulen — Mechanik und Architektonik, Ingenieur- und Maschinenwesen, Elektro- und Flugtechnik —, ebenso am Zeitungs-, Handels- und Bankwesen in Ehren sich beteiligte. Das Hohelied der neuen Zeit ist nicht bloß die erste Strophe des 148. Psalms: „Lobt den Herrn vom Himmel her"; auf dem Notenpult der Zeit liegt auch die zweite Strophe: „Lobt den Herrn von der Erde her!"

Außer dieser Werktagsaufgabe haben die deutschen Katholiken aber auch eine Sonntagsaufgabe zu lösen, die lautet: Mehr Seelenkultur! Wir dürfen über lauter Maschinen die Menschenseele nicht verlieren und über dem ewigen Werktag

der Industrie den Sonntag der religiösen Liturgie nicht vergessen. Es bleibt ein ewig wahres Wort, es sei ein schlechtes Geschäft, die ganze Welt zu gewinnen und dabei seine Seele zu verlieren. Der höchstgespannte wirtschaftliche Betrieb bringt uns die Gefahr, zu einseitigen Diesseitsmenschen zu entarten, alles nach Pferdekräften und Börsenwerten abzuschätzen und über den Reichtümern der Diesseitskultur die ewigen Interessen des Jenseits aus der Rechnung auszuschalten. Das Sichtbare und Zählbare drängt sich eben mehr auf als das Unsichtbare, und der Reichtum an irdischem Gut täuscht leicht über die Armut an inneren Werten hinweg. Und doch bleibt die Kultur der Seele die Seele der Kultur und der Sonntag die Sonne unserer Tage. Die einseitig erdwärts gerichtete Kultur ohne Seelenkultur schafft keine Zukunftskultur, sichert keine tausendjährige. Sucht ihr nur Erde, so werdet ihr sterben; „sucht Gott, so wird eure Seele leben", sagt ein Psalmtext (68, 33). Ich habe auf der Firmungsreise Bergleute angetroffen, die von Samstag auf Sonntag Nachtschicht haben, Sonntag früh mit Bahn und Rad heimkommen, sich den Ruß aus dem Gesichte waschen, dann aber erst in der Kirche ihre Sonntagspflicht erfüllen, bevor sie zur Ruhe gehen. Diese guten Männer fühlen, daß die Menschenseele einen Sonnentag braucht. Übrigens ist nicht bloß die Seele der Handarbeiter über lauter Lohn- und Parteifragen ausgehungert. Auch die Männer der Geistesarbeit, besonders das aktengequälte Geschlecht der Bürowerkstätten, die Gefangenen der Schreibmaschine und des Fernsprechers haben ein paar Tage innerer Einkehr, die Erholungsheime und Exerzitienhäuser der Seelenkultur bitter notwendig.

Eine zweite Zeitaufgabe betrifft die religiöse Fortbildung im persönlichen Leben und umschließt eine Reihe von Teilaufgaben. Die schwerste und persönlichste Aufgabe, die an den akademischen Bürger nach Verabschiedung des pflichtmäßigen Religionsunterrichtes der Mittelschule herantritt, besteht darin, einmal im Leben, am besten schon im ersten Semester, mit sich ins reine zu kommen über die Spannung zwischen kirchlicher Füh-

rung und persönlicher Freiheit, einmal dem ewigen Anwurf, Kirchenbekenner seien Geisteskrechte, den Schild zu bieten. Kein Vorwurf ist so häufig, keiner schneidet der Jungmannschaft so empfindlich in die Seele wie dieser: Eure Kirche ist ein Kerker, ein Käfig, eine Galeere von Sklaven, und ihr duckt euch unter das Joch kirchlichen Dogmenzwangs und priesterlicher Vormundschaft. Es handelt sich aber nicht allein um Führung seitens der katholischen Kirche. Die Freidenker von heute kehren den Spieß gegen alles, was sich Christentum nennt, weil jedes Christentum eine Einfuhrware aus dem tyrannischen Morgenlande, eine Vergewaltigung des europäischen Geistes sei. Die Kantsche Selbstverpflichtung, die Loslösung des persönlichen Einzelgewissens und Einzellebens von jeder gegebenen sittlichen Regel und Autorität, hat im Sturmschritt viele Geister erobert, weil sie an einen Grundzug des deutschen Naturells anknüpfte. Die deutsche Seele liebt die korporative Nebenordnung von gleich und gleich, wittert aber gar zu leicht in jeder Unterordnung unter eine Obrigkeit eine Vergewaltigung persönlicher Selbstherrlichkeit. Außerdem hatten die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts der politischen Freiheit ein lautes Hoch, der politischen Knechtschaft ein donnerndes Pereat gebracht; als dann der Kantizismus diese Begriffe vom Politischen auf das Sittliche und Kirchliche hinüberspielte mit der Botschaft: „Sei dein eigener Herr! In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, fand er zu jener Zeit in der deutschen Jugend ein besonders empfängliches Saatfeld vor. In der Auffassung der politischen Freiheit ist unser Volk in der Folge von den umstürzlerischen Begriffen des Jahres 1848 zu nüchternen Anschauungen zurückgekehrt, in der Auffassung der sittlichen Freiheit dagegen ist es immer weitergegangen, und heute kann man den Kantschen Autonomismus den Vater aller Irrlehren der letzten hundert Jahre, mit Einschluß des Liberalismus und Sozialismus, nennen. Nun aber sind alle, denen Freiheit ein Hochziel, nicht bloß ein Trugbild zur Verhetzung der Geister ist, darüber einig, daß die Gewissensfreiheit nicht im Sinne schrankenloser Ungebundenheit

und gewissenloser Willkür gefaßt werden kann, sowenig wie die Preßfreiheit und sonstige staatsbürgerliche Freiheit. Es fragt sich nur: Wer hat die Gewalt, zu binden und der Willkür Schranken zu ziehen? Die Kirche als gesetzmäßige Hüterin der religiös-sittlichen Ordnung oder das Belieben des einzelnen, der selbstschöpferisch als sein eigener Moses, sein eigener Heiland seine Lebensauffassung und Lebensführung bestimmt? Der einzelne kann im sittlichen Leben nicht sein eigener Gesetzgeber sein, sowenig er im natürlichen Leben sein eigener Vater und im bürgerlichen Leben sein eigener König ist. Der einzelne kann im religiösen Leben nicht sein eigener Heiland sein, sowenig er im geistigen Leben sein eigener Lehrer ist. Wer sich selber zum Guten verpflichtet, kann sich jede Stunde auch selber von der Verpflichtung frei erklären, und damit wird die sittliche Ordnung zur Sklavin der Willkür, statt ihre Königin zu sein. Die Selbstverpflichtung ist zur Not ein Sittlichkeitsprinzip für die wenigen, die auf den Höhen ausgereifter Lebensauffassung wandern, nie und nimmer aber für die vielen, die am Anfang des Aufstiegs stehen. Auch Schopenhauer hat den Kantschen Imperativ als nicht gleichwertigen Ersatz der christlichen Sittenlehre abgelehnt. Das verlockende Wort vom Autonomismus, „Führung von innen heraus; nicht Führung von außen her", ist auch in unserer Sittenlehre damit gegeben, daß der Wille des Gesetzgebers in unserem Innern aufgefangen und zu einem persönlichen Willensakt umgeschmolzen wird. Die Anerkennung der sittlichen Werte wie die Durchführung der sittlichen Tat gründet unerläßlich auf einem inneren Willensentschluß, auf jenem heldenhaften „Ich will", das Grabsteine hebt und Sterne vom Himmel reißt. Unseres Schicksals Sterne sind also doch in unserer Brust. Die Erfüllung des Gesetzes ist nach einem tiefen Pauluswort die Liebe, also persönliches Innenleben, nicht Fremdherrschaft und Druck von außen. Bonifatius war gewiß ein selten großer Mann, ein Charakter mit scharf persönlichen Umrissen, ein Mann mit regem Geistesleben, der auf seinen mühsamen Missionsreisen zwischen der Nordsee und dem Bodensee

eine eigene Bücherkiste mit sich führte, ein Jahrhundertmissionär, der fünf Volksstämme, die Hessen, Thüringer, Bayern, Franken und Friesen, kirchlich organisierte. Und dieser Mann, der selber die Führung von fünf Volksstämmen hatte, dankt am Abend seines Lebens nach 38jähriger Arbeit dem Papste Zacharias für das ermunternde, führende Wort: „Handle mannhaft und bleibe wachsam!“ Die großen Geister sind es nicht, die jede Führung als Entmannung ihrer Freiheit ablehnen; viel lauter wollen die kleinen Geister, die Versandeten und Gestrandeten, ihre Lebensordnung selbstschöpferisch und freihändig gestalten.

Eine zweite Teilaufgabe der persönlichen Fortbildung: Wir müssen uns klar sein über die religiösen Strömungen im deutschen Gegenwartsleben, im besondern über die freireligiöse oder freidenkerische Bewegung, die geradezu die religiöse Bewegung der Gegenwart genannt werden kann. Es wird zu wenig beachtet, daß diese Bewegung durchaus nicht allein antikatholische Ziele verfolgt. Ernst Horneffer nennt in seinem Buch „Die künftige Religion“ den Protestantismus eine trostlose Halbheit; er sei zwar nicht durch römischen Kirchenglauben, aber durch Offenbarungsglauben und die Gemeindeidee gebunden und lasse seinen Bekennern nur deshalb mehr Freiheit als die römische Kirche, weil er zu schwach sei, die Freiheit einzuengen (vgl. S. 41—62). „Es sei völlig gleichgültig, ob man an einen oder mehrere Götter glaube“ (S. 80), weil jeder Gottesglaube eine Geisteskette sei! Es handelt sich also ebensogut um ein Lebensinteresse des protestantischen und jedes andern positiven Bekenntnisses. Es war deshalb tief zu bedauern, daß man uns Katholiken so lange die Kelter allein treten ließ und auch heute nur in vereinzelten Stimmen im Kampfe um gemeinsame Daseinsrechte uns unterstützt.

Des weiteren wird zu wenig beachtet, daß es sich bei der freireligiösen Bewegung nicht nur um eine antireligiöse, sondern in der Fernwirkung auch um eine antistaatliche Bewegung handelt. Die Gründe, mit denen dort den religiösen

Gemeinschaften das Daseinsrecht bestritten wird — Geistiges könne nur persönliches Sondergut, nicht Gemeingut und Grundlage einer religiösen Gemeindebildung sein —, lassen sich mit ebensoviel Recht gegen die staatlichen Verbände und vaterländischen Gemeinschaftswerte anführen. Nietzsche ist wenigstens folgerichtig: „Der Mensch beginnt erst dort, wo der Staat aufhört." Auch durch die Züchtung jener grundsätzlichen Lust am Verneinen und Kritisieren, die alle Zäune der religiösen Ordnung niederlegt und alle ihre Grenzsteine umwirft, leistet die freireligiöse Bewegung der staatlichen Ordnung einen schlechten Dienst. Die wissenschaftliche Kritik ist ein unentbehrliches Handwerkszeug, für jedes wissenschaftliche Arbeiten notwendig wie das Messer für den Chirurgen; die rein ablehnende und niederreißende Kritik dagegen, die glatte Religionsverneinung, ist auch für die staatsbürgerliche Gemeinschaftsarbeit kein Lebensprinzip. Wir sind Bonifatius' Söhne, nicht Voltaires Jünger. An der neuesten Tiberbrücke in Rom recken sich an beiden Ufern zwei Engelpaare: auf dem rechten Ufer, in der Richtung nach dem Vatikan des Papstes, zwei Engel mit hocherhobenem Schwerte; auf dem linken Ufer, in der Richtung nach dem Quirinal des Königs, zwei Engel mit goldenem Lorbeerkranze. Eine Bewegung wie die freidenkerische, die gegen die kirchliche Ordnung das Schwert erhebt, wird der staatlichen Ordnung keine Lorbeerkränze reichen.

Die freireligiöse Bewegung setzt sich in **Widerspruch** mit der **Kindes- und Volkspsychologie**. Der Lehrplan von Ernst Horneffer mutet dem Kinde der Volksschule zu, aus den Märchen- und Sagenstoffen der Weltliteratur vom Rigveda bis zur Ilias und zum Prometheus, aus griechischen und englischen und deutschen Bühnenstücken vom König Ödipus bis zum König Lear und Wallenstein, aus der griechischen und deutschen Weltweisheit von Aristoteles und Plato bis Kant und Paulsen sich die sittlichen Werte zu einem neuen Moralkatechismus zusammenzusuchen. „Wer diese Welt der griechischen Philosophie kennengelernt hat, der hat den Zugang gefunden zu allen Geheimnissen

des Daseins" (E. Horneffer in der „Tat" III, 5, S. 282)! Der Lehrplan der freireligiösen Schule trägt also Lehrstoffe des Gymnasiums, sogar der Hochschule in die Volksschule hinein. Mag sein, daß die Lehrer für sich an diesen dramatischen und philosophischen Stoffen mehr geistige Befriedigung finden als an dem Einerlei der grundlegenden Fächer der Volksschule. Solange aber die Schule der Kinder wegen da ist, nicht der Lehrer wegen, so lange wird der Schulplan dem Bedürfnis des Schulkindes, nicht dem des Schulmannes seelisch anzupassen sein. Wir dürfen unser Volk nicht mißachten; es gibt in jedem Stande, auch auf dem Dreistuhl des Schusters, helläugige Köpfe, die ohne viel Schulweisheit viel Lebensweisheit besitzen. Das Volk im ganzen aber ist nicht imstande, seine geistige Welt sich selber zu erschaffen. Wer dem Volke zumutet, ohne die Führung der Kirche sich eigene Wege zu bahnen, kennt nicht die Seele des Volkes. Es würde nur die Führer, nicht die Führung wechseln.

Ein Stolz der Kirche im deutschen Gegenwartsleben sind die Vereine der im Berufe stehenden katholischen Akademiker, die in den letzten Jahren nach außen und innen eine hocherfreulich schöne Entwicklung genommen haben. Wie haben sie es meisterhaft verstanden, durch neuartige Veranstaltungen — ich denke nur an die biblischen Lesezirkel in Düsseldorf und an die liturgischen Vorträge der letzten Karwoche in Maria-Laach — den Besten unserer Glaubensbrüder die Reichtümer der biblischen Literatur und die Herrlichkeiten der kirchlichen Liturgie zu erschließen und mit offenen Augen für die Gegenwartsaufgaben eine ehrlich gerade Linie von Golgatha zum Areopag zu ziehen! Möge das durch den Bezug des gemeinsamen Organes begründete Freundschaftsverhältnis zwischen den Akademischen Bonifatiusvereinen und den Vereinen katholischer Akademiker sich zu einem Kartellverband auswachsen; möge jener Studentenverband in steigendem Maße seine Jungmannschaft dem Philisterverbande mit seinem regen geistigen Leben, mit seinen religiösen Fortbildungsmöglichkeiten zuführen!

Als dritte religiöse Zeitaufgabe nannte ich die Vertiefung der sozialen Arbeit. Die Weite und Breite des öffentlichen Interesses hat sich der soziale Gedanke erobert, zuweilen sogar auf Kosten anderer Zeitaufgaben gegenüber den Gebildeten. Die staatliche Sozialgesetzgebung, durch die kaiserliche Botschaft von 1881 in Betrieb gesetzt, zum Teil allerdings von harter Not abgerungen, hat die Arbeiterversicherung im großen nach allen Noten ausgebaut. Die gemeindliche Fürsorge und die private Entselbstung haben in kleinerem Umkreis das Hohelied des sozialen Gedankens dem Reichsgesetz vor- und nachgesungen. Wer heute noch jegliche Beziehungsfäden zum Volksganzen abschneiden und in ein rein selbstisches Sonderleben sich einspinnen wollte, wer nur für das eigene hochwohlgeborene Ich — Ich natürlich groß geschrieben und fett gedruckt — und dessen wertes Befinden Aufmerksamkeit und Tränen und Geld und Kraft hätte, wäre ein Mißton und Irrläufer der Zeit. Man hat keine Pflicht, der Zeit vorauszueilen; man hat aber die Pflicht, nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben. Es ist also ein Gebot der Zeit, seine Lebensarbeit sozial zu vertonen.

Dazu kommt ein zweites Gebot: die soziale Arbeit religiös zu vertiefen. Der Kirchenglaube ist Taufe und Vertiefung der sozialen Arbeit. Das Lehrgut der Kirche ist die Offenbarung; Offenbarung aber ist gnadenvolle Anteilgabe am eigenen göttlichen Wahrheitsbesitz. Die Botschaft der Kirche ist die Erlösung von Sünde und Tod; Erlösung aber ist freiwillige Selbstentäußerung und sich opfernde Liebe. Ein Gebot der Kirche ist das Bekenntnis; bekennen aber heißt sein Licht vor andern leuchten lassen. Lauter soziale Werte. Der Karfreitag, der Geburtstag der Kirche, ist der Tauftag der sozialen Sittenlehre. Gar manche Vorschläge und Veranstaltungen außerkirchlicher Kreise sind, näher betrachtet, säkularisiertes Kirchengut. Das Werk des stud. med. Barnardo, der 1866 im östlichen London mit den Heimen für die Niemandskinder begann, war eine außerkirchliche Neuauflage des Planes des hl. Vinzenz. Der Junghelferbund,

der eben die Trommel rührt, ist eine weltliche Nachahmung des bei uns längst eingebürgerten Kindheit-Jesu-Vereins. Die soziale Arbeit mit ihren ungezählten Einzelaufgaben erfordert einen solchen Vorrat von unverdrossener Arbeitsfreude, wie sie nur in religiösen Gedanken und Beweggründen gegen alle Mißstimmungen und Mißerfolge rückversichert liegt. Der soziale Arbeiter fühlt sich als Sendbote der divina misericordia, als Lazarettgehilfe des barmherzigen Samariters, als ein Glücklicher, der nicht nur gibt, sondern gebend empfängt und über dem Geben seelisch wächst und gewinnt. Ich bin wiederholt Menschenkindern begegnet, die so lange mit ihren eigenen Ketten nicht fertig wurden, bis sie einmal einen andern Entgleisten in die Reihe zu bringen Gelegenheit hatten und ihm sagten: „Bruder, er, der sich des Volkes erbarmte und die Mühseligen zu sich kommen hieß, er schickt mich zu dir; ich soll dir helfen in seinem Namen; ich bin nur Brot in seiner Hand und ein gutes Wort auf seinen Lippen." Auch des Ärmsten und Verkommensten Seele ist in das Herzblut vom Kreuze getaucht. Die größere Hälfte der sozialen Not ist ja Seelennot. Der religiöse Beweggrund, das Getriebensein von der Liebe Christi, bewahrt die soziale Arbeit vor der Gefahr, Handwerk oder Parade zu werden. Der Vinzenzarbeit sind nur jene Jünger das ganze Leben treu geblieben, denen diese Arbeit Aszese, nicht Sport und Mode war. So wird die Religion Taufe und Vertiefung der sozialen Arbeit.

Ein Akademiker ohne soziales Empfinden wäre also ein Mißton in seiner Zeit und ein Irrläufer in seiner Kirche. Die Studien des Studenten sind zunächst eine rein persönliche Aufgabe. Soweit sie aber über die Prüfung hinaus in den späteren Beruf zielen, als Ausrüstung für den Beruf des Arztes und Richters, des Schulmanns und Seelsorgers, führen sie doch schon über die persönliche Linie hinaus. Auch in sittlicher Beziehung muß ein sozialer Nebenton mitklingen. Neulich wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, um die Schiffstrümmer zu zerstören, die auf dem Meere treiben und so gut wie die Eisberge eine beständige Gefahr der Ozeandampfer sind. Auch der moralische Schiffbruch ist

mehr als eine Sache von rein persönlicher Bedeutung; die sittlich Schiffbrüchigen sind eine soziale Gefahr für die andern. Wie will ein Jurist, der selber Schiffbruch gelitten, über Gestrandete zu Gericht sitzen? Die sozialstudentische Bewegung und die Missionsbewegung der Zeit haben das soziale Gewissen der Akademiker geschärft. Die Höhenfeuer des Missionsinteresses leuchten auf allen Bergen. Mit der Zeit werden alle Universitäten missionswissenschaftliche Vorlesungen und einige hoffentlich auch ein missionswissenschaftliches Institut haben. Die Gabe, die der Akademiker des Bonifatiusvereins für die Diaspora auf den Teller legt, ist nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist, daß unsere Kommilitonen schon in den Jahren, in denen gemeinhin die entscheidende Stunde des Lebens schlägt, es erfassen, daß man nicht sich selbst allein leben soll, daß man auch dem Nächsten verpflichtet ist. Das ist die soziale Seite der Bonifatiusidee: das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem großen Organismus, der Gedanke der Verantwortlichkeit. Wie jeder Studierende der Schuldner der Nichtstudierenden, so bleibt jeder Glaubende der Schuldner der Nichtglaubenden.

Die gebildeten Katholiken unseres Volkes leben eine Damaskusstunde der Entscheidung. Die Zeitaufgabe aller Zeitaufgaben, die lebensvolle Entfaltung und kraftvolle Vertretung unseres Wesens auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, kann im Löwenanteil nur von Akademikern gelöst werden. Wenn nur die große Stunde unsere Akademiker gerüstet findet! Wie eine Hypothek lastet ein Guthaben des hl. Bonifatius auf dem deutschen Boden. König Ludwig I. hat dem Gläubiger des deutschen Volkes die herrliche Bonifatius-Basilika in München erbaut, Kaiser Wilhelm II. dankt dem Apostel der Deutschen, dem Sohne des hl. Benedikt, durch seine Freundschaft mit den Benediktinern. Die Bonifatiusvereine wollen das Guthaben des Apostels an seine Deutschen nicht verjähren lassen und ein religiöses Erwecken sein. Im Geiste führe ich sie zum Grabstein in Fulda: Seht den Fels, aus dem ihr seid gehauen!

Zweites Buch.

Unsere Schulaufgabe im 20. Jahrhundert.

I. Schule und Religion.

Der Vortrag „Schule und Religion" wurde in der öffentlichen Versammlung des Katholischen Lehrervereins in Bayern auf dem Würzburger Katholikentag am 27. August 1907 gehalten. Die Dauer der Redezeit gestattete natürlich nur eine aphoristische Behandlung der vielseitigen These; namentlich wurde nur das Ob, nicht das Wie und Wieweit des Religionsunterrichtes in der Volksschule zur Frage gestellt.

Der moderne Schulkampf ist im Wesen ein Kampf für oder wider die unbedingte Verstaatlichung und Verweltlichung der Volksschule. Nicht als ob der Kampf von der einen Seite, von unserer Seite, dem System der Staatsschule überhaupt gelte! Es fällt keinem Katholiken, wenigstens keinem deutschen, noch einmal ein, für die neue Zeit und ihre neue Art die rein kirchlichen Schulen des Mittelalters wieder ausgraben und die heutige Schule unbedingt *entstaatlichen* zu wollen. Der Staat mag seine guten Rechte auf die Schule behalten. Es kann aber auch die Kirche auf ihre Teilrechte an der Schule nicht verzichten, weil sie auf ihren Lehrauftrag an alle Welt nicht verzichten kann. *Von unserer Seite also der versöhnliche, vermittelnde Antrag: Staat und Kirche sollen Hand in Hand in der Durchführung des Schulzwanges wie in dem inneren und technischen Ausbau der Schule zusammenarbeiten.* Von der andern Seite dagegen die abstoßende, maßlose Forderung, alle Verbindungsfäden zwischen Kirche und Schule mehr und mehr zu lockern und nach und nach ganz zu lösen und so die

Normalschule von heute in unbedingtem Sinne zu entkirchlichen und in der Richtung der staatlichen Alleinherrschaft in der Schule zu verstaatlichen. Wie in der Konstantinschlacht am Tiber sehen sich im Schulkampf zwei Weltanschauungen ins Auge: auf der einen Seite die Scharen des Maxentius unter den Legionsadlern, den Bildzeichen des Staatsgedankens; auf der Gegenseite die Scharen Konstantins, die auch unter dem Legionsadler kämpfen; aber über diesem Adler leuchtet in den Wolken, den Adler bestrahlend und verklärend, das Siegeszeichen des Kreuzes, das Bildzeichen des Religionsgedankens. Der Kampf um die Schule hat, auch darin eine Neuauflage der Konstantinschlacht, etwas von jenen Kämpfen, welche noch immer die hitzigsten Kämpfe der Geschichte waren, von Religionskriegen und Bürgerkriegen.

Die Schulfrage ist nicht eine selbständige Zeitfrage, sondern Begleiterscheinung einer allgemeinen Zeitströmung, die gleich einem Golfstrom die geistige Wetterlage ganzer Länder und Jahrhunderte bestimmt. Im Gegensatz zum Mittelalter, in welchem Staat und Kirche in denkbar innigster Verbindung standen, hat die neue und mehr noch die neueste Zeit das Bestreben, Kirche und Religion Schritt für Schritt aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen. Wie auf dem Gebiete der Liebestätigkeit an Stelle der rein kirchlichen Liebeswerke der früheren Zeit nun in staatlichen oder gemeindlichen, also in rein bürgerlichen Formen organisiert wurde, mit mehr Geld und strengerer Buchführung, aber mit weniger Liebe, so drängte der neuzeitliche Golfstrom auch auf andern Gebieten des öffentlichen Lebens in die gleiche Richtung. Die Zivilehe, die ohne den Segen der Kirche geschlossen wird, die Bevormundung der Kirche in rein kirchlichen Angelegenheiten, der Bannstrahl über die konfessionellen Studentenverbände — Soldaten in verschiedener Uniform, aber alle unter dem Befehl des gleichen modernzeitlichen Gedankens, das öffentliche Leben mehr und mehr von Kirche und Religion loszureißen und neuzeitlich zu gestalten. Die Forderung der Zivilschule, die Verfemung der Bekenntnisschule, ist eine weitere Ausprägung

dieses Grundsatzes, der neben andern Helfern die moderne Zeit geschaffen hat. Der See rast und will sein Opfer haben.

Amerika, ein rein neuzeitlicher Staat, der die Entwicklung des Mittelalters nicht mitmachte, konnte deshalb sofort seine ganze Schuleinrichtung nach dem neuzeitlichen Plan in Betrieb setzen. Die europäischen Staaten hatten erst den durch die Entwicklung des Mittelalters geschürzten Bund zwischen Kirche und Schule zu lösen und bewegten sich deshalb in viel langsamerem Schritt in der modernen Schulbahn. Erst als Frankreich mit französischer Eilfertigkeit amtlich der Kirche den Schulentlaßschein ausgestellt hatte, mehrten sich auch in andern Staaten der Alten Welt, besonders in England, die Stimmen, die eine schleunige Einführung der rein staatlichen Zivilschule forderten. Frankreich war aber nicht erst der Rufer im Schulstreit, sondern selbst schon Echo.

Wir in Deutschland haben zwar nicht zu fürchten, daß die Rücksichtslosigkeit, mit der in Frankreich der Religionsunterricht aus dem Lehrplane der Schule gestrichen wurde, in allernächster Zeit über die Vogesen und Ardennen auf deutschen Boden herübergreife. Es steht eine Wacht am Rhein! Der gesunde religiöse Sinn unseres Volkes und in den Trägern der Krone die Überzeugung, daß die Religion eine unentbehrliche Stütze staatlicher Wohlfahrt ist, werden treue Wache stehen, damit das böse Beispiel Frankreichs die gute deutsche Erziehungsart nicht verderbe. Es ist sogar zu hoffen, daß der Mißerfolg der französischen Staatsschule, der jetzt schon, nach ein paar Jahrzehnten, statistisch greifbar ist, unsere Staatsmänner gegen das selbstherrliche Staatsschulsystem und seine dogmenlose Laienmoral eher mißtrauisch machen wird. Auf der andern Seite aber kann ich mir nicht verhehlen, daß Zeitströmungen etwas von der unwiderstehlichen Gewalt eines Lavastromes haben und über alle Zäune der Logik und des Rechtes hinweg sich eine Gasse brechen. Wie immer in näherer oder fernerer Zukunft die Würfel für die Schule fallen mögen, ob die Entfremdung zwischen Staat und Kirche rückläufig oder vorwärts treibt und auch das Gebiet des Schulwesens, also

das letzte gemeinsame Arbeitsfeld ergreift wie in Frankreich, in jedem Falle dürfen wir nicht schlafen, wenn es im Nachbarhaus lichterloh brennt.

Mein Thema lautet: Schule und Religion, näherhin das Heimatrecht der Religion in der Volksschule auf Grund der Beziehungen zwischen Religion und Schulkind, zwischen Religion und Schulplan, zwischen Religion und Schulmann. Ich rede von der Volksschule, die unter allen Schulgebilden als Mutterschoß aller Volksbildung die wichtigste und für die meisten Staatsbürger die einzige Schule bleibt. Die pädagogischen und allgemein ethischen Zeitschriften der letzten Jahre haben uns eine ganze Flutwelle von Aufsätzen gebracht, welche jeden Religionsunterricht aus der Schule wegspülen möchten, und auch auf Lehrerversammlungen wurde wiederholt und in lautem Befehlston, am lautesten in Bremen und Hamburg, die gleiche Forderung erhoben. Da erscheint es durchaus zeitgemäß, die inneren unlöslichen Wechselbeziehungen zwischen Schule und Religion einzig nach religiösen und schulpädagogischen Gesichtspunkten, unter Ausschaltung aller politischen Parteirücksichten klarzulegen.

1. Religion und Schulkind.

Tiefinnere, naturrechtliche Beziehungen zwischen Religion und Schulkind ergeben sich erstens aus der seelischen Veranlagung des Kindes. Die Scheidewand zwischen der jenseitigen Lichtwelt und der diesseitigen Schattenwelt ist nie im Leben so durchsichtig wie in den Tagen der Kindheit. Ein dichterisches Wort läßt das Kind die Harmonie der Sphären hören und mit den Engeln Zwiesprache halten. Das Kind greift nach den Sternen, so kurz schätzt es selber die Entfernung der höheren Schichten ein. Das Kind hört im Donner die Stimme des Herrgotts und sieht, unbewußt die kindliche Sprache der biblischen Geschichte sprechend, in allen Naturerscheinungen einen Finger Gottes wirksam. Das Kind fragt an der Wiege jüngerer Ge-

schwister nach dem Woher und am Grabe der Großeltern nach dem Wohin und vernimmt die Antwort der religiösen Lebensauffassung: „Von Gott ausgegangen und zu Gott heimgegangen", mit einer Teilnahme, mit einem Glauben an die Jenseitswelt, daß, wenn der Kinderfreund von Nazareth es nicht gesagt hätte, die Seelenlehre des Kindes es zum Evangelium der Erziehung machen müßte: „Lasset die Kleinen zum Heiland kommen, denn ihrer ist das Himmelreich."

In solche Gedankenwelt eingelebt, im Himmelreich eingebürgert, kommt der Abc-Schütze in die Schule. Da wäre es eine Sünde gegen jede Erziehungskunst, das Kind aus diesem Himmelreich hinauszustoßen und es gleichsam in einer Sprache, welche nicht die Muttersprache des Kindes ist, in das Reich des elementaren Wissens einzuführen. Es wäre ein Hohn auf alle Seelenkunde, in den Jahren des Abc und des Einmaleins, in denen so viele Akte des Glaubens an das Wort des Lehrers erweckt werden müssen, den Glauben an das Wort Gottes aus dem allgemeinen Unterricht zu verbannen. Es wäre erziehlich nicht zu verantworten, die junge Pflanze, die bis zum sechsten Jahre in der warmen Zone einer religiösen Familie ihre Wurzeln einsenkte, nun auf einmal im sechsten Jahre in das rauhe Klima einer religionslosen Schule zu verpflanzen. Der Schulzwang wird für religiös erziehende Eltern zur unerträglichen Gewissenstyrannei, wenn die Kinder in eine andere religiöse Luft gezwungen werden, als sie im Elternhause atmeten. Die Eltern haben der Schule gegenüber die heilige Pflicht, das, was die Schule baut, nicht wieder zu zerstören; es hat aber auch die Schule den Eltern gegenüber die heilige Pflicht, die religiöse Grundlage, die im Elternhause gelegt wurde, nicht wieder einzureißen.

Der Vorschlag von Rousseau, man müsse das Kind religiös sich selbst entwickeln lassen und dürfe nicht vor dem 18. Lebensjahre von Gott und Religion zu ihm sprechen, schien im Altertumsmuseum der Pädagogik begraben zu sein; da tauchte 1907 in der Mainummer der englischen Zeitschrift The Nineteenth

Century ein ähnlicher Vorschlag wieder auf, die Einführung in die Geheimnisse der Religion erst mit dem zwölften Lebensjahre beginnen zu lassen, also mit dem Jahre, fügt der moderne Erzieher fromm hinzu, in welchem die Kinder heute konfirmiert werden und der Knabe von Nazareth in den Tempel ging. Ich frage jeden Schulmann, der je Zwölfjährige zu schulen hatte: Soll man wirklich erst im zwölften Jahre, also für die meisten Schüler gegen das Ende der täglichen Schulpflicht, mit einem Unterricht beginnen, der die ganze Geistesfrische des Schülers und eine jahrelange Gewöhnung erfordert wie der Religionsunterricht? Soll man wirklich die sittlichen Anforderungen der Religion dem jungen Menschen erst in der kritischen Zeit verkünden, in der sie als lästige Fessel empfunden werden wie nie zuvor? Sollte der Geist wirklich für die religiösen Geheimnisse empfänglicher sein in einer Zeit, in der die Söhne Adams und die Töchter Evas eine körperliche und geistige Umwandlung durchmachen und mehr den Naturgeheimnissen nachzusinnen beginnen? Erst um die Zeit der Konfirmation, die Rein in einem andern Zusammenhang das Abschiedsfest von der Kirche nannte? Die Berufung auf den zwölfjährigen Knaben von Nazareth ist ein entgleister Beweis. Als ob Immanuel nicht auch schon vor jenem Wallgange ein psalmenbetendes und religiöses Kind gewesen wäre! Der Vorschlag, den Religionsunterricht in die letzten Schuljahre zurückzustellen, ruht also auf einer Verkennung der Kinderseele und ihres Entwicklungsganges. Im Gegenteil! Keinem andern Unterricht wird das Kind gerade auf den untersten Lehrstufen so viel Verständnis und Seelenverwandtschaft entgegenbringen wie der Botschaft von dem Kinde von Bethlehem und andern Weihnachtsglocken der christlichen Religion.

Der religiöse Nihilismus in der Schule.

Viel häufiger, besonders in den Streitschriften neuesten Datums, ist der andere, viel weitergehende Vorschlag, die Religion ganz aus der Schule auszuweisen. Religion erlernen

wollen, heiße Religion verlieren wollen, Religion lehren, heiße Religion verleiden. Drill und Dressur im Religionsunterricht müßten seelisch einen Rückschlag auslösen und die Religion für das spätere Leben verekeln, ähnlich wie der Erwachsene der Kindermilch und der Abiturient der Klassiker satt werde, mit denen er in der Schule überfüttert wurde. Je mehr Religion in der Schule, desto weniger Religion im Leben. Der Religionsunterricht soll sogar in erster Linie an dem Mangel an Religiosität und an der Fahnenflucht aus der Kirche die Schuld haben. So und ähnlich die Stimmen, die dem Religionsunterricht jedes Heimatrecht in der Schule bestreiten. Man beachte erstens den Widerspruch: Auf der einen Seite die Besorgnis, die Religion könnte für das spätere Leben verekelt werden, und damit das Zugeständnis, daß die Religion für das spätere Leben notwendig sei; auf der andern Seite wird die Religion mit rein vorbildenden, nur für die Schuljahre notwendigen Fächern, wie mit dem Lesen der Klassiker, zusammengestellt. Selbst wenn, ich sage wenn die Religion nur einen bedingten Bildungswert hätte, nur Kindermilch wäre, auch dann und dann erst recht wäre sie im Schulplan ebensowenig entbehrlich wie die Muttermilch für das Kind. Ist sie aber als Manneskost auch für das spätere Leben notwendig, dann gehört sie in die Vorschule des Lebens so gut wie Lesen und Rechnen und die andern zeitlebens notwendigen Künste.

Zweitens: Die Religion soll ja nicht als bloße Lernsache in der Schule gelten, nicht als eine Leseübung, die man auswendig lernt und nach der Prüfung wieder vergißt und mit dem Katechismus in den Winkel wirft. Die Religion ist vielmehr eine Lebensaufgabe, eine Frage der praktischen Lebensführung, die Hand in Hand mit dem Religionsunterricht durch Gewöhnung und tägliche Selbsterziehung gelöst werden will. Die Religion ist also kein leerer Gedächtnisdrill. Wer den ganzen Katechismus von A bis Z „wie Wasser" hersagen könnte, hätte nur eine Papagei-Religion, also keine Religion, wenn er nicht

den Katechismus in sein Leben übersetzt und den Willen Gottes sich unentwegt zum Kompaß nimmt für die Odyssee des Lebens.

Drittens: Die Gegner des Religionsunterrichtes sind vielfach in dem Grundirrtum Schleiermachers befangen, der die Religion zur Sache des Gefühls erniedrigt. Die Religion enthält viel zu schwere sittliche Forderungen, um auf dem Flugsand des Gefühls aufgebaut zu werden. Die christliche Religion will den ganzen Menschen, also vor allem die höchsten Kräfte des Menschengeistes, erfassen und himmelwärts heben und muß deshalb als Religion des Geistes mit einem klaren Unterricht über die religiösen Begriffe und Glaubenssätze beginnen, um dann als Religion des Willens die andere Grundkraft unseres Seelenlebens, das sittliche Wollen, auszulösen. Eine sittliche Triebkraft ist nur das, was ich als wahr erkenne. Gerade die Gegner des Religionsunterrichtes, die in ihren Streitschriften nicht selten mit einer allerdings sehr gründlichen Voraussetzungslosigkeit, ohne die Anfangskenntnisse der Religionsphilosophie, über Wesen und Herkunft und Notwendigkeit der Religion oder der einzelnen Religionssysteme philosophieren, gerade sie beweisen, wie schreiend notwendig der Religionsunterricht in der Jugend ist.

Ein Kieler Lehrer hat mit 500 Kindern von 9 bis 14 Jahren den Versuch gemacht und über die liebste Schulstunde abstimmen lassen, und nur 12 von 500, also nicht 3 Prozent, haben die Religionsstunde genannt. Also, lautet das ceterum censeo des modernen Cato, fort mit dem den Kindern verhaßten Religionsunterricht! Ich sehe davon ab, daß der einzelne Religionslehrer durch einen ledern geistlosen und in der Anordnung planlosen Unterricht, durch einen Vortrag ohne Salz und Würze die Religionsstunde wirklich zu einer Qual für die Schüler machen und durch übermäßig viele und lange religiöse Übungen, etwa durch stundenlanges Messedienen, die Religion verekeln kann; solche einzelnen Verkehrtheiten dürfen aber nicht verallgemeinert, und aus der methodisch verkehrten Anwendung eines Systems darf nicht die Verkehrtheit des Systems selbst gefolgert werden. Ich sehe auch

davon ab, daß wenn die Beibehaltung eines Faches im Schulplan von der geheimen Abstimmung der lieben Jugend abhängig gemacht wird, auch manches andere Fach mit erdrückender Stimmenmehrheit aus dem Lehrplan verschwinden würde. Man lasse doch einmal in der Schule geheim abstimmen, ob die Schulbildung überhaupt notwendig sei und ob mehr Bildungswert in den Klassikern oder in den Indianer- und Räubergeschichten stecke. Eines sollte Cato bei der Kieler Statistik nicht vergessen: Der Unterricht über die Glaubenswahrheiten der Religion fordert von den Schülern die höchste Anspannung des Geistes und greift als Sache des Lebens mit den unerbittlichen Forderungen sittlicher Pflichten weit tiefer ins Leben ein als irgendein anderes Schulfach; Pflichten von solchem Ernst und solcher Tragweite finden nie die Zustimmung der Mehrheit.

2. Religion und Schulplan.

Tiefinnere Beziehungen zwischen Schule und Religion ergeben sich ferner aus den Arbeitszielen der Schule. Das Ziel der Schularbeit kann nicht ausschließlich in der Ausstattung des Kindes für die irdische Kulturaufgabe liegen; das wäre eine nur diesseitige, also eine einseitige, eine einäugige und hinkende Erziehung. Das Ziel der Bildungsarbeit muß vielmehr, wie es ein Abc-Satz der christlichen Sittenlehre für alles sittliche Handeln fordert, in der Richtung auf das letzte Ziel des Menschen — Lebensführung nach dem Willen Gottes — abgesteckt werden. Die Erkenntnis dieses letzten Zieles aber, also eine Grundlagenerkenntnis aller erziehlichen Arbeit, ist dem Erkenntnisbereich der Religion entnommen, und schon damit atmet die Schule in der Lufthülle der Religion. Als eine Minderung des wissenschaftlichen Wertes der Erziehungskunde kann diese Anleihe aus der Religion nicht empfunden werden, da auch andere Wissenschaften, z. B. die Medizin aus der Naturwissenschaft, ähnliche Anleihen von Axiomen machen, ohne deshalb an ihrem wissenschaftlichen Werte einzubüßen.

Auch geschichtlich hat die Religion zur Schule wurzelhafte Beziehungen: Der allgemeine Schulunterricht hat sich aus dem Religionsunterricht entwickelt. Diese geschichtliche Tatsache stempelt unsere Schulen mit dem Muttermal der Religion, und Muttermale sind unaustilgbar.

Die Religion ist ferner die Seele der gesamten Schularbeit, also jener Lebensurgrund, der die verschiedenen Bildungsstoffe einheitlich und organisch zusammenschließt, so wie die Seele alle Gliedmaßen und alle Tätigkeiten des Körpers organisch verbindet. Der religiöse Mensch ist nicht nur am Sonntag und stundenweise religiös. So verlange man auch vom Lehrer und vom Kinde nicht, nur Montag und Donnerstag von 8 bis 9 Uhr religiös zu sein. Auch die Pflege des vaterländischen Gedankens in der Schule muß in der gesamten Schulzeit im Auge behalten werden, nicht bloß an den völkischen Festtagen und in der einen oder andern Stunde vaterländischer Geschichte. Religion und Vaterlandsliebe sind wie alles, was ein Stück unseres Herzens ist, nicht auf Stundenpacht zu vergeben. Wie das Standesbewußtsein: „Ich bin ein Lehrer", uns nicht nur stundenweise, sondern lebenslang innerhalb und außerhalb des Unterrichtes begleiten muß, so soll auch das religiöse Standesbewußtsein: „Ich bin ein Gotteskind und ein Anwärter des Himmels", das ganze Leben, also auch die ganze Schulzeit uns beseelen. Die Religion ist demnach nicht ein Schulfach neben x andern Fächern, sondern ein übergeordnetes Prinzip, das die andern Fächer überragt und in einer höheren Einheit zusammenfaßt. Soll das Reinsche Hochziel von der pädagogischen Einheitsschule Wahrheit werden, braucht es ein pädagogisches Einheitsprinzip, und ein solches Prinzip ist die Religion.

In der Naturkunde z. B. ist der religiöse Gedanke ohne bittern Schaden für den wissenschaftlichen Wert des Unterrichtes gar nicht auszuschalten. Der naturkundliche Unterricht im allgemeinen darf sich doch nicht damit begnügen, die an der Oberfläche der Natur auftauchenden Erscheinungen zu buchen; er muß

in die Tiefe steigen, in die innere Werkstatt der Natur, um die Einzelerscheinungen der Oberfläche zu einem großen Netz innerer Zusammenhänge ineinanderzufügen und am Ariadnefaden des Ursachengesetzes die Naturstoffe und Naturkräfte auf ihre letzte, selber nicht wieder verursachte Ursache zurückzuführen. Das kann natürlich vor dem Schulkinde nicht in akademischen Formeln geschehen, etwa in Angriffen gegen Haeckelschen Monismus oder gegen Materialismus und Dualismus und andere fremde Götter. Sachlich ebenso gut geschieht es vor dem Kinde mit dem Wiegenwort der biblischen Geschichte: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber notwendig ist es, den Grund der Naturdinge zu nennen, zumal das Kind, manchmal mehr als der Verstand der Verständigen, mit seinen hundert Warum und Wozu nach der Lösung dieser Welträtsel fragt. Ein Kind ins Leben schicken, das den wunderbaren Namen Gottes in der Schöpfung nicht lesen kann, hieße einen Analphabeten ins Leben schicken, der den Namen seines Vaters nicht lesen kann. Sobald aber der letzte Grund der Natur genannt wird, wird der naturkundliche Unterricht von selber zum Religionsunterricht.

Religion und Schulerziehung.

Die Schule hat aber noch höhere Ziele als Erziehungsanstalt. Sie kennen, meine Herren, aus der älteren und neueren und neuesten Geschichte der Erziehungskunst das Schaukelspiel zwischen den Wortführern der Unterrichtsschule auf der einen und der Erziehungsschule auf der andern Seite. Während die eine Seite die Unterrichtstechnik obenan stellt, hat die andere Seite — ich nenne nur Ernst Kapff von Wertheim mit seiner „Erziehungsschule", wie er sein Buch und sein Reformwerk betitelt — scharf und vielen aus dem Herzen sprechend gegen die Lernschule Front gemacht. Gewiß muß die Schule als Unterrichtsanstalt eine angemessene Summe von Kenntnissen und Fertigkeiten für das Leben vermitteln, aber höher als die Abrichtung des

Verstandes steht die Erziehung des Charakters. Die Drillschule verliert sich in einseitigem Abrichten des Verstandes, die Erziehungsschule erstrebt eine gleichmäßige Durchbildung des ganzen Kindes, vor allem die Veredelung des kindlichen Willens zum Charakter, d. i. zur beharrlichen Selbstbefestigung des Willens im Guten. Wir wollen doch nicht luftige Bretterbuden bauen, die bis acht Tage nach der Schulprüfung halten, wir wollen einen wetterfesten Quaderbau aufführen, der den Stürmen des Lebens trotzt. Die Menge des Wissens kann nie die Güte des Gewissens vollwertig ersetzen. Wir brauchen Menschen, die etwas wissen und etwas können, aber noch mehr brauchen wir solche, die etwas sind. Man kann ein wandelnder Bücherschrank sein und dabei nichts sein. Man kann ein Weltwunder an Wissen heißen und an Charakter vom Blindgebornen des Evangeliums Johannes (Kap. 9) übertroffen werden.

Nun aber stellt gerade die Religion der Erziehungsschule und Charakterbildung unschätzbare Bildungswerte zur Verfügung. Die christliche Religion ist nicht ein rein verstandesmäßiges Gedankengebäude, nicht bloß Auskunftei über Fragen des Wissens, nicht bloß Welt„anschauung", sie ist vielmehr eine übernatürliche Lebenskraft zur Erlösung des Menschen und eine sittliche Lebensaufgabe, deren Lösung die ganze Spannkraft des sittlichen Willens erfordert. Die christliche Religion ist also Erziehung des Charakters und ein unentbehrliches Mittel der Charakterbildung. So gebührt ihr nach ihrem innersten Wesen ein Heimatrecht in der Erziehungsschule.

Religion und Sexualpädagogik.

Auf der Tagesordnung der pädagogischen Beratungen von heute steht allerwärts das Kapitel „Sexualpädagogik", zumal seitdem die Statistik den zahlenmäßigen Beweis erbrachte, daß die sittlichen Verirrungen zu einem erschreckenden Hundertsatz mit ihren ersten Wurzeln in das schulpflichtige Alter zurückreichen. Aufklärung über geschlechtliche Geheimnisse und über die heilige

Ordnung der Ehe, Aufklärung ohne Ziererei kann gewiß viel Schaden verhüten, und gewiß ist es besser, wenn die reifende Jugend unter sittlich ernster Führung statt an der Hand verdorbener Kameraden die Dunkelkammer der Natur besucht. Aufklärung kann aber auch, wenn nicht gleichzeitig der sittliche Wille gestählt wird, den Hunger nach den verbotenen Früchten noch steigern. Wie aber wird der reifenden Jugend der sittliche Wille gestählt? Die Wauwau werden sie nicht mehr schrecken und die Zuckerplätzchen nicht mehr locken gerade in der Zeit, in der ein sittlicher Halt am notwendigsten wäre. Rücksichten auf Anstand und Vernunftgründe allein versagen in den kritischen Jahren. Hygienisches Wissen und Rücksichten auf die Gesundheit sind für sich allein gleichfalls zerbrechliche Stützen der Sittlichkeit, laut Krankheitsstatistik. Und zudem ist die wahre, kernhafte Sittlichkeit auch dann sitilich, wenn das Gegenteil nicht ungesund wäre. Wie wird der Jugend der sittliche Wille gestählt?

Auf der sexualpädagogischen Tagung in Mannheim 1907 hatte Fr. W. Foerster den Mut, die Religion als sexualpädagogische Kraftquelle zu nennen. Freilich tut es nicht eine Vernunftmoral ohne Dogmen und ohne Gnadenmittel — das wäre eine Religion ohne Knochen und Blut —, sondern eine Religion mit bestimmten Dogmen: „Ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt! Der Menschenleib ist zum Tempel des Heiligen Geistes gesalbt!" Kein Herrgott aus Birkenholz ist dem Dogma der Allgegenwart Gottes sittlich gleichwertig. Eine Religion mit bestimmten Gnadenmitteln, Gebet und Sakramenten, die dem sittlichen Aufwärtsstreben unentbehrliche übernatürliche Heilquellen und Kraftquellen eröffnen! Die Beichte z. B. ist eine erzieherische Tat als Schule der Selbsterkenntnis und Selbstprüfung und als übernatürliche Zufuhr sittlicher Kraft. Eine Religion mit bestimmten sittlichen Hochzielen: der schönste Schulerfolg die Selbsterziehung! Die höchste sittliche Freiheit die freiwillige Beobachtung der göttlichen Gebote! Die schönste Herrscherkrone die Selbstbeherrschung! Das Kreuz, das große Bildzeichen der Ent-

sagung, ist auch das Reichsgesetz der geschlechtlichen Erziehung. Wer für unsere Schulen geschlechtliche Erziehung fordert, fordert für unsere Schulen die Religion. Denn die Religion ist die Waffenschmiede sittlicher Waffen, ein Lebensschatz sittlicher Werte und damit eine unentbehrliche sexualpädagogische Großmacht.

Religion und Sozialpädagogik.

Der geschlechtlichen Erziehung zur Seite geht das Schulhochziel der Sozialerziehung. Die Schule muß für das Leben erziehen, für das Bewußtsein sozialer Pflichten gegenüber dem einzelnen Mitmenschen und völkischer Pflichten gegenüber der Gemeinschaft von Mitmenschen im Staatsverband. Die Forderungen der sozialen Sittlichkeit aber sind im tiefsten Grunde in der Religion verankert. Nur der Glaube an einen lebendigen persönlichen Gott zusammen mit den andern religiösen Beweggründen können auf die Dauer und allgemein zur Unterordnung des Eigennutzens unter das Gesamtwohl und zur unentwegten opferstarken Mitarbeit am Gemeinwohl verpflichten und begeistern. Auch jene Humanitätsmenschen in den Höhenwohnungen der Gesellschaft, die in behäbiger Lebensstellung ohne persönliche Religiosität gemeindlichen Opfersinn zur Schau tragen, atmen, ohne es zu wissen, in den durch die christliche Religion zur Herrschaft gekommenen Rechtsanschauungen der öffentlichen Sittlichkeit. In der großen Masse des Volkes, in den Hütten der Niederung vollends, wird, ohne daß ich die Religion mit Kant zur Polizeimacht erniedrige, die soziale Ordnung nur durch die Religion gegen Umsturz versichert. Vaterliebe und Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Nächstenliebe, Menschenliebe und Achtung vor der Obrigkeit haben ihren besten Nährboden in der Religion. Solange also die Religion so tief in das Wohl und Wehe der sozialen Ordnung eingreift, so lange muß sie in der Schule, in der Vorschule für das soziale Leben, ein Heimatrecht haben. Wir können nicht abwarten, ob später das Leben die Kinder zur Religion erziehe. Nein, die Religion

muß zum Leben erziehen. So dürfen wir das goldene Kaiserwort: „Ich will, daß meinem Volk die Religion erhalten bleibe", übersetzen: Ich will, daß die Religion in der Schule bleibe.

Die konfessionell-religiöse Schule.

Die Religion, die ich bisher meinte, ist nicht als dogmenlose Allerweltsmoral zu denken, sondern als Religionssystem in bestimmter sachlicher Fassung, in konfessioneller Färbung, für uns also als katholisches Bekenntnis. Alles Wirkliche muß eine bestimmte Farbe bekennen. Die Simultanschule kann als Ausnahmezustand wegen zu geringer Kinderzahl des einen oder andern Bekenntnisses notwendig werden; in diesem Falle werden wir uns mit ihr wie mit andern notwendigen Übeln abfinden. Etwas anderes aber ist, die Simultanschule als Notbehelf anerkennen, etwas anderes, sie grundsätzlich als Normalschule fordern. Der Normalschule, der protestantischen wie der katholischen, schreiben wir das Bibelwort über den Eingang: „Bepflanze deinen Weinberg nicht mit Zweierlei!" (5 Mos. 22, 9.)

Niemand kann den Riß, der in religiöser Beziehung breit und abgrundtief durch unser Volk, durch Lehrerwelt und Kinderwelt sich zieht, mehr bedauern, als wir Katholiken ihn bedauern. Wir haben diese Spaltung der alten Glaubenseinheit in den Tagen der Väter nicht gewollt. Wir werden diese Tatsache der Glaubenszweiheit auch nicht aus der Welt schaffen. Mit gemalten Brücken der Phantasie wird die Kluft zwischen den getrennten Bekenntnissen nicht überbrückt, wohl aber durch christliche Achtung fremder Überzeugung und durch ehrliche Anerkennung einer geschichtlichen Tatsache, die auch im Weltplan der Vorsehung in Rechnung gesetzt ist. Es gibt unter unsern evangelischen Mitbürgern heute mehr als je Herolde des bürgerlichen Friedens; in bezug auf die Einigung mit Rom dagegen ist im Gegensatz zur englischen Hochkirche der deutsche Protestantismus seit seinem Geburtsjahrhundert einen Weg gegangen, der uns immer weiter auseinanderführte. Katholiken und Protestanten stehen sich bürgerlich nahe, das ge-

meinsame Gute ermessend und das Trennende vergessend; Katholizismus und Protestantismus aber stehen sich in ihren Grundanschauungen meilenfern. Die Grenzwächter an der elsässisch-französischen Grenze mögen sich über die Grenze die Hände reichen, die Grenze selber, die scharf gezeichnet zwischen ihren Füßen durchzieht, wird durch solche persönliche Freundschaft nicht aufgehoben.

Der Kampf gegen die konfessionelle Schule hat vielfach die Wahnidee zur Voraussetzung, die Kinder würden in konfessionellen Schulen zur Unduldsamkeit gegen Andersdenkende und Andersgläubige abgerichtet. Das Gegenteil ist die Wahrheit. Je konfessionell-religiöser eine Schule ist, um so lebhafter wird es in ihr als religiöse und vaterländische Gewissenspflicht empfunden, jede religiöse Verhetzung zu meiden und die Kinder aufrichtige bürgerliche Duldung und Liebe gegen andersgläubige Mitbürger zu lehren.

Es ist aber auch eine Wahnidee, zu glauben, die Simultanschule werde die Scheidegrenze zwischen den beiden Bekenntnissen aufheben und eine Einigung anbahnen. Jedes Bekenntnis, das sich selber achtet und an seine Wahrheit glaubt, wird nach wie vor auch im getrennten Religionsunterricht der gemischten Schule sein ganzes Lehrgebäude ohne Abstrich und ohne Mischmasch zum Vortrag bringen. Das Bekenntnis kennt seiner Natur nach in Wesensfragen kein Zugeständnis. Über Siebenzahl oder Zweizahl der Sakramente, über biblisches Daseinsrecht oder Unrecht des römischen Primates und andere Wesensfragen wird nie ein Ausgleich zustande kommen. Die Phantasie der Babylonier kannte Mischlingswesen, die ein Stück Adler, ein Stück Löwe, ein Stück Mensch, ein Stück Stier waren; dem Bekenntnis sind solche Zwittergeschöpfe ebenso unbekannt wie der Natur. Die Zuneigung zur Simultanschule hätte ohne vorausgehende Abschwächung des Bekenntnisbegriffes, besonders in neuprotestantischen Systemen, nie so weite Kreise ziehen können. Ein Versuch, die den beiden Bekenntnissen gemeinsamen Wahrheiten dem gemeinsamen Religionsunterricht

der Simultanschule zugrunde zu legen, müßte zu einem neuen, einem dritten Bekenntnis führen. Es ist also eine Täuschung, von der Simultanschule eine Einigung der Bekenntnisse oder auch nur eine Annäherung der Lehrgegensätze zu erwarten.

Die Träger religiöser Bewegungen so gut wie wissenschaftlicher und sozialer Zeitläufe sind nicht die Kinder in der Schule, sondern die Erwachsenen im Leben. Eine Einigung oder Annäherung der Bekenntnisse müßte also im Leben der Erwachsenen einsetzen und von dort auf die Schule zurückwirken, nicht umgekehrt. Solange die Großen in nach dem Bekenntnisse getrennte Kirchen gehen, müssen wir die Kleinen in konfessionell getrennte Schulen gehen lassen. Überall im Lande sucht man Simultankirchen abzuschaffen — ein Zeichen der Zeit, daß das konfessionelle Leben nach dem Motto „Schiedlich-friedlich" auf auseinandergehenden Linien sich bewegt; es wäre ein Widerspruch, im Gegensatz zu diesem Zeitlauf die Simultanschule allgemein einzuführen und die Kinder auf zusammenführende Bahnen zu zwingen. Wir suchen nicht die Entfremdung. Die katholische Religion sucht ihrem Namen und ihrem Wesen nach die Einigung. Von der Simultanschule aber ist keine Einigung der Bekenntnisse zu hoffen.

Eine protestantenfeindliche Absicht ist also in unserer Forderung, den Weinberg der Schule nicht mit Zweierlei zu bepflanzen, nicht zu finden. Wir fordern ja mit dem gleichen Grundsatz für evangelische Kinder evangelische Schulen und begrüßen die Entscheidung des Oberkonsistoriums des bayerischen Protestantismus zugunsten der konfessionellen Schule. Dagegen bleibt es mir ein Rätsel, wie Professor Rein in den „Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion" (VIII 298 f.) die christliche Einheitsschule mit gemeinsamem Religionsunterricht als Schulhochziel nennen und auf der gleichen Seite fortfahren kann: „Die oberen Stufen . . . sollen protestantischen Geist atmen. Wir wollen uns durch keine Rücksicht auf katholische Zöglinge die Kraft

des Lutherschen Geistes abschwächen lassen.... Der Protestantismus soll uns nicht verkümmert werden; er soll sich frei und ungehindert entfalten dürfen; er soll die Bahn frei vor sich sehen und die Jugend kräftig und frisch in sie hineinstellen." Ist es zu verwundern, meine Herren, wenn die Katholiken angesichts solcher Bekenntnisse gegen die deutsch-christliche Simultanschule mißtrauisch werden? Mag die Einheitsschule des Pädagogen von Jena in die Brüche gehen, die protestantischen Schulen mögen protestantischen Geist, die katholischen Schulen sollen katholischen Geist atmen. Das ist das Abc der Gewissensfreiheit, die später (a. a. O. 300 f.) auch von Rein anerkannt wird. Der Katholizismus soll uns nicht verkümmert werden; er soll sich frei und ungehindert entfalten dürfen; er soll die Bahn frei vor sich sehen und die Jugend kräftig und frisch in sie hineinstellen.

Auch aus Gründen der Schulzucht bestehen gegen die Simultanerziehung ernste Bedenken. Im Kleinstaat der Schulbuben gipfelt alle Rechtsphilosophie im Faustrecht. Noch in den unteren Klassen der Mittelschule muß oft genug der grobkörnige Wortschatz des Gassenwörterbuchs die logisch-sachliche Belehrung und am Ende gar ein handgreifliches Beweismittel die verstandesmäßige Beweisführung ersetzen. Nun zielt die Erziehung gewiß darauf hin, die deutschen Knaben aus solchen urwüchsigen, urgermanischen Rechtsanschauungen zu hochdeutsch-bürgerlichen Rechtsbegriffen und zu jener religiösen Reife zu erheben, die aus innerer Überzeugung fremde Überzeugung zu achten weiß. Es wäre aber erziehlich verkehrt, jenen duldsamen Gemeinsinn, der als Abschluß der Schulbildung angestrebt wird, in einer simultan eingerichteten Schule schon zum Beginn der Schulzeit vorauszusetzen. An den höheren Schulen mögen die Schattenseiten der Simultanerziehung durch das reifere Urteil der Schüler über Recht und Religion leichter ausgeglichen werden, in der Volksschule aber würde durch die Mischung der Bekenntnisse die Tatsache der Glaubenstrennung fortwährend aus nächster Nähe zum Bewußtsein gebracht in einem Lebensalter, in dem die Urteilsreife noch

nicht vorhanden ist, um mit sich über diese Tatsache ins reine zu kommen. Der Schulknabe ist kein Diplomat, und wenn etwa die katholischen Schüler gestern bei der Fronleichnamsprozession dienten oder die protestantischen das Reformationsfest feierten, so wird das heute in der Schulpause sicher zur Sprache kommen, aber nicht in diplomatischer Art und nicht zum Vorteil des Friedens. Nein, die bekenntnislose Schule ist kein Bollwerk des Friedens. Sie dehnt das Schlachtfeld nur noch weiter aus. Die wilde Zwietracht und den Klang der Waffen ruft sie in das friedgewohnte Tal der Kinderschule.

Erfahrungsgemäß muß der Religionsunterricht in Simultanschulen häufig, wie ein Anhängsel des Lehrplans, auf die letzte Schulstunde abrücken. Nun sind aber die Anforderungen der heutigen Schule an die Kinder derart hochgespannt, daß die Kinder, abgespannt und müde, in keinem Falle mit jener geistigen Frische zum Religionsunterricht kommen, die gerade zur Erfassung der übersinnlichen religiösen Wahrheiten notwendig wäre. Ceterum censeo: Bepflanze den Weinberg der Schule nicht mit Zweierlei!

Das bayerische Schulrecht hält aus guten erzieherischen Gründen den Schild über die Bekenntnisschule. Eine königliche Verordnung von 1883 enthält den Grundsatz: „Die Volksschulen sind regelmäßig konfessionelle Schulen." Auch das Schulbedarfgesetz von 1902 begünstigt die konfessionelle Schule, und der Kultusminister, Exzellenz v. Wehner, hat in zwei Kammersitzungen Anfang Juni 1906 in öffentlicher Erklärung die guten Gründe zugunsten der Bekenntnisschule mit seiner Autorität gestützt. Auch dem Katholischen Lehrerverein in Bayern und dem Katholischen Lehrerverbande des Deutschen Reiches gebühren unsere innige Teilnahme und Bewunderung für den Mannesmut, womit diese wackere Leonidasschar für die Pädagogik des Kreuzes und für die konfessionelle, in unserem Falle für die katholische Schule in die Schranken trat. Seiner Lehrerschaft dankbar, wird das katholische Volk in Stadt und Land aufs neue sich bewußt werden, daß die Schulen, die unter dem Einfluß des christlichen Gedankens allüberall, auch in der Bannmeile des kleinen

Dorfes, im Schatten der Kirchen erstanden, zu den größten Nationalgütern unseres Volkes gehören, und daß eine übertriebene Sparsamkeit in der technischen Ausstattung auch der kleinsten Dorfschule ein Raub am geistigen Nibelungenschatz unseres Volkes wäre.

3. Religion und Schulhochziele.

In der Stellungnahme zur religiösen Frage der Schule hat sich auch die Scheidung der Lehrerwelt in mehrere Vereine vollzogen. Die Hebung wirtschaftlicher Standesangelegenheiten kann nicht das ausschließliche Ziel eines Lehrervereins sein; die Behandlung ideeller Lehrerberufsfragen aber führt unausbleiblich auf das religiöse Gebiet. Die Gründung des Katholischen Lehrervereins stand im Zeichen jenes Heldenmutes, der auf große zeitliche Vorteile, nicht aber auf den kleinsten Bruchteil der religiösen Überzeugung verzichten kann und auch des Gegners Achtung verdient. Es war nicht eine Tat der Streitsucht, es war wie ein Echo jenes Friedenswortes aus der Patriarchenzeit: „Zwischen dir und mir soll kein Streit sein, denn wir sind Brüder; gehst du zur Linken, so geh' ich zur Rechten" (1 Mos. 13, 8 f.). Was nicht zusammen kann bestehen, das tut am besten, sich zu lösen.

Stichelworte über geistliche Bevormundung, kirchliche Abstempelung, unwürdigen Dogmenzwang und andere Papierdrachen, die man vor dem Auge des katholischen Lehrers steigen läßt, können uns Männer nicht bange machen. Wenn die Staatsprüfung, die staatliche Abstempelung der Staatsbeamten, nicht als unwürdige Bevormundung empfunden wird, kann auch die Anerkennung der kirchlichen Lehrautorität in religiösen Fragen nicht ein Stempel geistiger Unmündigkeit sein. Wenn der allgemeine Schulzwang ein Segen für das Volksleben ist, kann das Dogma, die Erweiterung unseres geistigen Gesichtskreises bis in die höchsten Fernen der Jenseitswelt, für den Menschengeist kein Fluch sein. Dogmenzwang ist der Schulzwang, in die Schule Gottes zu gehen. Wenn der Staat das Münzrecht für sich in Anspruch nimmt und dem einzelnen Bürger wehrt, nach Belieben Banknoten zu drucken,

muß auch der Kirche das Recht bleiben, die Werte, die im religiösen Leben in Umlauf kommen sollen, vor ihre Münze zu fordern Es ist keine Schande, katholisch zu sein und katholische Erziehungsgrundsätze mit offenem Visier zu vertreten. Verachtet ist nur, wer beständig zwischen rechts und links schwingt, aus lauter Angst, nicht mehr zu den Katholiken der angenehmen Sorte gerechnet zu werden. „Feiger Gedanken bängliches Schwanken wendet kein Unglück, macht uns nicht frei."

Wir Schulmänner wissen, wie das lebendige Wort des Lehrers und die persönliche, von Aug' zu Aug' ausgewechselte Beziehung Kraftströme geistigen Lebens in Umlauf setzen können, die den Büchern und andern toten Lehrmitteln niemals eigen sind. Der Lehrer muß mehr sein als ein Lehrbuch, mehr als ein geschäftsmäßiger Bildungstrichter. Der Lehrer muß bei einer so durchaus persönlichen Tat, wie es das Schulhalten ist, etwas von seinem Herzen und seiner lebendigen Persönlichkeit in den Unterricht legen. Nun aber ist es die Religion, welche die menschliche Natur und Persönlichkeit nach allen Richtungen der Erkenntnis und Sittlichkeit gleichmäßig vollendet. Freilich kann die Religion nur dann der gute Geist des Lehrers sein, wenn sie ihm zur Herzenssache und zur innersten persönlichen Überzeugung geworden ist, nicht zur Theaterkulisse, die man beim ersten Akt von 8 bis 9 aufstellt, beim zweiten Akt von 9 bis 10 wegläßt, bei einer Szene krumm-, bei einer andern geradestellt. Ein Unterricht über religiöse Fragen ohne innere Überzeugung muß zur hohlen Maskerade werden. „Wenn der Lehrer kein persönliches Verhältnis zur Sache hat oder durch die Forderung äußerer Korrektheit die Persönlichkeit des Lehrers bei diesem allerzartesten und allerpersönlichsten Unterricht ausgeschaltet wird, so kann, was das Lebendigste und Wirksamste für die Geistesbildung sein sollte, das Ödeste und Toteste werden" (Paulsen).

Mehr als ein Buch und mehr als ein Bildungshandwerker! Darin hat der Dichter des „Flachsmann" recht: Der Lehrer darf kein Knecht sein, sonst macht er aus dem Schüler einen zweiten Knecht. Die Zeiten, in denen der Schuldienst in

den Händen von Sklaven lag wie im alten Hellas, müssen endgültig vorüber sein. Der Lehrer muß ein Erziehungskünstler werden, und die Religion, die unsere Künstler auf andern Gebieten anregte, macht auch ihn zum Künstler, größer als Phidias, indem sie ihn das Ebenbild Gottes aus der Kinderseele herausmeißeln heißt. Auch dadurch, daß für das Auge des Glaubens die Schulkinder zu Taufkindern des himmlischen Vaters, zu Geschwistern des Kindes von Bethlehem, zu Kapellen des Heiligen Geistes, zu Reliquien des Paradieses sich verklären, ist die Religion ein Altarfeuer heiliger und hoher Erziehungsideale geworden.

Das religiöse Erziehungshochziel fordert dann allerdings des weiteren, daß der Lehrer unter normalen Verhältnissen dem gleichen Bekenntnis angehöre wie seine Kinder, um sein Lehrwort durch das Beispiel eines religiösen Lebens unterstützen und das innere Leben des Kindes nachfühlen zu können, nach dem Schillerwort: „Laß mich ein Kind sein, sei es mit!" Wenn der Lehrer in einer gemischten Schule beständig einen Eiertanz zwischen der religiösen Überzeugung seiner eigenen Person und jener der Kinder tanzen und jedes Wort abwägen muß, um ein Kind eines andern Bekenntnisses ja nicht in seinem religiösen Empfinden zu verletzen, kann er nie schlankweg sein Herz in den Unterricht legen und nie sein Bestes, sein persönliches Ich, erzieherisch frei entfalten. Dieser Übelstand der gemischten Schule wird um so mehr als Fessel empfunden werden, je hochherziger der einzelne Schulmann das erziehliche Hochziel, den Kindern sein Bestes zu geben, erfaßt hat. Es wäre leichter, vor deutschen und französischen Kindern über Jena und Sedan, als vor katholischen und evangelischen Kindern über Reformationsgeschichte, über Wittenberg und Wartburg und Rom und Altötting zu sprechen.

Religion und Berufsfreude.

Woher kommt es, daß die Freude am Lehrberuf zuweilen kurz nach dem Austritt aus dem Seminar auf den Gefrierpunkt herabsinkt? Vielleicht ist der wirtschaftliche Unterbau, der Lehrer-

gehalt, nicht stark genug, um die als Überbau geplanten himmelanstrebenden Hochziele zu tragen. Die modernen Olympier sind nicht alle so großmütig wie Jupiter, der seine Erzieherin Amalthea mit dem Füllhorn des Überflusses besoldete. Der große Gehalt gibt an sich noch keine großen Berufsideale; wohl aber kann man über den kleinen Gehalt die großen Gesichtspunkte verlieren. — Vielleicht kränkelt die Berufsfreude ob der Eintönigkeit des Lehrerberufes. Das Alltagsleben in der Volksschule bewegt sich in bezug auf den Lehrstoff in einer durch Überlieferung und Schulverordnung fest umschriebenen Zirkusbahn. Die Volksschule hat nicht die Aufgabe, den Wissenschaften und Künsten neue Bahnen des Fortschritts zu eröffnen. Nur die Form des Unterrichtes, die Lehrweise, bleibt ein ewig neues und persönlich farbenbuntes Schulproblem. — Die Berufsfreude kann auch deshalb erlahmen, weil der Lehrer das Übergewicht des Lehrstoffes erkennt, womit er nach Vorschrift die Schulter des Kindes befrachten muß, und vor Schwachbegabten das Gefühl nicht los wird, er solle Steine kochen und das Faß der Danaiden bis zum Rande füllen. Dazu kommen vielleicht wirkliche Mißkennungen und Mißdeutungen und eine unblutige Neuauflage jenes römischen Lehrers Cassian, der nach der Märtyrerlegende von den eigenen Schülern mit deren eisernen Schreibgriffeln zu Tode gemartert wurde.

Europa hat es in den letzten Wochen erlebt, daß sogar Automobile Vorspann brauchen, wenn der Rennweg durch Sibirien führt. Auch Berufswege können durch Sibirien führen. In solchen Stunden der Berufssattheit, wenn Müdigkeit und Verstimmung mit ihrem versteinernden Medusenblick dem Lehrer ins Auge schauen, wird die Religion ihm wieder Leben und Arbeitsfreude einhauchen und Vorspanndienste leisten; denn ihre sittlichen Beweggründe des Lehrberufes sind als göttliche und darum ewig geltende Werte über die Tagesgeltung der bitteren Erfahrungen und Verstimmungen erhaben. Paul Keller läßt in seinen herrlichen Erzählungen „Gold und Myrrhe" aus dem Lehrerleben einen alten

Schulschrank erzählen, er habe den Lehrer in der Schule manchmal beobachtet, wie er sich müde an ihn, an den Schulschrank, lehnte, wie er aber dann zum Kruzifix an der Schulwand aufblickte und dann wieder rüstig und froh an die Arbeit ging. Ich verstehe nicht, spricht der Schulschrank, das Kruzifix ist doch auch nur von Holz wie ich selber, und doch hat der Blick nach dem Kreuze den Lehrer alle Müdigkeit vergessen lassen. Meine Herren! Die Erzieher, die zum Kreuze aufblicken, arbeiten unter einem Zeichen, das die Aufschrift trägt: In diesem Zeichen wirst du siegen über alle Müdigkeit und Verdrossenheit! *Ein wahrhaft religiöser Lehrer kann nie zum griesgrämigen Schulmeister entarten.* Die Methodik in Ehren! Aber die Methodik allein macht nicht den Lehrer. Die folgerichtige Durchführung der methodischen Grundsätze setzt einen fast unerschöpflichen Reichtum von innerer Berufsfreudigkeit voraus. Die Freude aber, auch die Arbeitsfreude, ist nach St. Paulus eine Frucht des Heiligen Geistes, also ein Angebinde der Religion.

Auf den Höhen der Erziehungskunst.

Die Religion begründet endlich eine *lebensvolle Verbindung des einzelnen Schulmannes mit dem großen Erzieher von Nazareth*, und diese Verbindung leitet Ströme des Segens in die Schule. Der göttliche Lehrmeister hat in den Lehrproben des Evangeliums das Meisterstück von pädagogischer Methodik und Psychologie geliefert und ist als das Licht der Menschheit der Hauptlehrer jeder Volksschule, der Rektor jeder Mittelschule, die Magnifizenz jeder Hochschule, der Oberschulrat des gesamten Schulwesens geworden. Schulgehilfen dieses *einen* Lehrers der Menschheit zu sein, ist unser höchster Lehrauftrag, unser höchstes Arbeitsideal, unser kräftigster Arbeitsantrieb.

Das Evangelium Johannis (Kap. 3) hat uns das unsterblich schöne Bild eines Lehrers zu den Füßen Jesu aufbewahrt: *Nikodemus*, „Lehrer in Israel", war in der Nacht zum Meister gekommen, und der Meister opferte ihm die Nachtruhe und gab

ihm privatissime beim matten Schimmer der Öllampe eine ewig bedeutsame nächtliche Unterrichtsstunde über die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geiste, über die Sendung des Erlösers, über die Erhöhung des Menschensohnes und über das Wehen des Geistes. Es war eine ewig denkwürdige Religionsstunde über die höchsten Wahrheiten unserer Religion. Nikodemus bekannte: „Meister, wir wissen, daß du von Gott gekommen bist." Das war das Credo der Lehrerschaft, und mit diesem Bekenntnis war die Religion in jener Musterschule zur Konfession geworden. Der gleiche Nikodemus, der damals aus Menschenfurcht, also aus Charakterschwäche, in der Nacht zum Meister gekommen war, nahm später ohne Menschenfurcht mutig dessen Leiche vom Kreuze; er war in der Schule Jesu zum Charakter gereift. Nikodemus, der Lehrer zu den Füßen Jesu, in einer Schule mit Religionsunterricht, in einer Konfessionsschule, in einer Charakterschule, das ist unser Schulprogramm, und zwar ein Schulprogramm aus dem Evangelium!

Laßt dem Kinde das Himmelreich der Religion! Man dürfte unser Jahrhundert nicht mehr das Jahrhundert des Kindes und der heiligen Ehrfurcht gegen die Kinderseele nennen, man müßte es das Jahrhundert der Kindesschändung heißen, wenn es eine Kinderschule ohne Religion einrichten würde. Die Tränen, die der wissensdurstige Verstand des Kindes weint, wenn es auf sein Warum keine Antwort erhält, sind keine Perlen in der Krone seiner Erzieher; noch weniger sind es die Tränen, die das gottesdurstige Herz des Kindes weint, wenn sein Durst nach dem Himmelreich nicht gestillt wird. Menschen des 20. Jahrhunderts, laßt dem Kinde sein Himmelreich!

In der Ballade „Der Tod des Tiberius" von Emanuel Geibel ist die Wacht der Germanen unter dem Kreuze dichterisch dargestellt: In der römischen Legion, die als Henkerzug die Hinrichtung des Gekreuzigten auf Golgatha zu überwachen hatte, habe auch ein Germane gedient, und ihm sei das

Los gefallen, in den letzten Stunden unter dem Kreuze Posten zu stehen. Wie dem auch sei, heute stehen die Germanen Wachtposten unter dem Kreuze, und Sie, meine Damen und Herren von der Schule, Sie sind die Ehrengarde, welche die Wacht am Kreuze in der Schule übernommen hat. Der Wilde tobt schon an den Mauern, stehen Sie treue Wacht am Schulkreuz! Der große Erzieher, der heute am 27. August seinen Feiertag hat, der hl. Joseph von Calasanza, der Gründer der frommen Schulen, wird von der christlichen Kunst dargestellt: an der einen Hand ein Kind und in der andern Hand ein Kreuz. Kind und Kreuz, aber das eine nicht ohne das andere, sind die höchsten Kleinodien des christlichen Lehrers. Meine verehrten Herren Kollegen! Glauben Sie an den ideal-pädagogischen Gehalt und an die realpädagogische Kraft der Religion des Kreuzes! Die Religion unterdrückt kein einziges wahres Erziehungshochziel. Sie steckt vielmehr die Ziele der Erziehung höher, und der Mensch wächst mit seinen höheren Zwecken. Die Religion ist unsere treueste Bundesgenossin, um ebenmäßig geschulte, charakterfest erzogene, sexual-pädagogisch und sozial-pädagogisch gewappnete Menschenkinder ins Leben zu schicken. Die Religion ist die Herzogin unter allen Erziehungsmitteln.

II. Religionsunterricht in der Fortbildungsschule.

Leitgedanken eines Vortrags auf dem pädagogischen Unterrichtsgang zu Aschaffenburg am 24. Juni 1911.

Der italienische Frauenkongreß, der in der letzten Juniwoche 1911 in Rom tagte, glaubte das Kapitol der Gewissensfreiheit mit der Entschließung retten zu müssen, „jeder konfessionelle Religionsunterricht solle in den Gemeinde- und Staatsschulen untersagt werden", und tatsächlich hat in der Stadt Nathans der Staatsrat den pflichtmäßigen Religionsunterricht in der letzten Juliwoche vollends abgeschafft. Auch diesseits der Alpen ist das Lied der Bremer Stadtschulmusikanten weitum im Reiche, in der Pfalz

von Ludwigshafen bis Pirmasens, nachgesungen worden. Gegenüber diesen Stimmen, die nach Verbannung des Religionsunterrichtes rufen, hat soeben die Thronrede des österreichischen Kaisers die Thronrechte der Religion in der Volksschule feierlich verkündet: „Unter steter Betonung ihrer auf sittlich-religiöser Grundlage aufgebauten erziehlichen Hauptaufgabe wird die Volksschule die Jugend für die praktischen Anforderungen des wirtschaftlichen Wettbewerbs in vollkommenerem Maße als bisher vorzubilden haben."

Es war vorauszusehen, daß bei den Vorberatungen über die Neuordnung des Fortbildungsschulwesens der Sturmlauf gegen den Religionsunterricht mit neuer Wucht einsetzen werde. Am 6. März 1911 wurde dem preußischen Abgeordnetenhaus der Gesetzesentwurf über die Errichtung von Pflichtfortbildungsschulen vorgelegt, am 4. April erklärte auf einer Frauenversammlung im Architektenhaus in Berlin Frau Minna Cauer, man werde lieber auf die weibliche Fortbildungsschule verzichten, als daß man den Religionsunterricht in dieser Schule mit in Kauf nehme, und tatsächlich hat am 23. Juni ein Ausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses, welcher das Fortbildungsschulgesetz vorberaten sollte, den pflichtmäßigen Religionsunterricht und die geistliche Schulaufsicht in der Fortbildungsschule mit 11 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Auch in Bayern glauben die Religionsstürmer die Stunde zu einem Scherbengericht über den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule gekommen. Mit besonderer Schärfe wurde auf der Hauptversammlung des Verbandes bayerischer Gewerbevereine am 2. Juli in Würzburg die „Entlastung" der gewerblichen Fortbildungsschule vom Religionsunterrichte gefordert.

Das Heimatrecht des Religionsunterrichtes in der Fortbildungsschule gründet sich, aphoristisch gesprochen, auf einen dreifachen Rechtstitel. Wir fordern ihn:

Erstens im Namen des bayerischen Schulrechtes. Die Fortbildungsschule soll die Rechtsnachfolgerin der bisherigen Sonntagsschule werden. Für die Sonntagsschule aber war der Religionsunterricht in der Form der Christenlehre streng ver-

pflichtend, durch Allerhöchste Verfügung vom 4. Juni 1903 auch dann, wenn die Schule durch Privatunterricht ersetzt wurde. Die Fortbildungsschule ohne pflichtmäßigen Religionsunterricht könnte also nicht als eine Fortentwicklung zum Besseren, nicht einmal als gleichwertiger Ersatz der Sonntagsschule gelten.

Ferner: die Fortbildungsschule soll mit der Werktagsschule zusammen die bayerische Volksschule bilden und das in der Werktagsschule Grundgelegte in unmittelbarer Vorbereitung für das praktische Leben ausbauen. Die rechtliche Grundlage kann also, wenn unser Schulwesen auf Folgerichtigkeit und innere Rechtseinheit nicht verzichten will, nur durch Angleichung an das tatsächlich geltende Schulrecht der Werktagsschule geschaffen werden. Eine Sonntags- oder Fortbildungsschule, die ohne Religionsunterricht das in der Werktagsschule Aufgebaute wieder einreißt, wäre dem Arbeiter gleich, der am Sonntag das am Werktag sauer Verdiente wieder verschleudert.

Zweitens im Namen der sittlich-pädagogischen Aufgabe der Fortbildungsschule. Staatsminister v. Wehner hat in der bayerischen Abgeordnetenkammer der Fortbildungsschule die Aufgabe zugewiesen, „auf religiös-sittlicher und vaterländischer Grundlage ihren Teil dazu beizutragen, daß aus den jungen Leuten im Hinblick auf ihren künftigen Beruf und unter Berücksichtigung der gegebenen Lebensverhältnisse sittlich, geistig und körperlich tüchtige und brauchbare Menschen werden". Mit diesem wuchtigen Satz wird die Fortbildungsschule als Erziehungsschule gekennzeichnet, wie es auch die diesjährige Thronrede des österreichischen Kaisers und das Schulideal der besten Pädagogen für die Volksschule fordern. Für diese erzieherischen Aufgaben der Schule aber stellt die Religion gerade in der Sturm- und Drangperiode des Lebens unersetzliche, übernatürliche Erziehungswerte zur Verfügung.

Drittens im Namen der sozial-pädagogischen Aufgabe der Fortbildungsschule. Wenn die Schule die Kinder des 20. Jahrhunderts auf die sozialen Zeitströmungen dieses Jahr-

hunderts vorbereiten will, muß sie der bedenklichsten Zeiterscheinung im sozialen Leben, dem Wachstum der Umsturzbewegung, Rechnung tragen und den Schülern die Achtung vor Thron und Altar ins Leben mitgeben. Nun aber ist die soziale Sittlichkeit am festesten in der Religion verankert. Mit der Anrufung des Gottesnamens steht und fällt der Eid und mit dem Eid ein Tragpfeiler der gesellschaftlichen Rechtsordnung. Gottesleugnerschulen werden Werkstätten des Umsturzes. „Die Kreuzzerbrecher brechen auch die Königskronen.“

Zur Lehrart des Religionsunterrichtes in der Fortbildungsschule habe ich einen dreifachen Wunsch: Erstens persönliche Wärme. Auch das glanzvollste Rüstzeug der Unterrichtskunst kann die lebensvolle persönliche Wärme nicht ersetzen, die bald mit einem Bilde, bald mit einer packenden Begebenheit aus der bayerischen Geschichte den Unterricht zu beleben sucht. Der Religionslehrer ist die Religionsstunde. Nur muß er auch außerhalb der Schule der Jugend nähertreten und auch für die sportliche Unterhaltung der heutigen Jugend Teilnahme zeigen. Zweitens lokale Farbe. Die Fortbildungsschule hat in der Wahl des Unterrichtsstoffes mehr Freiheit als die Werktagsschule. Der Religionslehrer wird also den religiösen Tagesfragen, die durch ein sozialistisches Flugblatt oder eine Freidenkerversammlung im Umkreis seiner Schule angeschnitten wurden, ein besonderes Augenmerk zuwenden. Dann aber lieber mit wenigen, packenden volkstümlichen Gründen als mit einer Wolke von theologischen Beweisen, die die Schüler nicht behalten können. Der Lehrstuhl in der Schule soll Tagesfarbe haben. Der dritte Wunsch geht auf engste Zusammenarbeit mit den übrigen Fächern der Fortbildungsschule. Der Katechet soll mit dem Lehrstoff der andern Unterrichtsstunden und mit deren Technik vertraut sein. Der Sprachunterricht z. B. ist in der Wort- und Satzerklärung nicht zu entbehren, zumal einzelne Ausdrücke (Glauben, Ärgern, Gnade) im weltlichen Wörterbuch eine andere Bedeutung haben wie im religiösen. Der Religionsunterricht darf aber nicht für

die Hälfte der Religionsstunde reiner Sprachunterricht werden. Der Religionsunterricht darf auch nicht die Faulheit der Schüler in der Fassung der Antworten und in der Richtigkeit der Aussprache dulden und dadurch dem Sprachunterricht entgegenarbeiten.

Hoffen wir, daß die bayerische Schule ihre ruhmreiche Überlieferung in der Neuordnung bewahre und zu dem ersten Vorsprung (Fortbildungsmöglichkeit für die weibliche Jugend so gut wie für die männliche) den zweiten großen Vorsprung füge: Fortbildungsschule mit pflichtmäßigem Religionsunterricht. Wolle der Himmel uns bewahren, daß die Religionsstürmer aus andern Schulbezirken die gute bayerische Art verderben, und daß mit der Einrichtung einer religionslosen Fortbildungsschule auch im Süden ein weiterer Leichenstein auf dem Friedhof Rousseauscher Pädagogik aufgerichtet werde!

Anmerkung. Mittlerweile hat der Himmel uns vor diesem Leichenstein bewahrt. Durch zwei Allerhöchste Verordnungen vom 22. Dezember 1913 über Schulpflicht und Berufsfortbildungsschulen in Bayern ist der Religionsunterricht als Pflichtfach bis zum 16. Lebensjahre in den Lehrplan der Fortbildungsschule eingesetzt worden. Die Verordnung über Schulpflicht verfügt in § 12:

„Fortbildungsschulpflichtige sind für die Dauer ihrer allgemeinen Schulpflicht zum Besuche des allgemeinen, von den Kirchengesellschaften eingerichteten Religionsunterrichts ihres Bekenntnisses (Christenlehre usw.) oder eines besondern Religionsunterrichts ihres Bekenntnisses verpflichtet. Ein besonderer Religionsunterricht kann nach Bereitstellung der erforderlichen Mittel auf Antrag der zuständigen kirchlichen Behörde durch Verfügung der Regierung, Kammer des Innern, eingerichtet werden. Bei Volksfortbildungsschulen mit großer Schülerzahl soll dies tunlichst geschehen."

Die Verordnung über Berufsfortbildungsschulen in § 5: „An den öffentlichen Berufsfortbildungsschulen soll für die einer öffentlich aufgenommenen Kirchengesellschaft angehörigen Schüler, soweit sie der allgemeinen Schulpflicht unterliegen, im Einverständnisse mit der zuständigen kirchlichen Behörde in der Regel ein besonderer Religionsunterricht, und zwar von der Dauer bis zu einer Stunde, aber nicht unter einer halben Stunde in der Woche, eingerichtet werden. Soweit ein besonderer Religionsunterricht nicht eingerichtet ist, sind die Schüler einer Berufsfortbildungsschule durch Verfügung

der Regierung, Kammer des Innern, zum Besuche des Religionsunterrichts ihres Bekenntnisses an die Volksfortbildungsschule oder zum Besuche des allgemeinen, von den Kirchengesellschaften eingerichteten Religionsunterrichts ihres Bekenntnisses zu verweisen. Schüler einer nichtöffentlichen Berufsfortbildungsschule können zum Besuche des Religionsunterrichts auch an eine öffentliche Berufsfortbildungsschule verwiesen werden."

III. Die freireligiöse Schule und ihre Sittenlehre.

Hirtenbrief für die Fastenzeit 1914. In dritter Auflage im Verlage von Dr. Jäger in Speyer erschienen.

Der Palmeneinzug in Jerusalem, dessen Gedächtnis wir in der heiligen Fastenzeit erneuern, zeigt uns in einem lieblichen, von Psalmen und Palmen umrauschten Bilde die Teilnahme der Kinderwelt an einer öffentlichen Huldigung für den Heiland. Die Erwachsenen breiteten ihre Oberkleider wie Teppiche auf den Weg und begrüßten den König von Sion mit Palmen und jubelnden Hosianna. Die lebhaften Kinder ließen sich auch Palmzweige geben und schwenkten sie dem Heiland zum Gruß und hatten den Erwachsenen den Lobgesang bald abgelernt: „Hosianna dem Sohne Davids! Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!" (Matth. 21, 9.) Auch als die festliche Stunde vorüber war, schleppten die Kinder immer noch die Palmzweige auf dem Tempelplatz umher und jubelten mit ihren glockenhellen Stimmen: Hosianna, Hosianna! „Als aber die Pharisäer und Bibelgelehrten ... die Kinder sahen, die im Tempel laut sangen: ‚Hosianna dem Sohne Davids', wurden sie unwillig und sprachen zu ihm: Hörst du, was diese sagen? Jesus aber sprach zu ihnen: Ja. Habt ihr niemals gelesen: Aus dem Munde der Kinder, sogar der ganz Kleinen, hast du Lobgesang bereitet?" (Matth. 21, 15 f.) Die Pharisäer, die aufgeklärten Geister ihrer Zeit, die beim Lobgesang des Volkes selber stumm geblieben waren, möchten das unschuldige Hosianna aus dem Munde der Kinder verboten sehen. Der Heiland aber nennt es Geist vom Geiste der Psalmen, schon in der Kindheit dem Schöpfer

seiner Jugend religiöse Lobgesänge zu singen, „um verstummen zu machen den Feind und Widersacher" (Ps. 8, 3). Sie haben also, die lieben Kleinen, ein biblisch verbrieftes Recht, ihrem Heiland Hosianna zu singen. Wenn die Großen schweigen, werden die Kleinen reden. Wenn die Mündigen Gott lästern, werden die Unmündigen ein Benedictus singen.

Die neueste Zeit trifft Anstalten, ein großes Unrecht, einen Gottesraub am Kinde zu begehen. Sie wollen den Kindern wehren, in die ausgebreiteten Arme des Heilandes zu kommen, ja sie wollen dem Heiland Kinder aus den Armen reißen, auf die er bereits segnend die Hand gelegt hat. Sie haben den gleichen Wunsch wie die Pharisäer am Palmentag: die Kinder sollen schweigen und das Hosianna auf den Heiland nicht mehr mitsingen, die Altersgenossen des Kindes von Nazareth sollen nur an Gnade vor den Menschen zunehmen, nicht aber an Gnade vor Gott (Luk. 2, 52). Seit drei bis vier Jahrzehnten sucht die sog. ethische Kulturbewegung amerikanischen Ursprungs auch in Deutschland in weiteren Volkskreisen eine Sittlichkeitsbewegung in Fluß zu bringen, die den Gottesglauben und jedes religiöse Bekenntnis verleugnet und eine Volksmoral ohne Volksreligion, eine Volksschule ohne religiöses Hosianna erstrebt. Besonders in Bayern ist diese freireligiöse Bewegung an mehreren Orten bereits in die Volksschule eingedrungen, und wie es scheint, ist unsere Rheinpfalz als ein Hauptübungsplatz ihrer glaubenslosen und gottlosen Erziehungskunst ausersehen. Ich nenne sie glaubenslos und gottlos, weil sie nicht an das Dasein eines persönlichen, überweltlichen Gottes glaubt. In gotteslästerlicher Weise wird der Glaube an Gott sogar als „das größte Unglück der Menschheit" bezeichnet. In dieser Schule wird nicht mehr gebetet, aus dem Lehrplan dieser Schule ist der Katechismus verbannt, denn sie wollen gerade ohne Gottesglauben, ohne Offenbarung, ohne Zehngebot, ohne Heilandglauben, ohne Priester und Sakrament, überhaupt ohne konfessionell-kirchlichen Religionsunterricht aufrechte Menschen erziehen. An die

Stelle des bisherigen Religionsunterrichts soll ein bleichsüchtiger Moralunterricht ohne die Gotteslehre des Katechismus treten. Wo aber der Glaube an einen persönlichen Gott abgelehnt wird, kann im Ernst nicht mehr von Religion, d. h. von Beziehung zwischen Gott und dem Menschen, und vollends nicht mehr von Offenbarungsreligion die Rede sein. Lebenskunst und Lebenskunde, Weltkunde, Nachdenken über den Sinn des Lebens, Gefühl von der Größe der Welt und was sonst noch in dieser Schule Religion genannt wird, ist nicht mehr Religion im eigentlichen Sinne des Wortes, auch nicht im Sinne der bayerischen Verfassung. In unsern Augen ist also eine Sittenlehre und Schule ohne Glaubensbekenntnis und Gottesglauben nicht nur bekenntnislos, sondern religionslos.

Diese Los-von-Gott-Bewegung auf dem Gebiet der öffentlichen Sittlichkeit und Erziehung ist eine furchtbar ernste Sache im religiösen Leben der Gegenwart. Euer Bischof müßte keinen Funken von der Hirtenliebe des Heilandes zu den Kindern haben, wenn er zu den neuesten Vorgängen in der pfälzischen Schulgeschichte und zu den Zukunftsplänen der freireligiösen Gemeinde auf pfälzischem Boden schweigen könnte. In dem Konkordat, das vor fast 100 Jahren zwischen Papst Pius VII. und König Maximilian Joseph von Bayern abgeschlossen wurde, wird es als Amtspflicht eines bayerischen Bischofs bezeichnet, über Glaubens- und Sittenlehre auch in bezug auf die öffentlichen Schulen zu wachen (Art. 5). Noch lauter wird dieses Wächteramt von einem biblischen Wort gefordert: „Menschensohn, ich habe dich zum Wächter über das Haus Israel bestellt. Wenn du ein Befehlswort aus meinem Munde vernimmst, verkünde es ihnen in meinem Namen. Wenn ich zum Gottlosen spreche: Du wirst des Todes sterben, und du verkündest es ihm nicht und überbringst es ihm nicht, damit er von seinem bösen Weg umkehre und lebe, so soll er, der Gottlose, ob seiner Bosheit dahinsterben, sein Blut aber werde ich von deiner Hand fordern. Wenn du es aber dem Gottlosen verkündet hast und er sich nicht bekehrt von seinem Frevel und

seinem gottlosen Wege, so wird er wohl auch ob seiner Bosheit dahinsterben, du aber hast deine Seele gerettet" (Ez. 3, 17—19). So soll der Fastenhirtenbrief 1914 wie ein Wächterruf auf die Gefahr der religionslosen Schule und ihrer gottlosen Sittenlehre aufmerksam machen. Bis ins kleinste Dorf hinaus soll er den religiös gesinnten und religiös erkalteten Eltern die Segenswirkungen der religiösen und die Fluchwirkungen der religionslosen Erziehung verkünden.

I.

1. Drei Heilandworte, jedes ein Hosianna einer neuen Zeit, bilden zusammen das Kinderschutzgesetz des Evangeliums. Das erste Wort: „Laßt die Kleinen zu mir kommen und wehret es ihnen nicht, denn für solche ist das Himmelreich" (Matth. 19, 14. Mark. 10, 14. Luk. 18, 16). In diesem Wort werden die unveräußerlichen Rechte Gottes auf das Kind und die Rechte des Kindes auf seinen Gott als neues Recht im neuen Reiche verkündigt. Heilig sind die Rechte Gottes auf die Gebilde seiner Hand, heilig die Rechte der Kinder auf den Schöpfer ihrer Jugend. Die Kinder haben auf Grund der Taufe ein Recht darauf, später beten zu lernen, bei den Prozessionen Hosianna mitzusingen und in der Schule Religionsunterricht zu erhalten. Keine wehrende Kraft darf diese beiden, Gott und die Kinder, trennen wollen, denn die Kinder haben eine besondere und dringliche Einladung erhalten, zu ihrem Heiland zu kommen. Darum haben die Kinder in unsern Gotteshäusern ihren Platz zunächst dem Tabernakel, weil sie in der Rangordnung der Liebe Jesu Hofrang haben.

Im zweiten Heilandwort: „Wer eines von diesen Kindern aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf" (Mark. 9, 36. Matth. 18, 5), werden die Rechte des Kindes auf Menschenliebe und Menschenhilfe beurkundet. Das Kind ist nicht nur ein besonderer Liebling Gottes, es hat in hilfloser Lage auch ein besonderes Anrecht auf die Liebe der Menschen, wenigstens

dort, wo Kinderhort und Kinderschutz „in seinem Namen", d. h. aus religiösen Beweggründen, im Dienste der Geschwister des Kindes von Bethlehem sich betätigen. Dieses Heilandwort: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf", hat die vielen Waisen- und Findelhäuser, diese steinernen Hosianna, gebaut. Dieses Wort leuchtet wie ein Stern von Bethlehem über allen Kinderschulen und Kommunikantenanstalten, wo gläubige Lehrer und Lehrerinnen die junge Saat bestellen. Dieses Wort ist auch die Seele der modernen Jugendpflege und Jugendfürsorge in den Rettungshäusern verlorener Jugend, in Kindergärten, Krippen und Ferienkolonien, in Vormundschaftswesen und Jugendgericht, soweit diese ausgesprochen im Namen Jesu arbeiten.

Das dritte Wort im Kinderschutzgesetz des Herzens Jesu verkündet die Rechte des Kindes auf sittlichen Schutz für Unschuld und Taufgnade: „Wer einem von diesen Kindern, die an mich glauben, Ärgernis gibt, dem sollte man einen Mühlstein um den Hals binden und ihn in die Tiefe des Meeres versenken. Wehe der Welt um der Ärgernisse willen! . . . Es ist der Wille eures Vaters im Himmel, daß auch nicht eines von diesen Kindern verloren gehe" (Matth. 18, 6 7 14. Mark. 9, 41. Luk. 17, 2). Das Auge des Heilandes sah die Verbrechen am Kind, vom Kindermord von Bethlehem bis zum Massenkindermord des 20. Jahrhunderts; er sah die wilde Jagd nach dem Garten der Kinderunschuld, und darum stellte er dieses flammende Strafgesetz wie einen Schutzengel mit flammendem Schwert vor den Eingang zu diesem Garten. Das sind die gottverbrieften Rechte des Kindes: das Recht auf sittlichen Schutz vor bösen Menschen, das Recht auf die Liebe guter Menschen und als höchstes das Recht auf freie Bahn zu seinem Gott und Heiland.

2. In jener Zeit, als der Erlöser sein weltgeschichtliches Aufgebot ergehen ließ: „Laßt die Kleinen zu mir kommen", sprach er auch einen besondern Segen über die Kinder. „Er schloß sie in seine Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie" (Mark. 10, 16). Dieser besondere Heilandsegen ruht heute noch auf den

Kindern, so gut der Schöpfersegen in ihren Eltern weiterwirkt, und seit jenem Aufgebot fühlen sich die Kinder wie von einer geheimnisvollen Kraft zum Heiland hingezogen. Das unverdorbene Kind trägt in der Seele eine reiche Anlage für das Himmelreich. „Für solche ist das Himmelreich" (Matth. 19, 14). Diese Anlage ist ihm nicht erst von einer religiösen Mutter künstlich eingeimpft; der Eingeborne des Vaters, der jeden neuen Ankömmling dieser Welt erleuchtet (Joh. 1, 9), hat jedem Kind auf die Stirne geschrieben: Du gehörst dem Herrn. Vorausgesetzt, daß der Religionsunterricht der Schule mit guter Vorbereitung, mit wirklicher Lehrkunst, mit persönlicher Wärme erteilt wird, bringt ihm das Kind ein empfängliches Erdreich entgegen wie keinem andern Lehrgebiet der Schule. Eine vernünftige Erziehungsweise muß diese Seelenverwandtschaft des Kindes mit den christlichen Wahrheiten, das Heimweh nach dem Heiland, wie jede gesunde Anlage ausbilden und darf sie nicht verkümmern und verkrüppeln lassen.

Eine religionslose Schule spricht nicht die Muttersprache des Kindes, nicht die Sprache seines Herzens. Eine heilandfremde Erziehung, die den Kindern das Gebot, zum Heiland zu kommen, aus der Seele reden will, spricht zu ihnen in fremden Lauten einer fremden Welt. Wie sollen Kinder vom 10. bis 12. Lebensjahr am sittlichen Gehalt deutscher und englischer Bühnenstücke, also aus Büchern der Mittelschule, sittlichen Fortschritt lernen, wie sollen die ältesten Jahrgänge der Volksschule aus der deutschen und griechischen Philosophie, also aus Büchern der Hochschule, die sittlichen Werte sich zusammensuchen? Ein solcher Schulplan ist dem Erwachsenen, nicht aber dem Kinde seelisch angemessen. Mit religionsgeschichtlichen und philosophischen Studien mag der erwachsene Mann, der den Glauben seiner Jugend verlor, die Leere in seiner Seele auszufüllen suchen; für Schüler der Volksschule, auch für die letzten Jahrgänge, bleiben solche Studien unverdauliche Geistesnahrung. Der heilige Apostel Paulus hat einen besseren Er-

ziehungsgrundsatz: Den Kindern die Nahrung der Kinder, den Erwachsenen die Speise der Starken! (1 Kor. 3, 1 f. Hebr. 5, 12—14.) Ein Kind, das in unnatürlicher Frühreife die Erwachsenen nachäfft, spielt eine ebenso komische Figur wie ein Mann, der ein ewiges Kind bleibt. „Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind, urteilte wie ein Kind; als ich aber Mann wurde, legte ich ab, was des Kindes war" (1 Kor. 13, 11).

Die religionslose Schule spricht eine fremde, für die Seele des Kindes unnatürliche Sprache auch deshalb, weil sie die *Sprache des Zweifels und der Verneinung, nicht die Sprache des Glaubens spricht*. Die religionslose Schule, in ihrem Wesen Auflehnung gegen die alte Schule im Zeichen des Kreuzes, muß notwendig ihre Schüler unnatürlich frühzeitig in den religiösen Streit hineinziehen und ihnen sagen: Der Glaube an einen überweltlichen Gott, an Unsterblichkeit und Jenseitsleben sei Aberglaube; das Kreuz sei nicht eine Kraft Gottes, sondern Torheit und Ärgernis; das Christentum sei nicht eine Stiftung Gottes, sondern eine Einfuhrware aus dem Morgenland, dem gelobten Land der Geisteskunechtung; die Biblische Geschichte sei ein Märchenbuch wie „Tausend und eine Nacht"; der Mensch sei ein entwickeltes Tier; die andern Kinder, die noch in Kirche und konfessionellen Religionsunterricht gingen, seien arme, irregeleitete Kinder; sie allein, die Schüler der religionslosen Schule, seien die Aufgeklärten, die Entdecker einer neuen Zeit. So wird das Gift des Zweifels in die jungen Herzen gegossen, das Unkraut des Unglaubens in den Frühlingsgarten gesät. Der Heiland fordert, die Großen sollten wie die Kleinen werden (Matth. 18, 3), sollten sich den treuherzigen Glauben der Kindheit vom treulosen Leben nicht rauben lassen; statt dessen lernen in der religionslosen Schule die Kleinen wie die Großen tun und alle Katechismuswahrheiten bezweifeln und ablehnen. Die Lehrtätigkeit in der Schule setzt von A bis Z den Glauben an das Wort des Lehrers voraus. Ohne diesen Glauben lernt das Kind nicht einmal die geraden Zahlen von den ungeraden unterscheiden. In der religionslosen Schule soll

der Schüler den Worten des Lehrers glauben und dem Worte Gottes nichts als Unglauben entgegenbringen.

3. Nach dem Lehrplan einer religionslosen Schule sollen die Kinder vom 6. bis 10. Lebensjahr aus Märchen- und Sagenstoffen das Abc der sittlichen Lebensordnung lernen. Märchen und Sagen, Werke des dichtenden Menschengeistes, mögen die Phantasie des erwachenden Kindergeistes anregend unterhalten, in den Schuljahren dagegen muß die Phantasie des Kindes allmählich aus der Traumwelt der Märchen herausgeführt werden. Die Kinder sollen keine Märchenprinzen und Abenteurer, keine Träumer und Phantasten werden, die Kinder sollen auf dem Boden der Wirklichkeit denken lernen. Der Religionsunterricht ist nicht eine Ertötung des Denkens. Der Katechismusunterricht, der weit mehr ist als ein bloßes gedankenloses Aufsagen des Katechismus, fordert mit seinen übersinnlichen Wahrheiten von dem jungen Kopf viel mehr geistige Anstrengung als das Rechnen mit Hilfe der Rechenmaschine. Die Biblische Geschichte, für die gottesgläubige Schule eine Erzählung geschichtlicher Tatsachen, hat auch für die Kleinen viel mehr unterrichtlichen und erzieherischen Wert als die Märchenbücher der religionslosen Schule.

Die Schule hat die Aufgabe, die Kinder ins Reich des Wissens einzuführen und mit einer Summe elementarer Kenntnisse und Fertigkeiten auszurüsten. Höher aber als alles Wissen steht das Gewissen. Höher als die Verstandesbildung steht die Charakterbildung, die Veredelung des jugendlichen Willens zum beharrlichen Bekenntnis sittlicher Grundsätze, die Erziehung zum tapfern Wollen gegenüber dem Guten und Pflichtmäßigen, zum tapfern Nichtwollen gegenüber dem Bösen und Verbotenen. Kinder müssen sich selbst erziehen lernen, und zwar haben sie in den unbeugsamen Sittengeboten und kirchlichen Gnadenmitteln ihrer Religion die beste Schule der Selbsterziehung und Charakterbildung. Wenn der Katechismus gebietet: Du sollst den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen lieben (Matth. 22, 37) und keine fremden Götter neben ihm haben (5 Mos.

5, 7 u. ö.), dann verbietet er zugleich, mit geteiltem Herzen nach zwei Seiten zu hinken und vor jedem neuen Tagesgötzen charakterlos das Knie zu beugen. Menschen nach dem Herzen der Biblischen Geschichte sind nicht Schilfrohre, von jedem Windhauch bewegt, sondern Johannesnaturen, die den Kopf sich abschlagen lassen, die aber um keinen Preis der Welt ja sagen, wo ihr Gewissen nein gebietet. Die lebenswahre und lebenswarme Geschichte der Märtyrer, die für ihre Überzeugung in den Tod gehen, bietet der Charakterschule ganz andere Erziehungswerte als die erfundenen Heldentaten der Märchenbücher. Das Leben ist kein Kinderspiel. Das Leben stellt vor Aufgaben, zu deren Lösung wir die ganze Spannkraft des sittlichen, von der Gnade getragenen Willens notwendig haben. Kein Buch der Welt macht der Jugend schon in den Morgenstunden des Lebens das Gesetz der Arbeit so klar wie die Biblische Geschichte. Da lernt sie, daß Gott der Herr sechsmal mehr Arbeitstage als Ruhetage eingesetzt (1 Mos. 2, 2), daß der Knabe von Nazareth in ihrem Alter in der Werkstatt gearbeitet, daß der Hausvater schon am frühen Morgen Arbeiter für seinen Weinberg gesucht hat (Matth. 20, 1).

Kinder müssen entsagen lernen, müssen lernen, den Wert des Lebens nicht nach der Zahl der Vergnügungen, sondern nach der Treue der Berufsarbeit, nicht nach den erfüllten Wünschen, sondern nach den erfüllten Pflichten einzuschätzen. Verwöhnte, verweichlichte, flatterhafte Kinder mit langen Wunschzetteln werden unglückliche Menschen. Jene Kinder, die im Evangelium auf dem Marktplatze spielten und von einer Minute zur andern mit Flötenspiel und Klagelied wechselten (Matth. 11, 16f.), sind keine sittlichen Vorbilder nach dem Herzen Gottes. Stimmungsmenschen, die von den Launen des Augenblicks und Stimmungen des Tages beherrscht werden, sind die Qual ihrer Umgebung. Auch für diese letzte Aufgabe der Schule — entsagen lernen, sich selbst beherrschen lernen — sind die sittlichen Großmächte der Religion nicht zu entbehren. Der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, der Aufblick zum Kreuze, dem Wahrzeichen der Selbstentäußerung,

der Glaube an den Schutzengel, das heilige Versprechen der letzten Beicht, Gebet und Engelbrot, das alles stellt dem religiösen Kinde eine Wehrkraft aus der Höhe zur Seite, die dem Kinde der religionslosen Schule in der Stunde der Versuchung fehlt. Wie kann dem, der den Gottesglauben wie ein Kinderspielzeug weggeworfen hat, das Ebenbild Gottes in einer unschuldigen Seele noch etwas Heiliges sein?

Der Heilige Vater Pius X. rief die Jugend früher als sonst zur heiligen Kommunion, weil auch die wilde Genußsucht der Zeit, die erwachende Leidenschaft, die gewissenlose Verführung die Jugend früher als sonst in ihren Bannkreis ziehen. Der Becher der Lust, gefüllt mit dem Taumelwein aus den Weinbergen von Sodoma, der alle wilden Naturtriebe aufpeitscht, wird der Jugend früher als sonst in die Hand gedrückt; darum soll sie auch früher als sonst den Kelch des Heiles ergreifen und den Namen des Herrn anrufen. Als der Herr im Evangelium sich des Volkes erbarmte und bei der Brotvermehrung den Hungernden die Vorspeise der heiligen Eucharistie reichte, waren auch Kinder dabei (Matth. 15, 38). Es ist also im Geiste des Evangeliums, wenn die Kirche heute den Kindern am Tische des Herrn das Brot der Starken als Wegzehr für die Wanderung des Lebens reicht, während aus der religionslosen Schule das Klagelied des Propheten tönt: „Die Kinder rufen nach Brot, und niemand ist, der es ihnen bricht" (Klagel. 4, 4).

II.

Die Segenswirkungen der religiösen Erziehung und die Fluchwirkungen der religionslosen Erziehung werden aber nur zum Teil schon in den Kindheitsjahren in die Halme schießen. Zu voller Ernte werden sie sich erst im späteren Leben nach der Schulzeit auswachsen. Die Kinder lernen ja nicht für die Schule, sondern für das Leben. Religion ist ja nicht nur Milch für die Unmündigen, sondern auch feste Speise für das Mannesalter (1 Kor. 3, 1 f.; Hebr. 5, 12—14), und der Prophet will nicht, daß die Frömmigkeit wie der Morgentau nur in den

Morgenstunden des Lebens auf den Gräsern funkle und dann bald spurlos vergehe (Os. 6, 4). Die christliche Religion und Sittenlehre haben einen zweiten Segen für das Menschenleben.

Die Wortführer der religionslosen Schule beteuern hoch und feierlich, auch ihre Schule solle die Kinder für sittliche Lebensauffassung und sittliche Lebensführung erziehen. Im Gegensatz zur christlichen Sittenlehre und Sitte soll aber ihre Moral von der Grundlage des Gottesglaubens und der göttlichen Gebote, überhaupt von den Glaubenstatsachen der Offenbarungsreligion vollständig abgehoben werden. Sie wollen sittlich, wahrhaft, ehrlich, pflichttreu, wohltätig sein, ohne gottesgläubig zu sein. Einem in Arbeiterkreisen vielgelesenen Buch ist es klar wie das Einmaleins, Religion und Moral hätten nichts miteinander zu tun. Wir werden sehen, daß die beiden Tafeln vom Sinai, die erste Tafel mit dem Namen Gottes und die zweite mit den sittlichen Schutzgesetzen für die Menschenrechte, unzertrennlich miteinander verbunden sind. Die folgenden Abhandlungen liegen streng auf der Linie meines Themas; denn mit der Möglichkeit einer religionslosen Moral steht und fällt die Berechtigung der religionslosen Schule.

Wir brauchen Gottes Offenbarung, um das sittlich Gute sicher zu erkennen; wir brauchen Gottes Autorität, um das sittlich Gute pflichttreu zu wollen; wir brauchen Gottes Gnade, um das sittlich Gute tatkräftig zu vollbringen.

1. Wir brauchen Gottes Offenbarung, um das sittlich Gute sicher zu erkennen. Wohl gibt es auch ohne Offenbarung als Gemeingut aller Zeiten und Zonen eine ungeschriebene sittliche Ordnung, die in allgemeinen Grundsätzen zwischen gut und böse wie zwischen Tag und Nacht unterscheidet. Gottesdienst sei gut, Gotteslästerung sei schlecht; Elternliebe und Königstreue seien gut, Bruderhaß und Verrat seien schlecht; eheliche Treue und Privateigentum seien gut, Untreue und Diebstahl seien schlecht. Diese natürliche Sittenordnung

ist nicht von Menschen eingerichtet; sie war vielmehr vor jedem geschriebenen Gesetz als gegebene Größe, als Urkatechismus jeder staatlichen und religiösen Ordnung schon vorhanden und kann deshalb auch durch keine Macht der Erde außer Rechtskraft gesetzt werden. Keine Volksversammlung könnte den Königsmord für erlaubt, kein Parlament das Privateigentum für Diebstahl erklären. Die gesetzgebenden Mächte der Erde können die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Rechtsordnung für ihre Rechtsgebiete näher bestimmen, mögen durch unsittliche Verordnungen mit der sittlichen Ordnung sich in Widerspruch setzen, können aber nicht den Gottesdienst für etwas Unerlaubtes erklären oder sonst ein Gesetz der sittlichen Ordnung aufheben. Wie alle Gewalt der Erde nicht imstande ist, auch nur den kleinsten Stern am Himmel auszulöschen, so ist auch gegenüber den Gesetzen der sittlichen Ordnung, die wie ein zweiter Sternenhimmel unsern Pfaden leuchtet, die Macht der Erde Ohnmacht. Noch viel weniger kann ein einzelner Mensch wahnwitzig nach den Sternen greifen und die sittliche Ordnung in einem einzelnen Punkte oder gar im ganzen umordnen wollen. Der einzelne hat die Wahl, seinen Willen der sittlichen Ordnung unterzuordnen oder sich dagegen aufzubäumen, er hat aber nicht die Wahl, das Gute schlecht und das Schlechte gut zu nennen. Kein Kain kann den Brudermord (1 Mos. 4, 8), kein Giezi den Betrug (4 Kg. 5, 20 ff.), kein Judas den Verrat (Matth. 26, 47—50), kein Ananias die Lüge (Apg. 5, 1 ff.) für erlaubt erklären.

Auch ohne besondere Offenbarung wäre die sittliche Ordnung vom Namen Gottes nicht zu trennen; denn wie die gesamte Naturordnung setzt auch die sittliche Rechtsordnung einen persönlichen Geist voraus, der sie erdacht, und einen persönlichen Willen, der sie gefügt hat. Durch die besondere Offenbarung Gottes aber vom Berge Sinai bis zur Bergpredigt des Evangeliums werden die allgemeinen Grundsätze der natürlichen Sittenordnung, bis dahin ungeschrieben und darum weniger bestimmt, schwarz auf weiß im einzelnen näher bestimmt, und unter der Bürgschaft, daß

das Gute einmal über das Böse siegen werde, der Menschheit mit dem Namen Gottes unterschrieben und gesiegelt neu vorgelegt. Die Gesetze der sittlichen Ordnung — Du sollst Vater und Mutter ehren, nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis geben, des Nächsten Weib und Gut nicht begehren — verpflichten gegebenenfalls zu den schwersten Opfern und Seelenkämpfen und Verzichtleistungen, verpflichten, dafür zu leben und zu sterben. Da muß auch der letzte Zweifel verstummen, ob es nicht doch am Ende Menschensatzung und Menschenherkommen sei, vielleicht als soziale Notlüge nur deshalb erfunden, weil sonst ein Zusammenleben in gesellschaftlichen Verbänden unmöglich wäre. Da müssen wir Felsenboden unter den Füßen haben, da müssen wir alle mit unfehlbarer Sicherheit wissen, was die sittliche Ordnung von uns verlangt, und zwar schon in der Jugend, am Anfang der sittlichen Laufbahn, nicht erst, wenn die Kräfte des Lebens verausgabt sind. Dem Vater sei Dank durch unsern Herrn Jesus Christus, daß er uns durch seine Offenbarung, durch die Propheten, durch seinen Sohn, durch die Gebote seiner Kirche das sittlich Gute und Böse bis ins einzelne schwarz auf weiß zu erkennen gab. Jetzt ruht die sittliche Ordnung auf der Offenbarung Gottes und damit auf Felsenboden.

Die sittliche Ordnung der Religionslosen, deren Sittenlehre vom Gottesglauben unabhängig sein soll, hängt in der Luft und führt in der Fernwirkung auf sittliche Unordnung hinaus. Einer ihrer Wortführer hat das furchtbare Bekenntnis abgelegt: „Was gut und bös ist, das weiß noch niemand." Wer noch nicht einmal weiß, was gut und böse ist, der ist nicht berufen, der Menschheit eine neue Sittenlehre zu verkünden und die Kinder zu einem sittlichen Leben zu erziehen. Wer senkrecht und schief nicht unterscheiden kann, ist nicht zum Baumeister berufen. Die sittliche Ordnung ist entweder der Ausdruck des göttlichen Willens, oder sie wird zum Spielzeug der menschlichen Willkür. Ungläubige Kinder werden mit den Tafeln vom Sinai spielen und sie zerbrechen wie ihre Schiefer-

tafeln. Isaias hält denen, die alle sittlichen Begriffe umwerten wollen, im Namen Gottes entgegen: „Wehe euch, die ihr das Böse gut nennt und das Gute bös, die ihr die Finsternis als Licht erklärt und das Licht als Finsternis" (Is. 5, 20). Der Unglaube wird den Sinai, den alten Gottesberg, nicht von der Stelle rücken; denn die Macht, Berge zu versetzen, ist nur dem Glauben, nicht dem Unglauben verheißen (Matth. 17, 19).

2. Wir brauchen Gottes Autorität, um das sittlich Gute pflichttreu zu wollen. Die sittliche Ordnung ist die entfernte Regel des menschlichen Handelns, die nächste Regel unseres Handelns heißt Pflicht und Gewissen. Pflicht und Gewissen — zwei Worte von stahlhartem Klang, zwei Könige von gebietender Majestät, zwei Hohepriester mit reicher Segensfülle! Pflichttreue ist des Soldaten zweite Fahne, des Herrschers zweite Krone, des Beamten täglicher Diensteid, des Arbeiters bestes Werkzeug, des Dienstboten schönster Leumund, der Familie unerschöpflicher Haussegen, der Toten rühmlichste Grabschrift. Pflichttreue erhebt den Menschen über das tierische Leben, das nur von den Naturtrieben, den Lust- und Unlustgefühlen des Augenblicks beherrscht wird, Pflichttreue weist die Schuljugend mit hocherhobenem Zeigefinger nach den majestätisch ernsten Aufgaben des Lebens. Die sittliche Ordnung, vom Willen des einzelnen unabhängig, wendet sich als Weltordnung an die Menschheit im allgemeinen; die sittliche Pflicht wendet sich an das persönliche Gewissen des einzelnen, zur Einordnung des einzelnen Willens und Lebens in die sittliche Ordnung, zur Bindung des persönlichen Willens an das Gute und Berufsmäßige. Schon in der Form der meisten göttlichen und kirchlichen Gebote, in dem „Du sollst", ist die persönliche, an jeden einzelnen gerichtete Verpflichtung ausgesprochen, und zwar als unbedingte Verpflichtung! Wie die sittliche Ordnung besteht, ohne erst bei der Menschheit anzufragen, ob sie bestehen darf, so fordert auch die sittliche Pflicht wie eine souveräne Königin unbedingten Gehorsam ohne Wenn und Aber. Selbstmord ist unerlaubt, auch wenn die Krankheit noch so schmerz-

haft ist; Meineid ist unerlaubt, auch wenn ein ganzes Vermögen in Frage steht; die Heirat einer Geschiedenen ist unerlaubt, auch wenn das Lebensglück daran zu hängen scheint.

Aber eben deshalb, weil die sittliche Pflicht auf Leben und Tod bis zu den schwersten Opfern reicht, muß die Pflichttreue eine tragfeste Grundlage haben, eine starke Rückendeckung, eine heilige Bekräftigung, und diese besteht in der Überzeugung des Glaubens: Es ist so Gottes Wille! „Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung" (1 Thess. 4, 3). Er ist mein Schöpfer und Endziel, ich bin sein Untertan auf Leben und Tod! „Rede, Herr, dein Diener hört" (1 Kg. 3, 9 f.). Der natürliche Mensch wird angesichts der täglichen Pflicht immer noch fragen: Warum dem Bösen und Unsittlichen widersagen, auch wenn es süß ist; warum dem Guten und Sittlichen den Treueid leisten, auch wenn es sauer fällt? Der Glaube antwortet auf dieses Warum: Weil es so Gottes Wille ist. Vor seinem Willen muß meine Willkür schweigen. Jetzt hat die Pflichttreue an Gottes Autorität einen wetterfesten Halt gefunden. Jetzt liegen die Tafeln des Gesetzes im Heiligtum in der Bundeslade unter den Augen Gottes (1 Mos. 10, 5), wohlgeborgen gegen die Willkür der Gasse. Jetzt lodern Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit als heilige Flammen auf dem Altare des Herrn.

Wenn aber die Religionslosen die Altäre Gottes umstürzen, muß das heilige Feuer der sittlichen Pflicht auf dem Erdboden bald erlöschen. Die Vertreter der Laienmoral haben buntscheckige Vorschläge gemacht, um an die Stelle des Gottesglaubens eine andere Grundlage der sittlichen Pflicht zu legen, aber keine, keine einzige von ihren irdischen Triebfedern ist stark genug, das Triebwerk der gewissenhaften Pflichttreue bei allen Menschen in allen Lebenslagen in Gang zu setzen und im Gang zu halten. Sie können die Gesetze der Sittenlehre schön aufstellen, aber nicht begründen. Sie wollen die Weltweisheit auf den Thron der Religion erheben und bleiben uns die Antwort auf die erste und höchste Frage der Philosophie schuldig: Warum, warum das

saure Gute tun, warum das süße Böse lassen? Ohne Gottes Namen ist die sittliche Pflicht auf Leben und Tod nicht zu begründen. Ein anderer Grundstein ist nicht gelegt. Ein sittliches Gebot, hinter dem kein anderes Ansehen steht als ein Privatname, hat nicht mehr Macht als ein König auf der Spielkarte. Die sittliche Pflicht ist nur dann eine Königin mit voller, unumschränkter Macht, wenn sie eine Königin von Gottes Gnaden ist.

Auch das stolze Wort Selbstverpflichtung, das seit 100 Jahren als Höhepunkt der Sittenlehre ohne Gott ausgerufen wird, ist kein vollwertiger Ersatz der gottesgläubigen Sittenlehre. Wenn jeder sein eigener Moses ist, mit eigenen Gesetzen auf eigenen Tafeln, dann haben wir eine Welt voll Gesetzgeber; es handelt sich aber nicht darum, neue Gesetze zu erfinden, sondern darum, den Willen auf die alten Gesetze zu verpflichten. Es ist rasch gesagt, die Tugend solle aus freier Wahl und Entscheidung entspringen, ohne daß der leiseste Druck ausgeübt wird. Jeder Schulmann weiß, daß ohne führende Hand die Jugend der Fortbildungsschule den Weg zur Tugend nicht findet. Bindung durch eigenen Willen unter Ablehnung jeder Oberhoheit ist keine lebenstüchtige Bindung; denn wer sich selbst zum Guten verpflichtet, kann sich jede Stunde auch selbst von der Verpflichtung zum Guten entbinden. Dann treten Willkür und Laune und Leidenschaft an Stelle der Pflicht. Wir brauchen Gottes Autorität, um das sittlich Gute pflichttreu zu wollen.

3. Wir brauchen Gottes Gnade, um das sittlich Gute tatkräftig zu vollbringen. Es ist nicht genug, das sittlich Gute zu erkennen und zu wollen, die wahre Sittenlehre muß zu sittlichen Taten führen. „Das Reich Gottes besteht nicht in Worten, sondern in Kraft" (1 Kor. 4, 20). Der sich selbst überlassene Mensch kann guten Willen haben und voll Sehnsucht zu den Höhen sittlicher Vollkommenheit emporschauen, „das andere Gesetz in seinen Gliedern" (Röm. 7, 23) aber, die erbliche Belastung der Erbsünde, hält ihn wie ein Bleigewicht am Boden. „Das Wollen liegt mir nahe", spricht er mit St. Paulus, „aber das Vollbringen des Guten finde ich nicht" (Röm. 7, 18). Das Gute,

das er will, tut er nicht, dagegen das Böse, das er nicht will, vollbringt er (Röm. 7, 15 19). Das Gegengewicht gegen diesen bleiernen Zug der niedern Natur, die Vollkraft zur sittlichen Tat ist nach der christlichen Sittenlehre die Gnade Gottes. „Gott ist es, der in euch das Wollen wie das Vollbringen wirkt nach seinem Wohlgefallen" (Phil. 2, 13). Gerade in der Schwachheit der menschlichen Natur bewährt sich die Kraft der göttlichen Gnade (2 Kor. 12, 9). Es liegen also auch die Grundlagen der sittlichen Tat so gut wie jene der sittlichen Ordnung und sittlichen Pflicht auf den heiligen Bergen Gottes.

Die Sittenlehre der religionslosen Schule lehnt die Gnadenlehre des Katechismus ab und sagt den Kindern, sie sollten aus eigener Kraft, ohne die Gnadenkraft aus der Höhe, mit den Aufgaben des Lebens sich abfinden. Wie soll das arme Kind ohne Gnade mit den sittlichen Riesenaufgaben des Lebens sich abfinden, wenn es nicht einmal mit den kleinen Aufgaben der Schule aus eigener Kraft fertig wird? Wie soll das Kind sein eigener Heiland sein, wenn es nicht einmal sein eigener Lehrer sein kann? Die Erbsünde, die den Willen geschwächt und den Hunger nach den verbotenen Früchten geweckt hat, ist eine seelische Tatsache, mit der jede Erziehungskunst wohl oder übel rechnen muß. In einem modernen Bühnenstück („Leidenschaft") wird im Ernst die Frage gestellt: „Braucht man denn einen Gott, um kein Schuft zu sein?" Propheten und Apostel haben darauf längst Ja und Amen geantwortet. Der Psalmist spricht von dem Toren, der das Dasein Gottes leugnet, und schildert als Drachensaat der Gottesleugnung ein allgemeines Sittenverderben: „Sittenlos und verkommen sind sie in ihrem Treiben, keiner ist, der Gutes tut, aber auch nicht einer . . .; Gottesfurcht ist eben nicht vor ihren Augen" (Ps. 13, 1 3; 52, 1 f. Röm. 3, 10 ff.). Der hl. Paulus spricht im Römerbrief den gleichen Gedanken aus: Der Mensch ohne Gott wird zum Unmenschen. Als die Menschheit die Erkenntnis Gottes verloren hatte, wurde die Erde ein Tiergarten von Sodoma, wo Habsucht und Schmähsucht und Schlechtigkeit aller

Art sich tummelten (Röm. 1, 23—31). Im Herzen von Spanien sieht man heute noch die Rinnsale, die früher das Wasser von den Bergen auf die wasserarmen Felder der Ebene leiteten. Heute sind diese Kanäle zum Teil versandet, und soweit sie versandeten, sind die ehemals blühenden Fluren zur Wüste geworden. So muß auch das sittliche Leben einer Seele versanden und zur Wüste werden, wenn es seine Kraft nicht mehr von den heiligen Bergen herleitet.

„Mein Gerechter lebt aus dem Glauben" (Hebr. 10, 38). Religion und Moral stehen in einem so unlöslichen Zusammenhang, daß die Sittlichkeit aus dem Glauben lebt und aus dem Unglauben stirbt. Dieser Satz bleibt wahr trotz zweier Menschenklassen: trotz der Scheinheiligen, die sich als Gottesgläubige aufspielen und dabei ein unsittliches Leben führen, und trotz der Weltheiligen, die sich als Ungläubige bekennen und doch ein anständiges Leben führen. Die erste Klasse, die scheinheiligen Bekenner des Glaubens ohne sittliche Lebensführung, haben den Namen, daß sie leben, und sind tot, weil ihr Glaube ohne Werke tot ist (Offb. 3, 1. Jak. 20, 26). Diese Scheingläubigen sind bei den Gläubigen überhaupt nicht mitzuzählen, so wenig wie die Scheinheiligen bei den Heiligen. Über diese Pharisäer hat bereits Christus ein achtfaches Wehe gesprochen, weil sie fromm tun und dabei Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue fallen lassen und die Häuser der Witwen verzehren (Matth. 23, 13 ff.). Heute muß man ein neunfaches Wehe über sie sprechen, weil sie durch den Mißklang zwischen Glaubensbekenntnis und Lebensführung die Lebenswerte unseres heiligen katholischen Glaubens in Verruf bringen und den Weg der Wahrheit lästern (2 Petr. 2, 2). Die Kirche hat immer gefordert: „Die gottgläubig Gewordenen sollen sich Mühe geben, gute Werke zu üben" (Tit. 3, 8), die Kirche hat aber niemals behauptet, daß die Kenntnis der religiösen Wahrheiten ohne weiteres wie mit Zauberkraft in einen tugendhaften Menschen umwandle.

Die Sittlichkeit lebt aus dem Glauben und stirbt aus dem Unglauben. Dieser Satz bleibt wahr auch trotz der zweiten

Klasse, der Glaubensverneiner, die schlechte Christen sind, ohne schlechte Menschen zu sein. Die Menschen der ersten Klasse halten am Glauben fest und geben die Sitte preis, die der zweiten Klasse halten an der Sitte fest und geben den Glauben preis. Es gibt solche Weltheilige, die kein Credo mehr sprechen, die aus Gleichgültigkeit oder sogar aus Grundsatz nicht mehr beten, die aber doch als Familienväter wie als Geschäftsmänner, als Bürger wie als Beamte einen blanken Ehrenschild aufweisen. Dank einer guten Erziehung werden sie durch ihr Feingefühl für Takt und Anstand, durch die Rücksicht auf gesellschaftliche Stellung und berufliches Fortkommen, durch einen Berufsernst, der ihr ganzes Leben ausfüllt, durch soziales und vaterländisches Empfinden vom Gemeinen ferngehalten. In ruhigem Wohlbehagen, ohne schwere Versuchungen und sittliche Kraftproben, geht ihr Leben dahin — ein Schifflein, das ohne Kraftmotor wohlbefrachtet still stromabwärts treibt. Zuweilen freilich wirft trotzdem die Sittenstatistik ein grelles Licht auf die sittlichen Zustände in jenen Kreisen. In keinem Fall kann die große Zahl des Volkes mit dieser Diesseitsmoral der eigenen Faust, ohne die Führung der Hand Gottes, auskommen. Übrigens zehren auch jene einzelnen Weltheiligen und Religionslosen alle bewußt oder unbewußt an den sittlichen Grundsätzen, die durch die Mission des Glaubens in der Vergangenheit Gemeingut der Völker geworden sind. Letzten Endes stammt jede sittliche Lebensführung also doch aus dem Glauben. Die Propheten, die die Welt vor jenem christlichen Geist kannten, wissen nicht anders: Der Mann ohne Gottesfurcht und Gottesgebote ist kein ganzer Mann (Pred. 12, 13), die Welt ohne Gotteskult ist keine Kulturwelt. Die Sittlichkeit lebt aus dem Glauben und stirbt aus dem Unglauben.

Der lebendige Zusammenhang von Religion und Sittlichkeit ist am schönsten in den Worten des Evangeliums ausgesprochen: „Sammelt man denn Trauben von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Jeder gute Baum bringt gute Früchte, der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte“

(Matth. 7, 16 f.). Es ist also Glaubenssatz, die sittlich guten, in den Augen Gottes vollwertigen Werke gedeihen nur in der lebendigen Verbindung mit der wahren Religion. Die rechte Sittlichkeit ist die Edelfrucht des rechten Glaubens. Die Sittenlehre steht nicht nur zufällig und oberflächlich mit der Religion in Berührung wie die Frucht auf der Obstschale; nein, die Moral wächst aus dem religiösen Glauben hervor wie die Frucht aus dem Baum. Die unabhängige Moral kann also nicht sagen, Religion und Sittlichkeit hätten nichts miteinander zu tun; die Baumfrucht wächst nicht in der Luft, unabhängig vom Fruchtbaum, und nicht am Dornstrauch, unabhängig von der guten oder schlechten Art des Baumes. Der gute Baum bringt gute Früchte, der schlechte Baum bringt schlechte Früchte.

III.

Die Religion spricht ihren Segen nicht bloß über die Arbeit der Schule im Kinderleben, nicht bloß über das sittliche Ringen im Menschenleben, sie hat auch einen besondern Segen für das Volks- und Völkerleben. Die Sittenlehre der christlichen Religion kann sich auf das Zeugnis der Jahrhunderte berufen, daß sie als Gesellschaftsmoral am Aufbau der staatlichen und gesellschaftlichen Rechtsordnung in einzigartiger Weise mitgearbeitet und in der Erziehung der Völker eine einzigartige Weltmission erfüllt hat. Seit der Morgenstunde des Evangeliums lehrt die Kirche der Apostel die Völker die sittlichen Gebote Jesu (Matth. 28, 20). Die freireligiöse Sittenlehre, eine Nachzüglerin der elften Stunde, ohne höhere Sendung, hat diesen Befähigungsnachweis noch nicht erbracht, daß sie Völker erziehen kann. Im Gegenteil, dadurch daß sie den Glauben an das Dasein Gottes und eine Jenseitsvergeltung leugnet, zerstört sie die Grundlagen der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung. Über diese Segenswirkungen der gottesgläubigen Schule und christlichen Sittenlehre, über diese Fluchwirkungen der gottesleugnerischen Schule und Moral für das staatliche Gemeinschaftsleben kann ich nur einige Andeutungen machen.

1. Bei uns in Bayern wurde durch Königliche Verordnung die allgemeine Schulpflicht neu geordnet und dabei in aller Rechtsform ausgesprochen, daß die Schüler der Fortbildungsschule für die Dauer ihrer allgemeinen Schulpflicht, also bis zum 16. Lebensjahre, in Bayern zum Besuche des Religionsunterrichtes verpflichtet sind (Art. XII). Diese Königliche Verordnung vom 22. Dezember 1913 war ein herrliches Weihnachtsgeschenk Seiner Majestät des Königs Ludwig III. an die bayerische Jugend, für das wir unserem König von Gottes Gnaden ehrfurchtsvollen Dank schuldig bleiben. An diesem Königswort ist nicht zu deuteln: Der bayerischen Schuljugend soll die Religion erhalten bleiben!

Eine freireligiöse, dem Gottesglauben entfremdete Jugend bildet eine ernste Zukunftsgefahr der staatlichen Gesellschaftsordnung. Es handelt sich ja um unreife Jugend, die für Pläne des Umsturzes immer leichter zu haben ist als für ruhige aufbauende Arbeit und in dieser stürmischen Übergangszeit des Lebens eine feste religiöse Führung durchaus notwendig hat. Sind die Geister der Verneinung und Auflehnung gegenüber der religiös-kirchlichen Ordnung einmal gerufen, werden wir sie auch gegenüber der staatlichen Ordnung nicht mehr los werden. Es liegt nicht im Lehrplan der freireligiösen Schule, die Folge wird sich aber unter dem Druck der Tatsachen von selbst ergeben. Die Feinde der religiösen Ordnung sind keine wahren Freunde der staatsbürgerlichen Ordnung.

Die pfälzische Jugend hat den traurigen Ruf, eine auffällig große Zahl jugendlicher Verbrecher zu besitzen. Für eine solche Jugend sind die sittlichen Mächte der streng religiösen Jugendpflege und Jugendfürsorge doppelt notwendig, die kraftlosen Sittensprüche der religionslosen Schule doppelt entbehrlich. Die Jugend ist der Stolz und die Wehrkraft des Vaterlandes nur in dem Maße, als sie sittlich gesund ist; sittlich gesund aber ist sie nur in dem Maße, als sie mit dem Schöpfer ihrer Jugend, mit dem Urquell aller sittlichen Kraft in Verbindung bleibt. Die im

Ehrengefolge des geopferten Gotteslammes strahlen im weißen Kleid seelischer Reinheit, tragen Palmen in den Händen, die Sinnbilder ihrer sittlichen Siege (Offb. 7, 9). Wo aber die Psalmen des religiösen Lebens verstummen, da verwelken die Palmen der sittlichen Kraft. Immer wieder wiederholen es die Propheten: Ihr seid verkommen, weil ihr den Herrn, euern Gott, verlassen habt; wo keine Gottesfurcht mehr wohnt, da wohnt keine Sitte mehr, und wo Gott gelästert wird, da wird das Laster vergöttert (Ps. 72, 6—11; 93, 5—7; 100, 1—8; 105, 13 ff. u. ö.). Der erste soziale Segen der Religion besteht also darin, daß sie uns eine staatsfreudige, sittlich gesunde Jugend erzieht.

2. Ein zweites hohes Wertgut staatlichen Reichtums ist die Achtung vor der Obrigkeit, die staatsbürgerliche Gewissenhaftigkeit, die Pflichttreue im Dienste des Ganzen. Es ist auffällig, wie oft und eindringlich in den Hirtenbriefen der Apostel diese Mahnung wiederkehrt, untertan zu sein „um des Gewissens willen" (Röm. 13, 5), „um Gottes willen" (1 Petr. 2, 13), aus Gottesfurcht (Kol. 3, 22), „denn es gibt keine Gewalt außer von Gott. Wer sich also gegen die Obrigkeit auflehnt, widersetzt sich der Anordnung Gottes" (Röm. 13, 1 f.). Für eine Pflichtenlehre ohne Gottesglauben fallen diese stärksten Stützpunkte des staatsbürgerlichen Gewissens weg. Gibt es keinen Gott, dann darf man das Gewissen nicht mehr das Sakramentshäuschen nennen, das sich Gott als Wohnung in der Menschenbrust erbaute. Gibt es keinen Gott, dann gibt es keine Achtung vor der Obrigkeit „um Gottes willen", dann ist ein Auflehnen gegen die Obrigkeit nicht mehr Widersetzlichkeit gegen die Anordnung Gottes. Wo die Majestät der göttlichen Gebote vom Throne gestoßen wurde, hat auch die Majestät der staatlichen Gesetze einen schweren Stoß erhalten. Alle andern Gewissensstützen der ungläubigen Sittenlehre sind kümmerliche Notbehelfe gleich dem hölzernen Stelzfuß des Invaliden. Raub am Gottesglauben eines Volkes ist also Raub am Gewissen eines Volkes, Raub am Pflicht- und Verantwortlichkeitsbewußtsein der Bürger und Beamten — ein Staats-

verbrechen. Der Glaube an eine ewige Vergeltung vor dem Richterstuhle Gottes ist nicht ein Todeskeim, sondern ein Lebenskeim der völkischen Kraft. Es ist also nur eine Tat der Notwehr und Selbsterhaltung, wenn das Strafgesetz eines Reiches die Gotteslästerung unter Strafe stellt. Gottesleugnung aber ist die höchste Form der Gotteslästerung, gerade wie Königsmord die höchste Form von Majestätsbeleidigung ist.

3. Im Lichte der religiösen Weltanschauung leuchtet über der Königskrone ein Abglanz höchster Würde, den wir mit dem Namen „Königtum von Gottes Gnaden" bezeichnen. Wo aber der Glaube an Gott und seine Gnade als Aberglaube abgelehnt wird, muß auch dieser höchste Ehrentitel des Herrschers, „der letzte Rest Gottes unter den Menschen", zur inhaltsleeren Redensart werden. Es liegt wie ein Schatten am Fuße des Thrones, daß gerade in dem Jahre, in dem in Bayern die Huldigung vor dem Königtum von Gottes Gnaden jubelnde Auferstehung feierte, eine Unterrichtsanstalt auf bayerischem Boden ihre Tore öffnete, deren gottverneinende Sittenlehre den schönsten Stein aus der Krone des Königs bricht.

4. Ein Tragpfeiler des staatlichen Rechtslebens ist der Eidschwur. Als König Salomon seine Staatssorgen in einem Gebete mit sieben Bitten zusammenfaßte, nannte er als erstes Anliegen seines königlichen Herzens die Heilighaltung des Eides bei seinem Volke (3 Kg. 8, 31 f.). Der Eid aber ist die Bekräftigung einer Aussage oder Zusage unter feierlicher Anrufung des Namens Gottes (Gal. 1, 20. Hebr. 6, 16). Selbst die bösen Geister schwören bei diesem Namen (Mark. 5, 7). Wir sagen den Kindern im Katechismusunterricht über das zweite Gebot Gottes: Wenn im Gerichtssaal die Hand zum Schwur sich hebt, wenn der Beamte seinen Diensteid, der Soldat seinen Fahneneid schwört, ist das kein leeres Getue, es ist die denkbar feierlichste Form einer Aussage unter den Augen des heiligen und gerechten Gottes. Die Sittenlehre ohne Gottesbekenntnis muß den Eid als eine sinnlose Handlung ablehnen und die Kinder lehren, den Eid zu

verweigern. Mit dem Eid aber fällt eine unentbehrliche Stütze des öffentlichen Rechtslebens.

5. Die Weihe jeder Lebensgemeinschaft, auch in staatlichen Verbänden, ist die allgemeine Bruderliebe, der tatkräftige Wille, die Hungernden zu speisen, die Verlorenen zu retten, die Verbitterten zu versöhnen. Im Sittengesetzbuch des Evangeliums ist diese allgemeine Bruderliebe mit der Gottesliebe, dem größten und ersten Gebote, verbunden (Matth. 22, 37—40) und dem Heilandglauben eingegliedert wie der Rebzweig dem Rebstock. „Seid Nachahmer Gottes und wandelt in der Liebe, wie auch Christus uns geliebt und sich für uns geopfert hat“ (Eph. 5, 1 f.). „Wahrlich, ich sage euch, was ihr einem meiner geringsten Brüder getan, das habt ihr mir getan“ (Matth. 25, 40). Aus dem Heilandglauben also soll die Menschenliebe die Kraft zum Wohltun und nach Wintertagen der Erkaltung den Saft zu neuem Wachstum ziehen wie der Rebzweig aus dem Rebstock. Auch die Feindesliebe nach dem Herzen des Heilandes ist an die Gottesliebe moralisch angeschmiedet: „Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche euch verfolgen und verleumden, damit ihr Kinder seid eures Vaters, der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen läßt und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte. . . . Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Matth. 5, 44 f. 48). Die Sittenlehre ohne Gottes- und Heilandglauben muß natürlich, wie sie den Menschen überhaupt von Gott trennt, auch die Menschenliebe von der Gottesliebe abschneiden. Wohl sehen wir, wie auch von Ungläubigen aus nichtreligiösen Beweggründen den Mühseligen und Beladenen der Erde viel Gutes erwiesen, wie zuweilen die Liebestätigkeit sogar an Stelle der Religion auf den Altar erhoben wird; von Haus aus aber ist diese Menschengüte, die heute nicht mehr von der Gottesliebe angefeuert wird, ein Glühstein aus dem Altarfeuer des Glaubens. Die gebende und noch mehr die vergebende Menschenliebe ohne Gottesglauben ist ein erlöschendes Feuer, ein verdorrender Rebzweig. Die Menschheit

im großen und ganzen verliert das soziale Empfinden für das Recht der wirtschaftlich Schwachen, wenn sie den Glauben an die Gerechtigkeit Gottes verliert: „Sie bedrücken dein Volk, o Herr, und zertreten dein Erbe, sie morden die Witwen und Fremden und erwürgen die Waisenkinder und sagen: Der Herr sieht es ja nicht" (Ps. 93, 5—7; vgl. 9 B, 11—13). Der Psalmist will sagen: Mit der Gottesfurcht stehe und falle das Armenrecht und die ganze gesellschaftliche Sittlichkeit. Mit dem Gottesglauben gehen also der Menschheit die höchsten sittlichen Werte, soziale Liebe und soziales Rechtsempfinden, verloren. Von einer Sittenlehre ohne Gottesbekenntnis ist in alle Ewigkeit eine sittliche Wiedergeburt der Menschheit nicht zu erwarten.

* * *

An die christlichen Eltern richte ich im Namen des göttlichen Kinderfreundes eine besondere, ernste Mahnung. Die Seelen eurer Kinder sind euch auf die Seele gebunden. „Es ist der Wille eures Vaters im Himmel, daß auch nicht eines von diesen Kleinen verloren gehe" (Matth. 18, 14). Da und dort wird man mit gesprochenen und mit gedruckten Worten auf euch einzuwirken suchen, selber aus der Kirche auszutreten und eure Kinder der religionslosen Schule auszuliefern. „Geliebte, glaubt nicht jedem Geiste, prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!" (1 Joh. 4, 1.) Hier ist die Prüfung leicht: Die Geister, die Gottes Dasein leugnen und an der Menschheit Gottesraub begehen, sind nicht aus Gott. Eltern, die ihre Kinder ohne Religionsunterricht aufwachsen lassen, begehen einen Gottesraub an ihren Kindern. Selbstverständlich können solche Eltern, die auch nur eines ihrer Kinder aus dem konfessionellen Religionsunterricht nehmen und in den religionslosen Moralunterricht schicken, zu den heiligen Sakramenten nicht zugelassen und im Falle ihres Ablebens kirchlich nicht eingesegnet werden. Auffallend viele Schüler des religionslosen Unterrichtes stammen aus Arbeiterfamilien, und gerade in Arbeiterversammlungen und Arbeiterzeitungen macht man sich das Schlagwort zu eigen: Volksmoral ohne Volks-

religion. Wissen denn unsere Arbeiter nicht, daß der Moses dieser neuen Sittenlehre der größte Arbeiterfeind war, den man sich denken kann? Warum sagt man den Arbeitern nur, wie jener Philosoph (Nietzsche) über Priester und christliche Sittenlehre, nicht aber, wie er über die Arbeiter sich äußerte? Wie er sogar aus dem alten Griechenland die Sklaverei in unsere Tage zurückwünschte und in der Nacht des Wahnsinns endigte? Wer selber nicht im Lichte wandelt, kann andere nicht zum Lichte führen.

Christliche Eltern! Ihr kennt das Leben mit seinen ernsten Aufgaben, mit seinen schweren Versuchungen, mit seinen Opfern und Sorgen. Schickt eure Kinder um Gottes willen nicht ohne das Licht des Glaubens, nicht ohne die sittlichen Grundsätze der göttlichen Gebote, nicht ohne die Gnadenmittel der Kirche in das Leben hinaus! Kinder, die das Vaterunser nicht beten, sind Waisenkinder im traurigsten Sinne des Wortes. Gebt euren Kindern Zeit, den Katechismus zu lernen! Unterstützt die Arbeit der Schule! Laßt die Kinder die Christenlehre und auch werktags den Gottesdienst besuchen und laßt sie in der Familie laut und gemeinsam beten! Laßt sie die Waffenrüstung des Lichtes anziehen, damit sie als „Kinder des Lichtes“ (Eph. 5, 8), nicht als dunkle Wanderer auf dunklen Wegen durchs Leben gehen! Laßt eure Kinder zum Heiland kommen in der frühen und häufigen Kommunion, damit sie, mit Gottes Kraft umgürtet, nicht auf dem Wege ermatten! Laßt die Kinder dem Heiland das Hosianna der Treue singen und die Palmen sittlicher Siege schwenken! Der dunkelste Schatten, der auf ein Elterngrab fallen kann, ist der Schatten eines Kindes, das ohne religiöse Schule aufgewachsen ist und nun am Grabe der Eltern steht, ohne an ein Fortleben im Jenseits zu glauben. „Wie ein Vater seine Kinder haben wir euch gebeten, ermahnt und beschworen“ (1 Thess. 2, 11 f.). „Der Gott aller Gnade aber, der uns in Jesus dem Gesalbten zu seiner ewigen Herrlichkeit berufen hat, er wird uns nach kurzer Leidenszeit vollenden, stärken und befestigen“ (1 Petr. 5, 10). Sein Segen komme über euch und eure Kinder!

IV. Die Biblische Geschichte im Religionsunterricht der Volksschule.

Vortrag auf dem Bopparder Ferienkurs für Lehrerinnen am 6. April 1907. Aus dem Juniheft 1907 der Zeitschrift für „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage".

(In Aphorismen.)

Eine moderne Richtung unter den Erziehern will den ersten drei Jahrgängen der Schule nur Heimatstoffe zuweisen und deshalb die biblischen Geschichten, diese „fremden Stoffe im fremden Gewande" (Rein), erst für den vierten Jahrgang auf den Lehrplan setzen. Eine andere, weitergehende Richtung will die Biblische Geschichte ganz aus dem Lehrplan der Schule streichen. Ich meine nicht den Bannspruch, den der Parteitag der Antisemiten in Hamburg 1899 gegen die Biblische Geschichte schleuderte, weil darin Abraham und andere Semiten als Tugendhelden hingestellt seien und damit der antisemitischen Bewegung ein Hemmschuh angelegt werde. Ich meine Männer wie Horneffer und Katzer, die aus pädagogischen Gründen statt der morgenländisch gefärbten Geschichten abendländische und statt der israelitischen Vorbilder klassische Vorbilder unserer Schule geben wollen. Indessen, wenn der Erdkundeunterricht das Morgenland nicht totschweigt, warum soll der Geschichtsunterricht verschweigen, daß es auch im Morgenlande denkende und dichtende, kämpfende und betende Menschen gab, die in ihrer Gesamtheit auf die Entwicklung der menschlichen Kultur einen weit tiefer gehenden Einfluß ausübten als das klassische Altertum? Als ob die klassischen Vorbilder nicht ebensogut vorerst fremde Stoffe im fremden Gewande wären! Nehmen wir die Vorbilder für unsere Jugend, wo wir sie finden, diesseits und jenseits unserer Reichsgrenzen, nur nicht von den Germanen auf der Bärenhaut zu beiden Ufern des Rheins.

Eine dritte Richtung steht im Banne konfessioneller Werturteile und teilt sich wieder in zwei Arme. Die einen machen Ernst mit dem Bibelprinzip der Reformation: „die Bibel allein", und

fordern: Die Biblische Geschichte müsse das alleinige Lehrbuch des religiösen Unterrichtes sein und den Katechismus ganz aus der Schule verdrängen; höchstens könne man den Katechismus für den letzten Jahrgang zulassen, ihm also sozusagen eine Altersrente anweisen. Umgekehrt fordert in vereinzelten Stimmen eine pseudokatholische Richtung: Der Katechismus solle die Biblische Geschichte aus der Schule verdrängen; denn die Biblische Geschichte sei im Grunde ein protestantisches Anhängsel unserer Schule. Leider hat auch diese im Widerspruch mit der gesamten katholischen Schulüberlieferung stehende Anschauung in jüngster Zeit wieder einen Wortführer gefunden.

Sie sehen, das Thema „Die Biblische Geschichte im Rahmen des religiösen Unterrichtes" ermangelt nicht der zeitgemäßen Bedeutung. Ich dränge einige Gedanken darüber in vier Thesen mit vier Zusatzthesen zusammen. Die erste These betrifft das Wertverhältnis der Biblischen Geschichte zum Katechismus und lautet:

Erste These: Die Biblische Geschichte ist aus geschichtlichen und aus pädagogischen Gründen eine unschätzbare Hilfe für den Religionsunterricht, **aber** kein vollwertiger Ersatz für den Katechismus.

1. Wie Sonne und Mond strahlen heute die beiden Leuchten Katechismus und Biblische Geschichte über unserer Schule. Im christlichen Altertum und zum Teil noch im Mittelalter, als es einen Katechismus im heutigen Sinne des Wortes, d. h. eine volkstümlich-planmäßige Darstellung der im Laufe der Jahrhunderte von der Kirche und der theologischen Forschung näher formulierten Religionswahrheiten, noch nicht gab, war naturgemäß das Verhältnis umgestellt. Damals war die Biblische Geschichte die Sonne des Religionsunterrichtes. In den ältesten Schulen größeren Stils, über deren Schulbetrieb wir einigermaßen unterrichtet sind, war die Heilige Schrift dem ganzen Lehrplan zugrunde gelegt. So vom 2. Jahrhundert ab in den Schulen von Alexandrien und später von Antiochien, so in der Schule von Nisibis in Syrien

im 9. Jahrhundert. Dabei waren diese Schulen keineswegs bloß theologische Lehranstalten, sondern ebensogut Lehrerseminarien, Konvertitenhäuser und Volksschulen. Auch in den Tagen Karls d. Gr. war in den Alkuinschen Schulen das gesamte Unterrichtswesen an die Heilige Schrift angelehnt. Rhabanus Maurus mit dem Ehrentitel „der Lehrer Deutschlands" versuchte es sogar mit Rechenaufgaben aus der Bibel. Ebenso hat die Äbtissin Herrad vom elsässischen Odilienberg im 12. Jahrhundert in ihrem Hortus deliciarum den gesamten Unterrichtsstoff ihrer Zeit im Rahmen der Biblischen Geschichte behandelt. Aber auch abgesehen von diesen geschichtlichen Gründen, ist die Biblische Geschichte ein unschätzbares Erziehungsmittel

2. aus pädagogischen Gründen:

a) Um die Aufmerksamkeit der Kinder zu wecken und gespannt zu halten. Sie wissen aus Erfahrung, welche Zauberkraft eine schöne Erzählung auf das Kind, auch auf den größten Wildfang, ausübt. Die Münchener Methode leitet mit guten erziehlichen Gründen die Erklärung der Katechismuswahrheiten in der ersten Hauptstufe, also in der Darbietung, grundsätzlich mit einer Erzählung ein. Bei den biblischen Erzählungen kommt noch der Zauber der religiösen Weihe hinzu. Kein Firdusi und keiner unserer deutschen Klassiker hat uns so kindlich einfache und ewig jugendschöne Erzählungen geschenkt wie die Geschichten vom ägyptischen Joseph oder vom Kinde Moses. Man sagt, wir sähen aus unermeßbaren Fernen noch die Lichtwellen von Sternen, die in Wirklichkeit schon untergegangen seien; die Biblische Geschichte ist solch eine untergegangene und doch noch fortleuchtende Sternenwelt. Auch den Kleinen vor dem vierten Jahrgang leuchten diese ewigen Lichter, wenn nur die Lehrenden verstehen, selber Kind zu werden und als Kind in das Himmelreich der Kinderseele einzudringen.

b) Um die Katechismuslehren zu veranschaulichen. In der Biblischen Geschichte zieht ein großer Teil der übersinnlichen Wahrheiten des Katechismus in lebenden Bildern am Auge

der Kinder vorüber, und Kinder lernen so gerne mit den Augen. In dem Patriarchen Jakob, der mutterseelenallein unter freiem Himmel übernachtet, ist der begriffliche Vorsehungsgedanke anschaulich verkörpert. Joseph läßt, auf fremder Erde sterbend, seine Kinder schwören: Wenn einmal die Stunde des Auszugs schlägt, nehmt die Gebeine eures Vaters mit und begrabt sie wieder im verheißenen Lande — ein lebendiger Unterricht über den Glauben an Gottes Verheißungen. In David, dem leibhaftigen Psalm auf die Güte Gottes, ist der Begriff von der göttlichen Barmherzigkeit Mensch geworden. Die Heiligkeit des vierten Gebotes ist in Absalom, die Kraft des Gebetes in Tobias plastisch-dramatisch veranschaulicht, und so haben noch viele andere Lehren des Katechismus in biblischen Gestalten Fleisch und Blut angenommen. Darin ruht der unschätzbare erziehliche Wert der Biblischen Geschichte im Rahmen des religiösen Unterrichtes. Die Propheten haben ihr Lehrwort durch Sinnbilder beleuchtet, Gott selber hat, namentlich im Kindheitsalter des Offenbarungsvolkes, den Erlösungsgedanken in großartigen Tatsachen, wie in der ehernen Schlange und in persönlichen Vorbildern, in einer herrlichen Reihe von lebenden Schattenbildern des Messias, veranschaulicht. Die Verbindung von Katechismus und Biblischer Geschichte entspricht also ganz dem Geiste prophetischer und göttlicher Erziehungskunst.

c) *Um den Glauben an die geschichtliche Wahrheit der Offenbarungsreligion zu stärken.* Das Kind muß seine biblischen Geschichten von den Geschichten der Großmutter, von den Märchen aus „Tausend und eine Nacht", von „Hänsel und Gretel" unterscheiden lernen. Es muß wissen: Die Geburt des Herrn in Bethlehem und sein Aufenthalt in Nazareth, sein Lehren und Leiden, sein Sterben und Auferstehen sind geschichtliche Tatsachen. In einer Zeit, in der man den Inhalt des Katechismus als leere Ausgeburt der religiösen Phantasie des gern fabulierenden Morgenlandes und als Seitenstück der Götterlehre des Buddhismus hinstellen will, ist es gut und notwendig, den

geschichtlichen Charakter der Offenbarung tief ins Bewußtsein zu schreiben.

3. Die Biblische Geschichte ist aber für sich allein kein gleichwertiger Ersatz für den Katechismus. Aus der katholischen Lehre von der Zweiheit der Glaubensquellen (Bibel und kirchlichen Erblehre) folgt, daß aus der einen von diesen zwei Quellen, aus der Bibel allein, nicht der ganze Wahrheitsgehalt des Glaubens uns zufließt, daß also die Biblische Geschichte, die zudem nur ein Stück von der Bibel ist, nicht die ganze religiöse Bildung vermitteln kann. Evangelische Kollegen mögen schließlich in folgerichtiger Anwendung ihres Bibelprinzips von der Sola scriptura den Katechismus ganz aus dem Religionsunterricht ausschalten, für den Katholiken kann die Biblische Geschichte nicht zum Katechismus werden. Der Religionsunterricht wird in Ausübung einer kirchlichen Sendung erteilt, kann also von den grundlegendsten Lehren der Kirche — eine solche ist die von der Zweiheit der Glaubensquellen — nicht absehen.

Zu diesem dogmatischen Bedenken kommen unterrichtlich-erziehliche Gründe. Die Biblische Geschichte ist keine systematische Darstellung der Glaubens-, Sitten- und Gnadenlehre, wie es der Katechismus ist. Nun aber muß jeder planmäßige, zielbewußte Unterricht über irgend ein Fach auf einer systematischen Darstellung des betreffenden Lehrstoffes sich aufbauen. Am allerwenigsten kann der Religionsunterricht, dessen Lehrinhalt positiv gegeben und nicht als Strandgut vom Strome der Geschichte angeschwemmt ist, durch eine rein geschichtliche Behandlung sein Lehrziel erreichen. Auch für die Theologen der Hochschule kann die Dogmengeschichte die planmäßig geordnete Dogmatik nicht vollwertig ersetzen. Das gleiche gilt für das Wertverhältnis von Biblischer Geschichte und Katechismus in der Volksschule.

Wer dem Kinde zumutet, es solle sich, wenn auch an der Hand des Lehrers, sein ganzes religiöses Wissen aus der heiligen Geschichte ableiten, mutet dem Kinde eine geistige Reife des Urteils

zu, die das Schulkind tatsächlich nicht besitzt, gründet also seine Forderung auf eine falsche Voraussetzung. Der seit Lessing so viel angeführte Satz: „Lieber irregehen auf der Suche nach der Wahrheit, als sich von andern den rechten Weg zeigen lassen", verkennt das letzte Ziel der Erziehung. Gewiß verfolgt der Unterricht auch die Absicht, das Suchen nach Wahrheit zu lehren; aber das letzte Ziel des Unterrichtes ist der Besitz der Wahrheit, nicht das Irregehen. Der Verfasser des „Armen Heinrich" könnte ebensogut sagen: Lieber schlecht schreiben und ein unsinniges Deutsch reden, als sich von andern die Gesetze der Schönschreibkunst und deutschen Sprachlehre zeigen lassen. Der Geistesverfassung des Kindes entspricht viel mehr ein Unterricht, der den Lehrstoff in klarer und bestimmter Fassung dem Kinde vorlegt, wie das im Katechismus geschieht.

Ich weiß wohl, unter den Pädagogen, welche den Religionsunterricht von den „starren Formeln" des Katechismus befreien und in Anlehnung an die biblischen Erzählungen geben wollen, finden sich auch Namen von bestem Klange, deren Träger es mit der wahrhaft religiösen Erziehung der Jugend ernst und heilig nehmen. Bei aller Achtung vor diesem guten Willen möchte ich ihnen außer den angegebenen Gründen aber doch noch das eine zu bedenken geben: Um alle Katechismuswahrheiten durch mehr oder minder gewalttätige, revolver-exegetische Ausdeutung aus den heiligen Geschichten herauszuklügeln, müßten die biblischen Erzählungen mit einem solchen Ballast von dogmatischen Nebenrechnungen und moralischen Erwägungen beschwert werden, daß ihre eigenartige Schönheit und köstliche Einfachheit nicht mehr zur Geltung käme. Diese Lehrweise müßte also auf die Dauer den Geschmack an der so verwässerten Biblischen Geschichte verleiden und den biblischen Geschichtsunterricht von seinen eigenartigen erzieherischen Zielen ablenken. Die Biblische Geschichte ist aus geschichtlichen und aus erzieherischen Gründen eine unschätzbare Hilfe für den Religionsunterricht, aber kein vollwertiger Ersatz für den Katechismus.

Zweite These: Die Schulbibel kann nur Teilbibel, nicht Vollbibel sein und soll soweit als möglich dem Wortlaut, in jedem Fall dem Geiste der Bibel treu bleiben, aber — auch hier wieder ein Aber — so, daß die dem abendländischen und besonders dem kindlichen Geiste fremden Ausdrucksformen in freier Umarbeitung verdeutscht werden.

Auch protestantische Pädagogen haben sich gegen die Beibehaltung der Vollbibel in der Volksschule ausgesprochen. Die Heilige Schrift als Ganzes ist für sittlich reife Leser geschrieben, nicht für sittlich unreife Kinder. Schon im Alten Bunde waren einige Bücher, wie Ezechiel und das Hohelied, wegen realistischer Derbheiten als Jugendbuch verboten; noch viel notwendiger ist diese Vorsicht gegenüber den Kindern von heute, die in einer weniger unbefangenen Umgebung aufwachsen. Auch andere Bücher, medizinischen oder polizeistatistischen Inhalts z. B., sind an sich gut und nützlich, und doch wird kein Freund der Jugend sie in der Kinderstube auf die Bank legen. Wenn die Kirche den wesentlichen Inhalt der Offenbarungsurkunden nach dogmatischen und pädagogischen Gesichtspunkten in einer Auszugsbibel für die Kinder zusammenstellt, handelt sie im Geiste Gottes, der ebenfalls in den Kindestagen des Alten Bundes auf die sittliche Unreife seines Volkes erzieherische Rücksicht nahm.

Eine rechte Schulbibel ist ebenso wie ein rechter Katechismus eine erzieherische Tat. Die biblischen Erzählungen bergen ihren göttlich-ewigen Kern manchmal in einer orientalisch-vergänglichen, uns fremdartigen Schale. Ohne sie in ihrem inneren Wesen zu verkrüppeln, müssen doch in jeder Übersetzung, um so mehr in einer Schulbibel, aus unterrichtlichen, zuweilen auch aus künstlerischen Gründen die schreiendsten Orientalismen und Hebraismen in unsere Redeformen umgegossen werden. Natürlich muß eine Schulbibel auch reich und schön und vor allem richtig mit Bildern ausgestattet sein und möglichst so, daß die Erklärung vom Eingang der Stunde an an das Bild sich anlehnen kann. Man stelle das Schöne in den Dienst des Wahren und Guten! Abgesehen vom

ästhetischen Bildungswerte solcher Bilder, halten sie den Geist des Kindes gesammelt, lassen das Kind die Begebenheit miterleben und führen es in fünf Minuten tiefer in das Verständnis eines Ereignisses ein, als ein bilderfeindlicher Puritaner in fünfzehn Minuten durch bloße Worte fertig brächte. Erwachsene, die den Wortlaut der Biblischen Geschichte längst vergaßen, entsinnen sich oft noch eines Bildes derselben — ein Beweis zugleich für den gedächtnistechnischen Wert der Bilder. Die Schulbibel von Ecker bedeutet sicher unter dem Gesichtspunkt der archäologisch treuen Bilderkunst einen Fortschritt.

Die Einführung einer neuen Schulbibel gehört ebenso wie der neue Katechismus vor den Richterstuhl der kirchlichen Behörde, nicht vor den der einzelnen Lehrkraft. Auch die Rechtschreibung und Auswahl des Lesebuches in der Schule ist nicht dem Belieben der einzelnen Lehrpersonen anheimgegeben. Persönliche Wünsche müssen dem Wohle der Sache geopfert werden. Deshalb, weil uns heute die Antwort des Katechismus: „Ungefähr 4000 Jahre nach Erschaffung des Menschen", oder die Biblische Geschichte vom Gelübde Jephtes in der Eckerschen Deutung nicht gefällt, können wir nicht morgen ein neues biblisches Geschichtsbuch im Unterricht einführen. Wohl aber mögen Lehrerinnen und Lehrerinnenvereine Beobachtungen und aus der Erfahrung hervorgegangene Vorschläge in dieser Richtung in ihrer Sammelmappe schriftlich hinterlegen, um sie gegebenenfalls der kirchlichen Behörde zur Verfügung zu stellen. Es ist wie ein Raub an der Schule, wenn eine im Erziehungswesen ergraute Lehrerin gar alle ihre Erfahrungen mit ins Grab nimmt.

Dritte These: Der biblische Geschichtsunterricht soll mit allen Hilfsmitteln der modernen Methodik und Technik gegeben werden, aber so, daß jede Methode den Offenbarungscharakter der Biblischen Geschichte und die religiösen Ziele der Bibelkatechese zur Geltung bringt.

Der übernatürliche Charakter der Offenbarungsgeschichte im Unterschied von allen zeitgeschichtlichen und unterhaltungsgeschicht-

lichen Erzählungen bleibt nicht genügend gewahrt in der neuesten Lehrart der sog. „Lokalisierung" der Biblischen Geschichte. Gewiß lebt der Heiland in der Vorstellung des Kindes in Menschengestalt, also in wirklichen, räumlich umgrenzten und von bestimmten Natur- oder Lebensverhältnissen umrahmten Maßen. Gewiß muß die Schule dieses Vorstellungsvermögen des Kindes durch den Hinweis auf die dem Kinde bekannten Lebensverhältnisse unterstützen. Der Heiland oder eine andere erhabene biblische Gestalt dürfen aber nicht in die Prosa des heutigen Gassenlebens und in die Gesellschaft einer Dorfschenke gezerrt werden. Der Glorienschein eines höheren Wesens, der das Haupt des Heilandes in den Augen des Kindes umstrahlt, würde dabei an Strahlenglanz verlieren, ähnlich wie wenn das Kind einen Mann aus einer zigeunernden Schauspielertruppe heute in verlumptem Anzug Scheren schleifen sieht, den es gestern abend im „Passionsspiel" in der Rolle des kreuztragenden Heilandes sah. Man mag meinetwegen mit der englischen Bilderbibel die Apostel nach einem Beduinenlichtbild, also im morgenländischen Gewand von heute, darstellen. Es war aber eine künstlerische und erzieherische Sünde, daß auf der letzten Pariser Weltausstellung auf einem Bilde „Gastmahl im Hause des Pharisäers" die Apostel in modern-abendländischem Gesellschaftsanzug, in Frack und weißer Halsbinde, dargestellt wurden. In den Folgen führt die Behandlung der Bibel, wie sie von der Lokalisierungsmethode angestrebt wird, auf die gleiche Verweltlichung der Biblischen Geschichte hinaus, wenn auch in weniger schreienden Formen.

Im übrigen mögen alle guten Fortschritte der modernen Unterrichtsweise und alle Errungenschaften der Unterrichtstechnik auch dem Bibelunterricht dienstbar werden. Ich denke vor allem an die Hilfsmittel zur Veranschaulichung des Lehrstoffes durch Landkarten, Wandtafeln, vielleicht auch durch einen Bilderatlas zur Bibelkunde und — lassen Sie mich einen prophetischen Blick in die Zukunftskatechese werfen — durch Projektionsapparat

und Kinematographen. Die Abdunklung des Schulzimmers mag auf Schwierigkeiten stoßen. Für den Unterricht wäre es aber ein kaum zu überschätzender Vorteil, wenn die Lehrerin eine biblische Geschichte mitsamt der Szenenfolge an großen, für alle Kinder gleichzeitig sichtbaren Bildern mit dem Deutestock bis ins kleinste erklären könnte. Die Hochschule erhält die Mittel zu Projektionsapparaten für Kunstgeschichte; viel notwendiger wären solche Veranschaulichungsmittel für die Biblische Geschichte vor den geistig unreifen Kindern der Volksschule. Man spare lieber das Geld einer Palästinareise, deren Reinertrag für die religiöse Bildung ohne lange sprachliche, geschichtliche und biblische Vorstudien sehr häufig den Erwartungen und Ausgaben nicht entspricht, und zaubere dafür das Palästina der biblischen Zeit in Lichtbildern in die Kinderschule. Warum soll die Technik des wandernden Lichtbildes immer nur den Zwecken der Unterhaltung und nicht auch den Zwecken des Unterrichtes zugute kommen?

Vierte These: Der biblische Geschichtsunterricht soll die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft berücksichtigen, aber nur in dem Maße, als die Unterrichtszwecke der Volksschule es erlauben, und unter Ausschluß aller unsichern Annahmen.

1. Wie der Unterricht in Naturkunde oder in vaterländischer Geschichte die Fortschritte der wissenschaftlichen Forschung auf diesen Gebieten nicht einfach übersehen darf, kann auch der biblische Geschichtsunterricht gegen sichere und allgemein bedeutsame Ergebnisse der biblischen Wissenschaft und der Hilfswissenschaften die Augen nicht verschließen. Die Wahrheit ist das höchste Gesetz eines jeden Unterrichtes. Die Worte der Heiligen Schrift sind Gottesworte und unfehlbare Richtlinien unseres Glaubens; die theologischen Auslegungen der Heiligen Schrift sind keine Gottesworte und keine unfehlbaren Glaubenssätze. Es ist möglich, ja unausbleiblich, daß manche Auslegung veraltet und über kurz oder lang berichtigt wird, — die Heilige

Schrift und unser Bibelglaube werden von solchen Berichtigungen nicht berührt. Es sollte auch in der kleinsten Dorfschule nicht mehr gesagt werden, die Weltschöpfung habe sich in einer Zeitspanne von 6 × 24 Stunden abgespielt. Die glattgespülten Kieselsteine und die versteinerten Muscheln, die sich zuweilen auf hohen Bergen finden, erinnern nicht an die Sintflut (eine halbjährige Flut glättet keine Kiesel), sondern an vorgeschichtliche Zeitabschnitte des gewaltigen Erdbildungsprozesses. Die allgemeine Ausdehnung der Sintflut über die ganze Erdoberfläche wird heute nur noch ganz vereinzelt behauptet; die meisten katholischen Erklärer nehmen eine räumlich beschränkte Flut an, um nicht zur Ausgleichung des biblischen Berichtes mit der Naturwissenschaft eine ganze Wunderflut annehmen zu müssen. Der Sonnenstillstand in der Schlacht gegen die Amorrhiter war ein Wunder, aber kein astronomisches, sondern ein optisches, d. h. es wurde nicht das ganze Uhrwerk der Sonnen- und Sternensysteme zum Stillstand gebracht, es wurde durch irgendeinen Leuchtkörper der natürlichen Lichtwelt, also so, daß auch hier das Wunder die Natur zur Grundlage nahm, Tageshelle über Sonnenuntergang hinaus gespendet. Für den biblischen Schriftsteller, der als Kind seines Volkes nach dem Augenschein urteilte und sich nicht streng astronomisch ausdrückte, war es, als ob die Sonne nicht untergegangen wäre. Aus dieser Bibelstelle kann aber weder für noch gegen die Umdrehung der Erde um die Sonne ein Offenbarungsbeweis gefolgert werden. Der Text: „Sonne, bewege dich nicht", konnte also Galilei, dem Begründer des heliozentrischen Weltsystems, nur in angewendetem Sinn auf das Grab in Krakau geschrieben werden. Andere für den Religionsunterricht beachtenswerte exegetische Ergebnisse, über welche heute die Akten der Forschung geschlossen sind, wurden im Laufe des Lehrganges, namentlich im Anschluß an den Bibel-Babel-Vortrag, besprochen.

2. Auch unsere vierte These hat eine Zusatzthese: „*unter Ausschluß aller unsichern Annahmen*". Nicht alles, was in irgend einem gelehrten Kopfe geboren wurde und in

engeren Fachkreisen zur Verhandlung steht, kann ohne weiteres sofort auch als Zankapfel in die weiteren Volkskreise und in die Volksschule geworfen werden. Die Pentateuchkritik, ein Schoßkind der modernen Bibelwissenschaft, rechnet die nichtmosaische Herkunft der sog. mosaischen Bücher und die liturgisch-priesterliche Überarbeitung der älteren Literatur zu den Einmaleins-Wahrheiten der Bibelerklärung. Und doch haben die 1887 gefundenen Schrifttafeln von Tell el-Amarna großartig bestätigt, daß im Zeitalter des Moses das Schreibwesen, besonders die Gewohnheit, wichtige Urkunden auf Steintafeln zu schreiben, im Kulturkreis von Ägypten in erstaunlicher Vollendung ausgebildet war. Geheimrat v. Scholz-Würzburg kam nach jahrzehntelangen ernstesten Studien zu dem Ergebnis: „Der Annahme, daß das mosaische Gesetz mosaischen Ursprungs sei, die zudem geschichtlich einhellig bezeugt ist, steht kein geschichtlicher Grund entgegen; vielmehr spricht alles für deren Richtigkeit" (Rektoratsrede 1893, S. 16 f.). Freilich hält er auch die anderseitige Annahme, die das ganze Werk bis auf das letzte Kapitel und den letzten Vers aus der Hand und den Tagen des Moses herstammen läßt, für ebenso einseitig wie die Behauptung, die Entstehungszeit des ganzen Fünfbuches bis auf die letzte Zeile sei selbst in seinen ältesten Teilen erst Jahrhunderte nach Moses anzusetzen. Der Versuch der literaturvergleichenden Schule, die Jonaserzählung als Seitenstück oder gar als Nachdichtung der ägyptischen Osirislegende oder des babylonischen Mythus von Istars Hadesfahrt hinzustellen, kann vor dem Richterstuhl kritischer Nachprüfung nicht bestehen. Die Wächter am Heiligtum der Schule sollen für solche Zeitfragen ein offenes Auge haben, sollen aber nicht jede Behauptung, die in irgend einem Blatt oder im Lehrerzimmer vorgetragen wird, gleich für bare Münze nehmen, noch weniger die Kinder damit überladen.

3. Gewiß muß der Religionsunterricht im allgemeinen, also auch der biblische Geschichtsunterricht, eine Schule für das Leben sein und die Kinder gegen spätere Angriffe auf den heiligen

Glauben panzern. Wir können aber doch nicht den ganzen Strom wissenschaftlicher Tagesfragen in die Kinderschule leiten. An Fortbildungsschulen und Mittelschulen, deren Schüler durch Hintertreppenliteratur oder sonstige Zuflüsterungen in religionsfeindlichem Sinne leichter in derartige Tagesfragen eingeweiht werden, ist natürlich ein gründliches Wort der Aufklärung über diese Frage zu reden: z. B. ob Christus wirklich nur eine zweite Auflage von Buddha oder Sokrates, ob die Dornenkrönung Christi eine höhnische Nachäffung eines ägyptischen Fastnachtscherzes, ob die Feier der heiligen Kommunion wirklich mit den Mithramysterien etwas zu tun habe, und andere Fragen, über die das „Handbuch zur Biblischen Geschichte" von Schuster-Holzammer, im alttestamentlichen Teil von Domdekan Prälat Selbst in Mainz (1910 in 7. Aufl.!) neubearbeitet, trefflichen Aufschluß gibt. In der Volksschule aber sind der Behandlung derartiger Streitfragen die engsten Grenzen gezogen. Das Kind kann höchstens tropfenweise aus dem Strome solcher Zeitfragen trinken, so wie das Vöglein am Ufer des Rheinstromes trinkt; eingetaucht in den Strom, würde es ertrinken. Wir können die Schule doch nicht zum Tummelplatz aller möglichen Tagesfragen machen. Die brennendsten Fragen der bibelwissenschaftlichen Aussprache von heute (über Verfasser und Entstehungszeit eines biblischen Buches, über Entstehungsweise, d. i. ob ein Buch aus verschiedenen Quellen herausgearbeitet oder von einer späteren Hand überarbeitet, über den textlichen Zustand u. a.) liegen den Unterrichtszwecken der Volksschule meilenweit ferne. Nur die Frage nach dem literarischen Charakter eines Buches berührt sich mit erzieherischen Fragen, insofern die Erzählungen über Judith, Tobias und Daniel nur als geschichtliche Begebenheiten, nicht in allegorischer Auslegung dem Kinde verständlich sind. Der Zweck dieses Ferienkurses war, zunächst uns selber über Golfströmungen im modernen Geistesleben zu unterrichten. Wieviel wir davon den Schulkindern mitteilen, muß dem pädagogischen Takt und der Kardinaltugend der Klugheit überlassen bleiben.

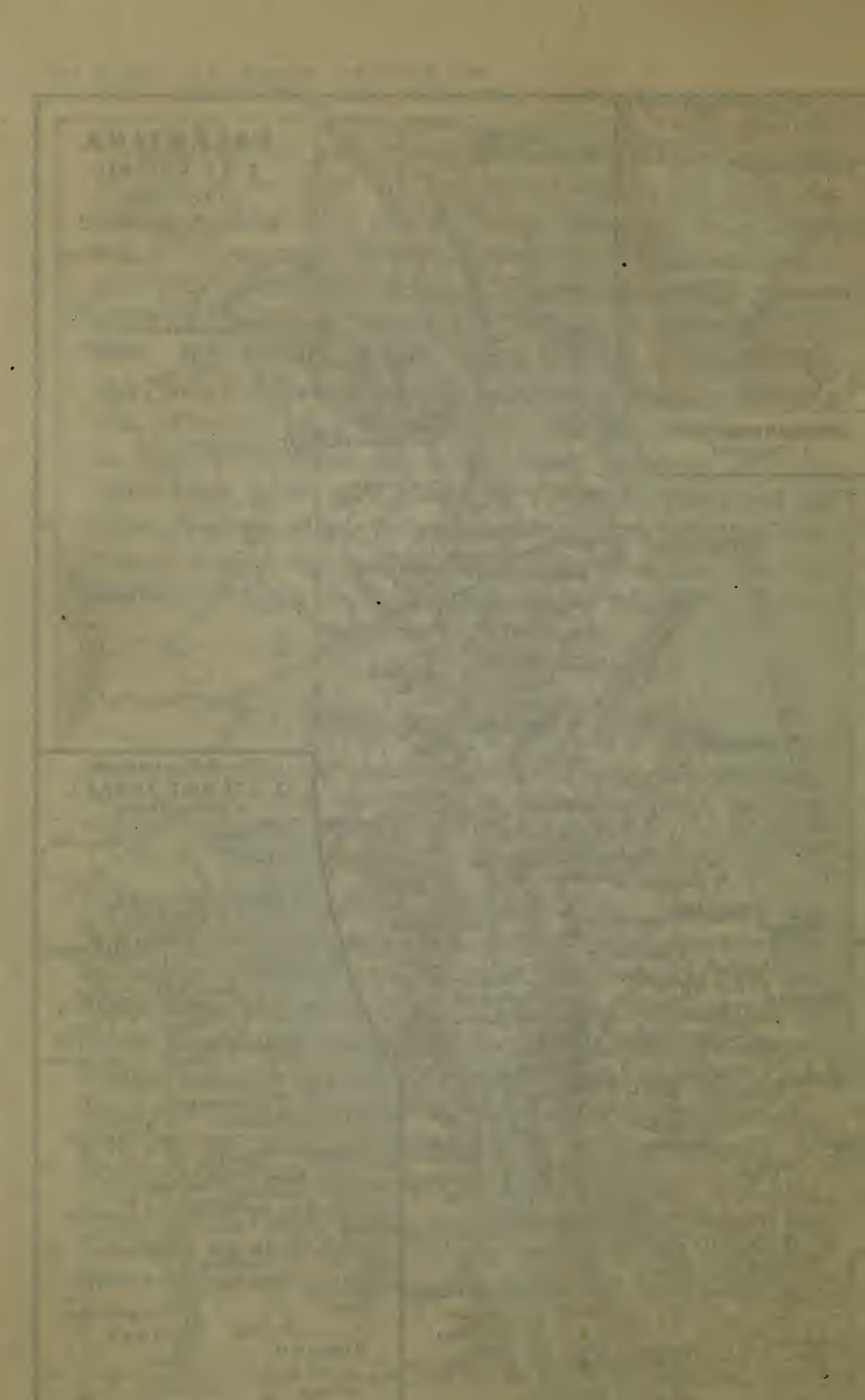
Halten Sie es für eine erhabene Aufgabe, Religionsunterricht zu geben an der Hand des Katechismus und an der Hand der Biblischen Geschichte! Mit zündendem Wort hat der göttliche Lehrmeister auf dem Wege nach Emmaus das herrliche Heilspanorama der Biblischen Geschichte vor den Augen seiner Jünger aufgerollt. Rufen Sie, wenn Sie biblischen Geschichtsunterricht geben, diesen Meister in Ihre Schule und bitten Sie ihn, daß auch Ihren Schülern in der Bibelkatechese das Herz warm werde. Der Heiland ist der beste Lehrer der Biblischen Geschichte, weil die Biblische Geschichte mit seinem Blute geschrieben und von seinem Geiste beseelt, weil er als das persönliche Gotteswort die menschgewordene Bibel ist. Sie reichen Ihren Schülern den Heiland in einer Art geistiger Kommunion, wenn Sie ihnen die Biblische Geschichte im Geiste des Heilandes erklären.

V. Die Bühne der biblischen Geschichte.

Vortrag auf dem Katechetentag zu Aschaffenburg am 24. September 1906; daher die wiederholten katechetischen und pädagogischen Fingerzeige; erstmalig gedruckt in den „Katechetischen Blättern" 1906, Nr. 11 u. 12, S. 18 bis 27 (Kempten, Jos. Kösel). Hierzu eine Karte von Palästina.

Jeder Arbeiter im Weinberg der Schule kennt die große erziehliche Bedeutung der biblischen Geschichte im Rahmen des religiösen Unterrichtes. Jeder Lehrer weiß aus eigener Erfahrung, wie empfänglich die Kinder für die unsterblich schönen Erzählungen vom ägyptischen Joseph oder vom kleinen Samuel sind, und wie tief diese lebenden Bilder für das spätere Leben in die Seele sich einsenken. Die biblische Geschichte ist aber nicht bloß ein Mittel der Erziehung für die Katechumenen, sie ist auch ein Leitfaden der Erziehung für die Katecheten. Die planvolle Art, wie Gott auf ewigen Wegen die Menschheit im ganzen den Zielen seiner Offenbarung entgegenführte, enthält in großen Zügen zugleich die beste Weise der


PALÄSTINA
z. Zt. Christi
1:2.000.000
0 10 20 30 40 50
Kilometer
See Genesareth
1:700.000
Chorazain
Bethsaida Julias
Kapharnaum
Galiläisches Meer, See Genesareth, See Tiberias
Magdala
Gamala
Tiberias
Gergesa
Hamath
Sennabris
Jordan
Jarmuk
Die Gebiete der
12 STÄMME ISRAEL
Levitenstädte
MITTELLÄND. MEER
Berytus
Sidon
Sarepta
Tyrus
Libanon-Gebirge
Ituraea
Hermon-Geb.
Abila
Pharphar
Damaskus
SYRIEN
Litani
Dan
Caesarea Philippi
Semechonitis-See
Basan
Trachonitis
Kanotha
Hauran-Geb.
Ptolemais
(Haifa)
Karmel-Geb.
Merom
Rama
Chorazain
Kapharnaum
Bethsaida Julias
See Genesareth
Magdala
Tiberias
Gergesa
Jarmuk
Kana
Bg. Tabor
Nazareth
Nain
Gadara
Ebene Jezrael
Jezrael
Thanach
Bethsan
Pella
Gelboe
Jabes
Dothain
Caesarea
Ebene Saron
Bethulia
Samaria
Sichem
Jakobsbrunnen
Bg. Garizim
Gerasa
Jabok
Galgala
Galaad
Antipatris
Arimathäa
Silo
Geb. Galaad
Joppe
Lydda
Thamnata
Ephraim
Bethel
Quarantania
Jamnia
Modin
Emmaus
Rama
Bg. Jericho
Gabaon
Galgala
Ajalon
Kariath Jarim
Ölberg
Bethanien
Jerusalem
Hesbon
Bg. Nebo
Thimmath
Askalon
Gath
Socho
Bethlehem
Eben Ezer
Hain Mambre
Hebron
Gaza
Sikeleg
Engaddi
Machärus
Ziph
Besor
Kerioth
Masada
Rabbath Moab
Idumäa
Bersabee
Salztal
Wüste Juda
Totes Meer (Salzmeer)
Kir Moab
Sodoma
Rehoboth
Thamar
Gomorrha
Segor
Edom
Moab
Peräa
Judäa
Galiläa
Phönizien
Gebirge Juda
35 östl. v. Greenwich
Sidon
Damaskus
Aramäer
Tyrus
Kades
Lais
Dan
Hazor
Manasse
Akka
Asser
Naphtali
Rehob
Zabulon
See Genesareth
Astaroth
Jarmuk
Tabor
Issachar
Megiddo
Bethsan
Machanaim
Thanach
Gad
Manasse
Sichem
Jabok
Silo
Pniel
Joppe
Ephraim
Amoriter
Ammon
Dan
Bethel
Jericho
Gabaon
Jaezer
Benjamin
Hesbon
Askalon
Gath
Jebus
Bg. Nebo
Juda
Ruben
Gaza
Hebron
Hethiter
Arnon
Philister
Salzmeer
Gerar
Rabbath Moab
Bersabee
Moab
Simeon
Zoar
Amalek
Edom
Horma
Midian



Einzelerziehung. Die Geschichte der Offenbarung ist ein Lehrkurs der Pädagogik.

Mein Thema: „Palästina als Bühne der biblischen Geschichte", ist in dieser Fassung nach zwei Seiten abgegrenzt. Es handelt sich nicht um eine vollständige Erdkunde des Heiligen Landes, sondern nur um jene geographischen Eigenschaften, welche zur biblischen Geschichte irgendwelche Beziehung und damit für den Bibelunterricht irgendwelche Bedeutung haben. Es handelt sich auch nicht um das heutige Palästina, etwa gar um eine Reisebeschreibung; das heutige Palästina ist nicht mehr Bühne der biblischen Geschichte. Die biblische Geschichte, soweit sie auf der Bühne von Kanaan sich abspielte, begann im Vorspiel mit dem Tage, an welchem Abraham zum erstenmal den Fuß über die Schwelle Kanaans setzte, und endete mit dem Tage, an welchem Petrus, das Angesicht nach Rom gewendet, den Staub des Landes Kanaan von seinen Füßen schüttelte. Der Einzug des Patriarchenfürsten und der Auszug des Apostelfürsten sind die beiden Marksteine — terminus a quo und terminus ad quem — der hier in Betracht kommenden biblischen Geschichte.

Mit diesem Thema führe ich allerdings aus dem Gebiete der brennenden Tagesfragen über die katechetische Lehrweise hinweg auf ein wenig begangenes Grenzgebiet der Katechese und Exegese. Doch hoffe ich, wenn ich auch von den formalen Fragen der gegenwärtigen Katechetik um einen Sabbatweg abschwenke, dafür an Lehrstoff einen Beitrag zu liefern zur Lösung einer großen Aufgabe, die dem zukünftigen Religionsunterricht ohne Zweifel gestellt ist.

I.

Bei jedem Volk haben die physikalische Natur, die klimatische und geologische Eigenart des Landes am Charakter des Volkes mitgeprägt. Im neapolitanischen Klima kann auch ein Mann von guter deutscher Art zu einem Lazzaroni werden. Bei jedem Volk hat die Natur des Landes auch an der Kunst des Volkes mitgemalt: die Kunstsammlung einer seefahrenden Nation zeigt ein

ganz anderes Gesicht als das Museum eines binnenländischen Volkes. Bei jedem Volk hat die Natur des Landes auch an der Geschichte des Volkes mitgebaut, und darum kann kein Geschichtsunterricht von der physikalischen Erdkunde des geschichtlichen Schauplatzes vollständig absehen.

Nun aber hat kein Land dem Volke des Landes seine Eigenart so stark aufgeprägt wie das Land der Offenbarung dem Volke der Offenbarung, solange es dieses Volk in seinem Schoße trug. Die Synagoge von heute ist freilich nicht mehr Gottesbraut, nicht mehr Herberge des Gottesreiches, nicht mehr Vorbild der Kirche wie die Synagoge des Alten Bundes. Hier ist nur von jenem Israel die Rede, das in der guten alten Zeit den bestimmten, gottgegebenen Beruf hatte, die Offenbarung eine Zeitlang in den Zelten Sems zu hüten und in der Fülle der Zeiten den andern Völkern zu vermitteln. Mit diesem Beruf wurde dem Volke gleichzeitig als erste Mitgift seiner bräutlichen Ausstattung ein ganz bestimmtes Land als Wohnung zugewiesen: das Land Kanaan oder, wie es später von den Griechen getauft wurde, das Land Palästina. Nicht persönliche Wanderlust hatte den Stammvater des Volkes den Hirtenstab mit dem Wanderstab vertauschen lassen; mit 75 Jahren verspürte Abraham gewiß persönlich wenig Lust, die Heimat in Chaldäa zu verlassen. Nicht der Zufall einer Völkerwanderung hatte das Volk aus Ägypten in das Jordanland verschlagen; eine besondere Leitung der Vorsehung hatte den Stammvater vom Euphrat herüber und das Volk vom Nil herauf in das Land der Verheißung geführt. Wie nun Gott in dem großen, auf die allmähliche Erziehung der Menschheit angelegten Erlösungsplan durchweg die natürlichen Verhältnisse für seine Gnadenziele erziehlich verwertet, so vermuten wir zum voraus, daß auch in der Auswahl Kanaans als Bühne der Offenbarung eine tiefe Absicht Gottes zum Ausdruck kommt, und tatsächlich erkennen wir, wenn wir einen Blick hinter die Kulissen dieser Bühne zu werfen suchen, einen tiefinneren Zusammenhang zwischen der physikalischen Geographie von Palästina und dem

biblischen Geschichtsdrama auf der Bühne von Palästina, einen tiefinneren Zusammenhang zwischen dem natürlichen Charakter dieses Landes und dem übernatürlichen Berufe des Volkes, das in diesem Lande zu Diensten der Offenbarung erzogen werden sollte.

In der heiligen Literatur des Alten Bundes spiegeln sich die Naturverhältnisse Kanaans in tausend Farben wider. Die biblischen Dichter und Propheten haben gerade ihre schönsten Bilder dem heimischen Boden entliehen. Oft genug müssen wir, um die biblischen Dichter zu verstehen, ins Land der Dichter gehen. Der Heiland selber hat es nicht verschmäht, in seinen Bildern und Gleichnissen, überhaupt in seinen natürlichen Anschauungen, das Kind von Palästina zu sein. Wer diesen Widerschein der Natur in der biblischen Literatur nicht erkennt, weiß hundert Schönheiten der Heiligen Schrift nicht zu deuten. Ich rede aber nicht weiter vom Zusammenhang von Land und Literatur, ich rede vom Zusammenhang von Land und Volk.

Den Propheten gilt Kanaan als „heiliges Land", als Gottes unveräußerliches Eigentum, das nur mietweise dem Volke seiner Wahl überlassen war. Wie ein unauslöschlicher Anspruch ruht Gottes Eigentumsrecht auf diesem Lande. Jede Sünde auf diesem Erdboden gilt darum wie der Gottesraub in einem Gotteshause als eine Entweihung der von Gott geweihten Erde, als ein Blutflecken am Schemel seiner Füße: „Ihr habt mein Land entweiht und mein Eigentum zu einer Stätte des Greuels gemacht" (Jer. 2, 7). Kein anderes Volk hat sein Land mit solchen Augen betrachtet.

Kein anderes Volk war mit seinem Lande so innig verwachsen. Der Israelit liebte in Kanaan nicht nur sein Vaterland; sein Gott und Gottes Offenbarung, sein Messias und die Zukunft seines Volkes, alle seine Hoffnungen waren in den Schollen Kanaans verankert. Hier waren die starken Wurzeln seiner Kraft, und so umklammerte er mit einer doppelten Vaterlandsliebe sein Vaterland und wollte auch aus übernatürlichen

Gründen ein Kind von Palästina sein. Jedes andere Volk hätte die Wegführung in die babylonische Verbannung leichter verschmerzt. Die Völker der Völkerwanderung haben auch in andern Ländern sich bald heimisch gefunden. Im Munde des verbannten Volkes am Euphrat sind die Klagelieder der Sehnsucht nach den heiligen Bergen der Heimat nie verstummt. Israel ohne Kanaan ist nach dem Bilde von Herder ein Baum in der Luft. Wenn heute noch Israeliten des Abendlandes in ihren alten Tagen nach Jerusalem ziehen, um in der Stadt ihrer Väter zu sterben, so glimmt hierin der letzte Funke jener innigen Liebe, welche ehedem Land und Volk verbunden hat.

II.

Nach dieser Feststellung des Vorsehungscharakters des Heiligen Landes im allgemeinen hebe ich nun einige Charakterzüge im einzelnen hervor, die das Land in einer tieferen Beziehung zum Beruf des Volkes und zur Geschichte der Offenbarung erscheinen lassen, an erster Stelle die Lage Palästinas im Mittelpunkt der alten Welt.

Ezechiel (38, 12) hat das Land in der drastischen Sprache der Propheten den „Nabel der Erde", den Mittelpunkt der Erde genannt. Wenn Israel nach göttlichem Plane das Volk der Mitte war, das den Funken der wahren Gotteserkenntnis wie in einem Brennpunkte in sich barg, um ihn später als helles Licht strahlenartig nach allen Punkten des Weltkreises erstrahlen zu sehen, dann war Palästina für diesen Zweck wirklich das Land der Mitte. Die Bibel steht auf dem geozentrischen Weltsystem, weil unsere Erde die Bühne der Erlösung, in dieser Hinsicht also trotz ihrer Winzigkeit im Vergleich mit andern Weltkörpern der Mittelpunkt des Weltalls ist. Aus dem gleichen Grunde gilt in der Heiligen Schrift Kanaan als Mittelpunkt der Erde. Nach seinem Umfang gemessen, war dieses Ländchen zwischen dem 33. und 31. Grad nördlicher Breite freilich nur ein Winkel der Erde, ein „Hinterländchen", wie es in den Keilinschriften genannt wird. Nach seiner Bedeutung für die Heilsgeschichte gewogen, war

es aber doch der Mittelpunkt der Erde, Kronland und Mutterland aller Länder, Angelpunkt der Weltgeschichte.

„Schöne Länder unsrer Zone,
Stolze hab' ich viel gesehn,
Du bist ihrer aller Krone,
Wo der Wunder viel geschehn.“
(Walther von der Vogelweide.)

Nach seiner geographischen Lage war Kanaan der Berührungspunkt der alten Kulturwelt. Von links durch das Mittelländische Meer, von rechts durch das Sandmeer der Arabischen Wüste zu einem schmalen Streifen zusammengedrängt, bildete das Land der Offenbarung über diese beiden Meere hinweg die Brücke, welche die Alte Welt in ihrer nördlichen und südlichen Hälfte zusammenhielt. Träger der Weltgeschichte und Kultur waren in der ganzen Zeit, in welcher die Geschichte Israels im Aufsteigen begriffen war, die Völker am Euphrat und Nil, also nördlich und südlich von Palästina. Als Griechenland und Rom in die Weltgeschichte eingriffen, war die Geschichte Israels bereits im Niedergange. Will man aber doch auch Europa, das sich geographisch als Halbinsel an Asien anlehnt, wegen seiner späteren Bedeutung für die Heilsgeschichte als selbständigen Erdteil betrachten, also drei Teile der Alten Welt annehmen, so lag Palästina immer noch wie kein anderes Land allen drei Erdteilen gleich nahe. Sem, Cham und Japhet reichten sich hier die Hand. Das Land der Offenbarung sollte zu Asien gehören, weil Asien die Wiege der Menschheit und der Ausgangspunkt aller Kultur war; es lag aber hart am Rande des asiatischen Erdteils, als sollte es schon durch seine Lage über Asien hinaus, besonders nach Europa hinüberweisen. Die Heimat der Bibel war also selbst ein Stück Bibel. Das Land, das die Propheten ernährte, war selbst ein Prophet, insofern es durch seine Lage im Mittelpunkt die allgemeine Bestimmung der Offenbarung für alle Weltteile verkündete und durch seine Lage am Rande von Asien wie der Finger eines Propheten die spätere Wegrichtung der Offenbarung

nach Europa hinüber andeutete. Mit tiefer Absicht hatte die Vorsehung das Volk der Offenbarung in einem zentral gelegenen Lande angesiedelt. So brauchten am Ende der Zeit nur die Schranken zu fallen, und der Offenbarung standen auf den Schultern der Apostel die Wege zu allen Völkern offen. Sem brauchte nur die Seile und Decken seines Zeltes weiter zu spannen, und Japhet wohnte in den Zelten Sems. Am ersten Pfingstfeste finden wir tatsächlich Vertreter aus allen Nationen der damaligen Welt in Jerusalem versammelt. Die Katechese über Pfingstfest und paulinische Reisen muß an die zentrale Lage von Kanaan erinnern.

Dieser erste erdkundliche Charakterzug von Palästina kam der Offenbarung aber mehr für die Welt im ganzen zugute, für die Geschichte des Evangeliums, für das Ende des Alten Bundes, für jene Zeit, in welcher das auserwählte Volk nicht mehr auserwähltes Volk war. Mir liegt aber mehr daran, solche Charakterzüge aufzudecken, welche das Heilige Land in einer besondern Beziehung zum Volke Israel, in seiner Einwirkung auf die Entwicklung der Geschichte Israels, also für die Zeit des Alten Bundes, erscheinen lassen. Hier tritt uns das Planmäßige und Großartige der göttlichen Weltleitung in einem herrlichen Bilde entgegen. Wir können es förmlich mit der Hand greifen, wie Volk und Land füreinander geschaffen und bestimmt waren, in gegenseitiger Rückwirkung aufeinander nach innewohnenden Gesetzen die ewigen Pläne Gottes verwirklichen zu helfen. Die biblische Erdkunde hat so gut wie die biblische Geschichte ihre Geheimnisse. Wenn die biblische Geschichte der Kinematograph göttlicher Heilsgedanken ist, dann ist das Heilige Land in seiner geographischen Gestaltung ein Projektionsbild göttlicher Pädagogik. So gleich im folgenden Charakterzug:

III.

Kanaan **war ein überaus fruchtbares Land.** Als ein Land, das von Milch und Honig fließe, d. h. dank dem Reichtum an fetten Weidetriften und Blüten Milch und Honig im Überfluß

liefere, war es von Gott verheißen. Milch und Honig sind nicht die höchsten, aber sozusagen die natürlichsten und unschuldigsten Geschenke des Bodens, die Nahrung der Kinder, unter allen Erzeugnissen der Landwirtschaft verhältnismäßig am wenigsten vom Fleiße der Menschenhand abhängig und gerade deshalb für die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens am bezeichnendsten. „Der Herr, dein Gott, führt dich in ein herrliches Land, in ein Land mit wasserreichen Bächen und Quellen, aus dessen Ebenen und Bergen ganze Ströme von Wasser entspringen, . . . in ein Land, wo du ohne Hunger dein Brot essen und alles im Überflusse haben sollst" (5 Mos. 5, 7—9). In der Wüste, im wasserlosen Lande, wurde dem Volke dieses wasserreiche Land verheißen. Es mag ihnen damals wie eine Fata Morgana in der Wüste erschienen sein. 5 Mos. 11, 10—12 wird Kanaan mit einem nicht zu pressenden dichterischen Bild dem Lande Ägypten gegenübergestellt: Das Land, wohin du ziehst, ist nicht wie das Land Ägypten, wo die Felder durch künstliche Bewässerung mit Nilwasser, also durch Menschenhand, getränkt werden; Kanaan wartet des Regens vom Himmel, der Herr selber hat die Pflege seines Gartens übernommen.

Außerbiblische Schriftsteller haben bis auf Hieronymus herab (zu Ez. 20) die Erfüllung dieser Verheißung bestätigt. Flavius Josephus rühmt Judäa wegen seines Reichtums an Getreide, Wein und Obst, Samaria wegen seiner herrlichen Weideplätze und milchreichen Herden, Galiläa wegen seines fetten Bodens, der immer wieder zum Ackerbau ansporne. Und erst Jericho, das biblische Aranjuez, mit seinen Balsamgärten und Palmenwäldern, mit seinem tropischen Klima! Auch in dieser Beziehung, als Ausgleich verschiedener Klimazonen, war Kanaan ein Land der Mitte. G. H. v. Schubert sagt in seiner „Reise in das Morgenland" (III 116), von der Jordanmündung bis zur Jordanquelle im Antilibanon durchwandere man in wenigen Tagen klimatische Zonen und Hauptformen des Pflanzenreiches, die in andern Gegenden der Erde Hunderte von Meilen auseinanderliegen. Die Bodenfläche Kanaans betrug nur den dritten Teil

von Bayern, und doch ernährte das Land unter David eine Bevölkerung nicht gar viel geringer als die Bevölkerung von Gesamtbayern. Heute freilich ernährt es kaum ein Zehntel der früheren Volkszahl. Zehn Morgen Weinberg geben, wie Isaias (5, 10) gedroht hat, nur eine Flasche Wein und dreißig Scheffel Aussaat nur drei Scheffel Ernte. Heute lastet der Fluch des Himmels und der Fluch der moslimischen Mißwirtschaft auf dem einst so gesegneten Lande. Judäa namentlich, die Bühne für den letzten Akt der biblischen Geschichtstragödie, steht heute ganz im Zeichen des unfruchtbaren Feigenbaumes, weil es die Stunde der Heimsuchung nicht erkannte.

Der Erntesegen Kanaans im Alten Bunde hatte seine tiefen Gründe. Als Gottes Land mußte es in jeder Beziehung ein Land des Segens sein. Eine gesegnete Ernte war unter andern Zusicherungen in den Bundesvertrag aufgenommen (3 Mos. Kap. 25). Jede gute Ernte war also eine durch den Magen zum Herzen dringende Erinnerung an die göttliche Treue und damit eine ebenso eindringliche Mahnung an die Bundespflichten. Auch aus einem typischen Grunde, als Vorbild der Kirche, sollte Kanaan ein Land des Segens sein und durch seine Fülle an irdischer Ernte jene Fülle an geistigen Gütern vorbedeuten, die das Reich der Gnade später über alle Zonen der Erde ausgießen sollte. Der letzte und tiefste Grund war ein erziehlicher: Das Volk sollte, solange es den Gesetzen seines Gottes treu blieb, für kein wesentliches Lebensmittel auf die Fremde angewiesen sein. Es sollte sein Brot nicht auf dem Markte von Tyrus kaufen oder gar an den Türen der Ägypter betteln, auch nicht im Sabbatjahr, und seine Herden nicht auf die Weideplätze der Philister treiben. Das Volk sollte sich ganz im Lande ernähren können, weil es ganz im Lande bleiben und von den Heiden sich fernhalten sollte. Damit kommen wir zu einem neuen Charakterzug in der geographischen Gesichtsfläche des Heiligen Landes, der den innigen Zusammenhang von Offenbarungsland und Offenbarungsvolk weiter beleuchtet:

IV.

Kanaan war ein alleingestelltes Land, unbeschadet und trotz seiner mittleren Lage im Weichbilde der Erde von den Nachbarvölkern nach allen Seiten abgesondert. Das war ja die weltgeschichtliche Aufgabe des „auserwählten" Volkes, von den Völkern abgesondert das Licht der Offenbarung unter dem Scheffel zu hüten, und für diesen Hauptzweck göttlicher Führung war Palästina nach seinem ganzen, ich möchte sagen anatomischen Bau wie kein zweites Land der Erde geeignet.

Nur nach zwei Seiten, das zeigt ein Blick auf die Landkarte, im Süden und Norden, steht Palästina einigermaßen in Fühlung mit den Völkern der alten Geschichte. Der Zugang vom Süden her ist aber durch die Nähe der Wüste und die schmale Landenge eingeengt und damit erschwert. Nach Osten dehnt sich die Arabische Wüste; von dieser Seite war eine Annäherung großer Völkermassen ganz und gar unmöglich. Nach Norden scheint das Land die verhältnismäßig breiteste Front der Nachbarwelt zu bieten. Indessen zieht sich gerade hier die Gebirgskette des Libanon und Antilibanon wie eine natürliche Sperrkette an der Grenze hin. Namentlich erscheint der Gebirgsstock des Hermon mit einer Höhe von 3000 Metern wie ein gewaltiger Sperrblock von des Schöpfers Hand vor das nördliche Eingangstor gewälzt. Der Zugang von Norden war damit nicht vollständig abgeschnitten, er war aber doch sehr verengt, jedenfalls nicht zu regelmäßigem Verkehre einladend. Kanaan war also auch nach Norden kein Haus mit offener Türe. Am syrischen Gebirgsstock brachen sich die Heereswogen, die aus dem inneren Asien im Laufe der Jahrhunderte gegen Vorderasien und das Mittelmeer sich wälzten. Der nördliche Abhang des Gebirges war ein ruheloser Tummelplatz der Völker, der gegen Kanaan abfallende Südabhang hatte ungleich weniger unter der Heimsuchung der Völker in Krieg und Frieden zu leiden. Es mochte der eine oder andere Eroberer auf dem Vormarsch vom Euphrat her sich mit Gewalt den Zugang von Norden erzwingen — nicht immer stand eine Judith als

Grenzwache dort oben —, aber weder die Babylonier noch die Perser konnten die Tochter Sion auf die Dauer in deren eigenem Lande in Ketten schlagen und griffen lieber zu dem verzweifelten Mittel der Wegführung des Volkes aus dem Lande — ein Beweis, wie hoch die Herren vom Euphrat die natürliche Festungsmauer Kanaans im Norden einschätzten.

Die Westgrenze ist das Mittelländische Meer. Im allgemeinen ist der Ozean mit seinem Wasserstraßennetz mehr eine Verbindung als eine Trennung der Länder. Nicht so das Meer im Westen von Kanaan. Hier münden keine Wasserstraßen. Der phönizische Küstensaum, die nördliche Fortsetzung der palästinensischen Küste, begünstigt durch seine vielen Buchten die Anlage von Seehäfen und lockt damit von selber die Küstenbewohner zum Verkehr mit andern Völkern auf das Weltmeer hinaus. Tatsächlich sind Tyrus und Sidon an der phönizischen Küste durch ihre Seepolitik die Beherrscher des Weltmarktes geworden. Im Gegensatz zur phönizischen Küste streckt sich, wie man auf richtig gezeichneten Karten sofort erkennt, das Gestade des nämlichen Meeres im Westen von Kanaan in langer gerader Linie hin. An der ganzen Küste keine einzige größere Bucht für einen regelrechten Seehafen. Joppe oder Jaffa, der einzige Hafen der alten Zeit — Cäsarea wurde erst von Herodes künstlich angelegt —, gehörte nicht den Israeliten und war nur ein kläglicher Notbehelf. Jaffa ist heute noch, sogar sprichwörtlich, der Schrecken der Seefahrer. Jeder Palästinapilger weiß von der halsbrecherischen Beförderung der Reisenden an die Jaffaküste zu erzählen, und bei stürmischer See ist die Landung dort überhaupt unmöglich. Noch viel gebieterischer haben die Klippen und Sandbänke, die sich weit ins Meer erstrecken, in alter Zeit die Schiffe genötigt, an Kanaan vorüberzufahren. Auch die Bäche, die hier münden, haben den Schiffen keine Zufahrt geöffnet, weil sie im Sommer meist ganz vertrocknet waren und im Winter nur dazu beitrugen, das Gestade noch mehr zu versanden. Kurz, die Küste im Westen wies die fremden Völker aus der Nähe des auserwählten Volkes weg.

Israel sollte sich nicht wie die Phönizier auf dem Weltmarkt unter die Völker verlieren. Die Gestaltung der Landesgrenzen bestätigt das Isaiaswort (5, 2), der Herr habe einen Zaun um seinen Weinberg gezogen.

V.

Das Land der Offenbarung war aber nicht bloß an seinen Grenzen von der Außenwelt streng abgeschlossen, es war auch *innerhalb seiner Grenzen, nach seiner ganzen inländischen Gestaltung in sich gekehrt, wie eine eingezogene, verschleierte Gottesbraut in sich gesammelt.* Die Vorsehung hatte sich die Aufgabe gesteckt, mitten in dem Waffenlärm der Alten Welt und dem Gerassel der Sklavenketten eine kleine Schar empfänglicher Seelen zur Einkehr in sich selber einzuladen, um in rückhaltloser Hingabe ihrem Gotte und der Hoffnung auf eine spätere Erlösung zu leben. An der Lösung dieser Aufgabe hatte auch die Natur, die das Volk umgab, in der Hand des Herrn erzieherisch mitzuwirken. Ich erinnere hierzu nur an zwei Eigentümlichkeiten der biblischen Geophysik, an den Höhenzug und an den Jordan.

Unmittelbar an der Südgrenze erhebt sich steil aus der Wüste ein *Gebirgsrücken*, welcher Judäa und Samaria durchzieht, die ohnehin nicht breite Ebene Sephela und Saron immer mehr gegen das Meer hin schmälert und im Karmel sogar ins Meer hineinragt. In mühsamen Windungen durchbricht hier der Kison den Bergriegel, aber jenseits der Ebene Jezrael erhebt sich sofort wieder der Höhenzug von Galiläa, um sich ganz im Norden in das Hochgebirge des Libanon zu verlieren. Dieser Gebirgsrücken, der das Land von Süden nach Norden durchzieht, war *die eigentliche Bühne der biblischen Geschichte und zugleich ein schützender Wall* für das Heilige Land. Kein einziges breiteres Tal durchbricht den Lauf des Gebirges. Solche Täler hätten naturgemäß zur Anlage von Straßen und damit von selber zum Verkehr mit den Nachbarn, etwa mit den Philistern, eingeladen. Ja, selbst die gewöhnlichen Verbindungswege, die das

Gebirge sonst hat, wie Gebirgssättel, Pässe und Joche, waren hier gegen die Meerseite hin nur in geringer Anzahl vorhanden und schwer zu betreten. So hatte der Herr in den Abhängen dieses Gebirgszuges wie zu strenger Klausur eine feste Mauer um sein Volk gebaut. Innerhalb dieser Mauer sollte Israel als priesterliches Volk, von der Welt abgeschieden, das Heil der Welt in seinem Schoße reifen lassen. Die Religion der Offenbarung, die in ihrem Mannesalter als Weltreligion die großen Völkerstraßen ziehen sollte, hat in ihren Kindestagen neben andern Erziehungsmitteln das Mittel des äußeren Schutzes nicht verschmäht. Wieder ein Abschnitt göttlicher Erziehungskunst, wenn die Erziehung der Menschheit im ganzen und die Einzelerziehung sich in gleichlaufenden Bahnen bewegen.

Auffallender als die Gebirgsbildung ist das Flußsystem des Landes. Palästina hatte keinen einzigen für die Schiffahrt brauchbaren Fluß, der auf seinem Rücken die Israeliten aus ihrer stillen Klause in die Heidenwelt hinaus- und die Heidenwelt hereingetragen hätte. Noch mehr! Palästina hat, obwohl das Meer in nächster Nähe ist, seine Wasserscheide nicht nach dem Meere, sondern nach dem Binnenlande hin. Einige Bäche winden sich durch die Gebirgsmauer zum Meere, weitaus die meisten streben dem Jordan zu. Der Jordan, die eigentliche Lebensader des Landes, einzigartig unter den Flüssen der Erde, entspringt an der nördlichen Grenze, sammelt, ganz Kanaan von Norden nach Süden durcheilend, das Lebensblut des Landes aus den Wasseradern und -äderchen von rechts und links, trägt aber die so gesammelten Wasser nicht wie alle andern Ströme in das Meer, sondern in einen Binnensee, in den Asphaltsee des Toten Meeres. Ob er nun, wie einige Geographen glauben, in vorgeschichtlicher Zeit wirklich tiefer im Süden in das Arabische Meer mündete oder nicht, in der Zeit der biblischen Geschichte ließ er gerade dort, wo er die Grenze des Heiligen Landes überschreiten müßte, die ungeheuern Wassermassen zum Himmel verdunsten. Dem ganzen Lande der Verheißung und nur diesem

Lande zugehörig, gewissermaßen voller Scheu, heidnischen Boden zu betreten und durch Ausmündung in das offene Meer einen Fernblick oder gar eine Straße in die Heidenwelt zu öffnen, war der Jordan, wie später der Täufer an seinen Ufern, selber eine beständige Predigt an das Volk, sich nicht in die Heidenwelt zu verlieren, und in diesem Sinne die Vollendung des Gesichtsbildes Palästinas als eines in sich geschlossenen und gesammelten Landes.

Die Zeitgeschichte achtete unwillkürlich diesen Charakterzug des Heiligen Landes. Keine von den großen Heerstraßen, welche die Völker des Nordens mit dem Süden, des Orientes mit dem Abendlande verbanden, zog durch das Land Kanaan hindurch. Der Lärm der Völkerkarawanen störte nicht die feierliche Sabbatruhe dieses Landes. Die Natur selber hatte den Karawanen jenseits der Landesgrenzen die Pfade angewiesen, im Westen von Tyrus nach Gaza hart an der Meeresküste, im Osten von Damaskus nach Petra und Elath (heute nach Mekka) hart am Rande der Wüste. Daher die merkwürdige Erscheinung, daß die alten Profanschriftsteller uns wenig von der inneren Beschaffenheit des Landes und vom Leben des Volkes erzählen. Mit den geographischen Angaben der Tell el-Amarna-Briefe ist nicht viel anzufangen. Selbst Herodot, der Vielgereiste, der die ganze Umgebung von Palästina, den Norden und den Süden so genau durchforscht und beschrieben hat, ist auf der westlichen Heerstraße vorübergezogen, ohne vom Heiligen Lande nähere Notiz zu nehmen. Erst unter Alexander d. Gr. wurde Kanaan von griechischen Schriftstellern literarisch erschlossen, also erst in der Stunde, in der bereits die Fülle der Zeiten dämmerte und die Offenbarung langsam aus der Abgeschlossenheit heraustreten sollte.

VI.

Einige kleinere Charakterzüge aus der plastischen und klimatischen Beschaffenheit des Landes mögen den Beweis vollenden, daß auch die Natur des Offenbarungslandes zur Geschichte des Offenbarungsvolkes ihre Bausteine lieferte.

1. Palästina ist vorherrschend ein Gebirgsland. Gebirgsbewohner sind im allgemeinen ihrer Heimat treu ergeben, und wenn den verbannten Israeliten später in der gähnend weiten Sandebene von Babylon das Herz nach den Bergen von Judäa brennt, so zeigt sich hierin außer andern Kräften auch die Anziehungskraft der Berge auf die Kinder der Berge wirksam. Gebirgsbewohner hängen auch viel zäher als die Bewohner des Flachlandes an der Überlieferung und am Glauben ihrer Väter. So hatte Kanaan als Gebirgsland die heilige Aufgabe, die volkstümliche und religiöse Eigenart des Offenbarungsvolkes wahren zu helfen.

Die nämlichen Berge unterstützten durch ihre Quellen und natürlichen Brunnen den emsigen Anbau des Bodens und erzielten zusammen mit dem Segen des Himmels und dem Fleiß der Menschen jene heute kaum begreifliche Fruchtbarkeit des Bodens, von der oben die Rede war. Den Bergen verdankte man außerdem die Möglichkeit, durch künstliche Terrassenkultur, deren Spuren man heute noch auf den Höhen begegnet, die anbaufähige Bodenfläche zu erweitern und die Erde sozusagen in mehreren Stockwerken zu bebauen — eine weitere Aufgabe des Berglandes in den Zeiten des Friedens!

Nicht minder treue Dienste leisteten die Berge dem Volke in den Tagen des Krieges. Berghöhlen und Bergschluchten, gefährliche Übergänge und enge Bergmulden erschwerten in jeder Front die Angriffsbewegungen der Feinde und erleichterten die Verteidigung seitens der Eingeborenen. Bei jedem Schritt auf dem Vormarsch wie auf dem Rückzug kämpfte die Natur des Landes mit dem Volke, vorausgesetzt, daß das Volk dem Helden gebärenden Glauben der Väter treu war und sich innerhalb der von Gott gezogenen Verteidigungslinie hielt. Eine Reihe der schönsten kriegerischen Erfolge, wie etwa der Sieg Deboras am Tabor oder der kühne Waffengang des Kronprinzen Jonathan bei Machmas, waren nicht in letzter Linie der Bodengestaltung des Schlachtfeldes zu verdanken. So hat der Herr wie ein kluger

Feldherr in der Führung seines Volkes die Bodenform des Landes ausgenützt — zugunsten des Volkes.

2. Wenn aber das Volk in der Rolle des halsstarrigen Kindes die führende Hand seines Gottes von sich stieß und der Herr als Lehrmeister seines Volkes zur Rute greifen mußte, auch dann stand ihm gerade bei der eigentümlichen Lage von Kanaan eine ganze Vorratskammer von Zuchtruten zur Verfügung. So hatte es das Gesetz (Lv. 26, 14 ff.) angedroht, und die Propheten kommen oft darauf zurück, daß für den Fall der Untreue des Volkes der Herr im Lande selber, in dem Himmel und in der Luft über dem Lande, in der Wüste an der Grenze des Landes, Mittel und Wege zur empfindlichen Bestrafung des Volkes in Hülle und Fülle beständig zu Händen habe. Er brauchte nur zu winken, und die Wüste sandte den versengenden Glutwind, den Samum, und die Heuschreckenschwärme, die im Nu auf den Erntefeldern tabula rasa machten, oder der Himmel versagte wie von Erz den Spätregen und Frühregen, oder die Luft über dem Lande brütete die Pest und andere orientalische Landplagen aus, oder das Land wurde, wegen seiner Lage in der Mitte leicht der Zankapfel zwischen den Armeen vom Nil und Euphrat, mit der Geißel des Krieges geschlagen. Tatsächlich mußte der Herr oft genug, wenn das Volk das Joch des Gesetzes störrig vom Nacken geschüttelt hatte, es mit solchen in Kanaan selber geschärften Stacheln wieder in das Joch zurückzwingen. Auch in diesem Sinne war das Land an der allmählichen Erziehung des Volkes erzieherisch beteiligt.

3. Palästina war landschaftlich ein Land der Abwechslung und der Gegensätze. Schon in Klima und Temperatur zeigen Berg und Tal scharfe Gegensätze. Arabische Dichter sagen vom Libanon, allerdings mit einer dichterischen Übertreibung, auf seinem Haupte liege der Winter, auf seinen Schultern der Frühling, in seinem Schoße der Herbst, und zu seinen Füßen im Tale schlummere der Sommer. Ich bin in einem Sommermonat des Orients auf dem Libanon über Schnee ge-

gangen und sah in der gleichen Woche die galiläische Landschaft wie einen Blumenteppich des Frühlings im Angesichte der schneebedeckten Hermonkuppe ausgebreitet. Wie rasch das Barometer des Galiläischen Meeres von „Sonnig" auf „Stürmisch" deuten kann, ist aus dem Evangelium bekannt. Auch tiefer im Süden gibt es winterlich rauhe Berglandschaften mitten in einem Land voll Sonnenschein, kritische Tage mitten in einer heißen Woche. Ich habe an einem 4. April im Jordantale 30 Grad Wärme gemessen und bin am 5. April bei eiskaltem Sturmwind durch die Tore von Bethlehem geritten. Gerade dieser Witterungsgegensatz und rasche Umschlag von sommerlicher Wärme zu winterlicher Kälte von heute auf morgen macht das Land zu einem treuen Spiegelbild des Volkes Israel, in dessen Brust zwei Seelen in sittlichem Widerstreit lebten, das heute von Manna sich sättigte und morgen nach den Zwiebeln von Ägypten zurückverlangte, heute am Altare Jahwes opferte und morgen um die Altäre der phönizischen Götzen tanzte.

Leben und Tod, Segen und Fluch, grün und grau gesellen sich im landschaftlichen Gesamtbilde von Kanaan oft in plötzlichem Wechsel hart nebeneinander. Dort oben der See Genesareth, das leuchtende Auge im Angesichte des Heiligen Landes, vom Heiland selbst als Lieblingsstätte erkoren, von blühenden Ufern und einem Kranze blühender Städte umrahmt — der See Genesareth ein Bild des lachenden Lebens! Und hier unten das Tote Meer, ohne eine Blume am Ufer, ohne einen Fisch im Wasser, der totenstille Friedhof der Pentapolis, jenseits von den schwarzen Moabiterbergen wie von riesigen Grabsteinen überragt — das Tote Meer, das grausigste Denkmal des Todes. Im Tale beim Jakobsbrunnen stehen sich der grüne Garizim und der kahle Ebal gegenüber. Am Abhang dieser Berge wurden dem Volke die Worte vom Segen für Gesetzestreue und vom Fluche für die Untreue verlesen und vom Volke mit Ja und Amen beschworen (Jos. 8, 30—35). Wie ein Stein gewordenes Amen von Segen und Fluch bildeten die beiden Berge,

der mit Frucht gesegnete Garizim und der vom Fluch der Unfruchtbarkeit getroffene kahle Ebal, den Hintergrund zu jener eindrucksvollen Begebenheit.

Ziemlich alle Sprachrohre, durch welche Gott in der Natur zu denen redet, die für die Sprache Gottes in der Natur überhaupt empfänglich sind, finden sich im Landschaftsbild von Kanaan vereinigt. Der sonnige Himmel über dem Lande, das Hochgebirge im Norden, das große Meer im Westen, die Wüste im Osten gehören doch sicher zu den gewaltigsten Bildzeichen in jener „Armenbibel", die in der natürlichen Schöpfung vor dem Auge der Menschheit aufgerollt liegt und von den Propheten zur Verdeutlichung der Gedanken der übernatürlichen Ordnung reichlich benützt wurde. Eben deshalb, weil die Landschaft von Kanaan so wechselvolle Bilder von saftigen Ölgärten und totenstillen Schluchten, von grün und grau im Innern und an den Grenzen dem Auge bot, fanden die Bewohner von Kanaan für jede Stimmung der Seele in der sie umgebenden Natur eine gleichgestimmte Saite widerklingen. Fast jeden treuen Israeliten, der in Gottes Schule sich führen ließ, sehen wir in irgend einer seelischen Fühlung mit der landschaftlichen Natur Kanaans, von David an, der auf dem Hirtenfelde von Bethlehem die Sprache der Schöpfung in Psalmen übersetzte, bis Johannes dem Vorläufer, der als Aszet von der stillen Wüste sich angezogen fühlte. Wenn der Heiland später selber für seine Vorbereitung zum Lehramte die Wüste, für seine Lehrtätigkeit mit sichtlicher Vorliebe Galiläa am Ufer des Sees aufsuchte, so hat er damit selber die unsichtbare Beziehung der Natur des Landes zur empfänglichen Seele anerkannt und geheiligt.

VII.

Es bleibt mir noch der Hinweis auf einen letzten Charakterzug von Palästina, auf eine letzte Mitgift der Vorsehung in der Ausstattung des Offenbarungslandes für seinen besondern Beruf unter den Ländern: Palästina war ein kleines Land.

Etwa 240 km in der Länge, 160 km in der mittleren Breite, an Flächeninhalt etwa den dritten Teil kleiner als die Schweiz. Ein Zwerg im Vergleich mit den Goliathreichen am Nil und Euphrat. Nach ihrer Bedeutung für die biblische Geschichte und die Erziehung des biblischen Volkes ist diese letzte Eigentümlichkeit durchaus nicht die letzte. In einem großen Lande hätten die obengenannten, aus der Natur des Landes gewonnenen Erziehungsmittel ihre Wirkung leicht verfehlt; so aber waren sie auf ein kleines Land gesammelt, und damit war ihnen die nachhaltige Wirkung gesichert.

1. In wenigen Tagen konnte der Israelit, nirgends ein Fremdling, sein ganzes Heimatland kreuz und quer durchwandern. Auf allen Wegen und Stegen hatte er den Schauplatz eines biblisch-geschichtlichen Ereignisses in Sehweite. Von Dan bis Bersabee standen die beredten Zeugen der Geschichte seines Volkes, Ehrensäulen der Heldentaten und des Ruhmes, mancherorts freilich auch Schandsäulen der sittlichen und politischen Sünden Israels. Jeder Bach und jeder Brunnen, jeder Berg und jedes Tal, fast jede Ortschaft war durch die Beziehung auf eine große Persönlichkeit oder Begebenheit der heiligen Geschichte geheiligt. Am Patriarchengrab in Hebron, wo die Gebeine der Erzväter den Tag des Herrn erwarteten, am Grabe der Rachel bei Bethlehem, am Grabe Samuels, am Jakobsbrunnen, am Kisonbach, auf den Schlachtfeldern des Berges Gelboë und der Ebene Jezrael, überall auf dem Wege erzählte das Land dem Wanderer ein Stück biblischer Geschichte aus den Tagen der Patriarchen, der Richter, der Könige. Besonders die heiligen Berge des Landes, vom Sion, dem vielbesungenen Gottesberg im Süden, bis zum Tabor, der wie das Kriegszelt des Herrn der Heerscharen in der Ebene von Naim sich erhebt, die heiligen Berge, der Stolz und die Augenweide des Volkes, beherrschten als die Höhenpunkte das Heilige Land und zugleich die heilige Geschichte und eröffneten dem Wanderer eine weite Fernsicht über sein Land und über die Geschichte seines Volkes. So war das Land der Offen-

barung selber eine in Stein geschriebene Geschichte der Offenbarung, die Heimat der Bibel ein gewaltiger Bilderatlas zur biblischen Geschichte mit der leuchtenden Aufschrift: Der Herr ist groß und seinem Volke gnädig. Jeder einzelne Israelit, auch der Ungebildete, der die Schriftrollen der Bibel nicht lesen konnte, konnte das herrliche Panorama der biblischen Geschichte im Spiegel seines Landes auf dem Wege des Anschauungsunterrichtes kennen lernen. Jedem einzelnen lagen diese Unterrichtswege offen, weil Palästina klein war.

2. Auch die Einrichtung eines Zentralheiligtums für das ganze Land und im Zusammenhang damit die religiöse Einigung des Volkes und Ordnung des Kultus an dem einen Tempel in Jerusalem war nur in einem kleinen Lande möglich. Das Gesetz der Opferung der Erstgeburt, der Aussegnung der Frauen im Tempel, der regelmäßigen Wallfahrt zum Tempel setzte doch voraus, daß die Wege von den Landesgrenzen zum Tempel nicht allzu weit waren. Das Gotteshaus in Jerusalem sollte das Vaterhaus des ganzen Volkes, die eigentliche Heimat in der Heimat, der große Einigungspunkt des ganzen Landes, und umgekehrt sollte das ganze Land, gleichsam im Schatten des Allerheiligsten liegend, nur die Erweiterung des Gotteshauses zu einem Gotteslande sein. Dieser Gedanke der Einheit von Hauptstadt und Reich konnte nur in einem kleinen Lande auf theoretisches und praktisches Verständnis rechnen.

3. In der Fülle der Zeiten, als die biblische Geschichte auf der Bühne von Kanaan ihren Höhepunkt erreichte, erhielt auch der heilige Boden seine höchste Missionsaufgabe. Für das messianische Werk erlangte Palästina als kleines Land eine geradezu apostolische Bedeutung. Das irdische Leben des Heilandes bewegte sich durch das ganze Land, von Hebron tief im Süden bis an die phönizische Grenze hoch im Norden, von der Mündung des Jordan bis fast an seine Quelle. Er konnte heute in Judäa Nikodemus, dem Lehrer, unter vier Augen eine nächtliche Lehr-

stunde halten, morgen in Samaria am Jakobsbrunnen der verirrten Frau die Wasser des ewigen Lebens schöpfen und übermorgen in Galiläa der Volksmenge das Brot der Lehre brechen. Der große Lehrer voll Gnade und Wahrheit, dem auch die Lehrer als Schüler zu Füßen sitzen, konnte buchstäblich dem ganzen Lande und dem ganzen Volke angehören, weil Palästina klein, weil die Schule des göttlichen Lehrmeisters nicht zu groß war. Bei der engen Umgrenzung mußte alles, was er sprach und was er tat, seine frohe Botschaft vom Reiche Gottes, die Kunde von seinen Wunderkräften, leicht und laut im ganzen Ländchen widerhallen. Jedermann aus dem Volke kannte ihn persönlich, jeder hatte ihn schon gesehen, jeder konnte bei einigem guten Willen ihn jederzeit wieder aufsuchen, seine Kranken von ihm heilen, seine Kinder von ihm segnen lassen. Jeder einzelne mußte persönlich sich entscheiden, ob er an den von Gott gesandten Hauptlehrer der Menschheit glauben oder ob er sein Credo verweigern wollte. Und als schließlich die große Wendung des biblischen Geschichtsdramas erfolgte, war, wiederum weil Palästina klein war, sozusagen das ganze Volk als Augenzeuge der göttlichen Liebe, freilich auch als Blutzeuge und Teilnehmer der Schuld, bei der Kreuzigung zugegen. Der heilige Boden erbebte, als er die Blutstropfen vom Kreuze trinken mußte; in jenem Erdbeben hat das Heilige Land noch einmal seine Anteilnahme an dem Geschicke seines Volkes bekundet.

Nach dem Osterdrama ging als Nachspiel auf der Bühne von Kanaan noch der erste Akt der Apostelgeschichte in Szene. Das Heilige Land hatte beim Hingang der Apostel in alle Welt durch seine zentrale Lage noch einen letzten Apostolat im Dienste der Offenbarung auszuüben, dann aber fiel der Vorhang; Israel hatte seine Rolle als Träger der Offenbarung ausgespielt. Heute liegt die ehemalige Bühne der biblischen Geschichte verfallen und verödet wie ein heidnisches Theater. Der Traum der Kreuzzüge wurde nie verwirklicht, wie wenn das heutige Palästina ein Land der Trümmer bleiben sollte, um ein Abbild des Volkes zu bleiben,

das in heilsgeschichtlicher Hinsicht auch nur noch eine Ruine seiner großen Vergangenheit ist.

* * *

Die Erfahrung lehrt, daß die in wissenschaftlichen Fachkreisen verhandelten Religionsfragen nach einiger Zeit auch in weiteren Volkskreisen auftauchen. Das Weiterstreben religiöser Gedanken ist zu stark, als daß sie sich auf die Dauer in eine Gelehrtenstube oder in ein Buch einkerkern ließen. In wissenschaftlichen Kreisen steht aber gegenwärtig eine Lebensfrage unserer heiligen Religion zur Behandlung, die Grundfrage: Ist an der ganzen Geschichte der Offenbarung überhaupt *etwas Übernatürliches*, *oder* ist die sog. Offenbarungsreligion *nur das rein natürliche Ergebnis geschichtlichen Werdens*? Nur eine andere Form des Buddhismus oder des Mardukismus? Hat nicht am Ende das klassische Volk von Hellas einen höheren Anspruch auf den Ehrentitel eines „auserwählten Volkes" als das Volk von Palästina? Diese Fragen werden über kurz oder lang, wahrscheinlicher über kurz, gedruckt oder gesprochen in das Volk geworfen werden, und damit erwächst den Religionslehrern des Volkes die neue große Aufgabe, *den übernatürlichen Charakter der Offenbarung* im Katechismus bei den Eingangsfragen zur Glaubenslehre wie in der biblischen Geschichte noch eingehender als bisher zu behandeln. Für diese Aufgabe wollte ich Ihnen zu den alten, bekannteren Beweisgründen einen gewissermaßen greifbaren Beweis aus der Erdkunde des Heiligen Landes bieten. An der Karte von Palästina können wir es ablesen, daß in der Offenbarung der Finger Gottes auf Erden sichtbar wurde, wenngleich der einzelne Beweisgrund nur in der Zusammenfassung mit allen andern seine volle Beweiskraft erlangt.

Die biblische Geschichte kann den Katechismus in der Schule nicht ersetzen, die biblische Geschichte ist aber auch zum Katechismus in der Schule nicht zu entbehren. Nehmen Sie, meine Damen und Herren, im Laienkleide oder im geistlichen Gewande,

aus diesen Vorträgen des Katechetentages die Überzeugung in Ihre Schule mit: In den ewig schönen biblischen Erzählungen sind noch reiche pädagogische Goldadern verborgen. Wir müssen nur immer noch tiefer schürfen, um dieses Gold zu heben, das gehobene zu prägen und das geprägte in Umlauf zu setzen. Nach jener ewig denkwürdigen Lehrstunde über biblische Geschichte auf dem Wege nach Emmaus gaben die Jünger dem Lehrer das Zeugnis, das Herz habe ihnen gebrannt, als er ihnen auf dem Wege die Heilige Schrift aufschloß. Die biblischen Geschichten, heute noch feurige Kohlen vom Altare Gottes, haben bis heute ihre Zündkraft bewahrt. Das Herz muß den Kindern an diesem Altarfeuer entbrennen, wenn der Lehrer zuvor sich selber daran erwärmt hat.

Drittes Buch.

Antwort auf die Frauenfrage.

1. Die Kernpunkte der Frauenfrage und Frauenbildungsfrage.

Rede auf der 56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Breslau am 2. September 1909. Die Rede nimmt wiederholt Bezug auf den damaligen Beruf des Redners als Professor an der Universität Straßburg. Erstmalig gedruckt in „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" Jahrg. 6, Hft 1 (herausgeg. von M. Landmann, Verlag Kösel in Kempten).

Eine goldene Zeit in der Geschichte der christlichen Frauenwelt, das 12. Jahrhundert, das Geburtsjahrhundert großer und heiliger Frauengestalten, nennt auch die Namen Schlesien und Elsaß. Ich meine und grüße die hl. Hedwig, die Landespatronin von Schlesien, die Hausfrau von Gottes Gnaden, die Herzogin der Liebestätigkeit, und Herrad, die Gottesbraut und geistvolle Lateinschriftstellerin vom Odilienberg im Elsaß — zwei Lichtgestalten aus dem deutschen Osten und dem deutschen Westen, jede in ihrer Art eine lebendige, persönliche Antwort auf die Frauenfrage ihrer Zeit. Auch die heutige Frauenfrage wäre in ihren Hauptpunkten, als Brotfrage wie als Bildungsfrage, als Frage des Rechtes wie als Frage der Religion und Liebestätigkeit, gelöst, wenn es uns gelänge, den Geist, der aus dem Grabe von Trebnitz spricht und von der Höhe des Odilienberges weht, in die Sprache des 20. Jahrhunderts zu übersetzen.

Das Alter der Frauenfrage im weiteren Sinne wird gewöhnlich viel zu niedrig angegeben. Frauenrechte und Frauenehre sind bereits der biblischen Gesetzgebung, in einzelnen Licht-

streifen auch dem babylonischen Staatsrecht der vorchristlichen Jahrtausende, nicht erst dem Orden von der weißen Dame bekannte Größen. Frauenkraft und glaubensstarkes Heldentum des sogenannten schwachen Geschlechtes sind bereits im biblischen Charakterbild der Richterin Debora und in den Märtyrerakten der Kirche in hohen Liedern gefeiert. Frauengeist hat sich bereits an der griechischen Literatur der alexandrinischen Zeit mit Ehren literarisch beteiligt, und die jüngst entdeckten Heiratsverträge aus dem Lande der Pyramiden beweisen urkundlich, daß nicht erst Amerika das gelobte Land der Frauenbefreiung und nicht erst die französische Revolution das Geburtsjahrzehnt der Frauenrechte ist. Die neue Zeit macht wie jede junge Mutter gerne den Fehler, Erfindungen und Wertgüter aus den Tagen der Väter für ganz neue Entdeckungen ihrer eigenen Kinder, für rein neuzeitliche Werte auszugeben. Auch in der Frauenfrage wird nicht immer säuberlich geschieden zwischen dem, was Erbgut aus vergangenen Tagen ist, und zwischen eigenartig neuzeitlichen Zuwachswerten.

Aber auf der andern Seite ist es richtig: es sind in den letzten vier bis sechs Jahrzehnten verschiedene neue Gesichtspunkte dazu gekommen, welche die Fragestellung in der heutigen Frauenfrage ungleich vielseitiger und verwickelter gestaltet haben. Ich denke an die Übermänner und Überweiber der neuen Sittlichkeit mit ihren Grundsätzen von „Mutterschaft und Ehe auch ohne Trauschein", die vor dem Heiligtum der Familie und damit vor dem Heiligtum der Frau mit Dynamitpatronen spielen. Ich denke an den neuzeitlichen Schienenwechsel unserer gesamten wirtschaftlichen Entwicklung, an die Ablösung des häuslichen Handwerks durch die Maschinenindustrie, die mit dem Handwerker vielfach auch Frau und Kinder im Kampfe um das tägliche Brot aus dem häuslichen Stilleben in die Fabriken trieb. Ich denke an die Massennot, die diesen wirtschaftlichen Umwälzungen wie ein Schatten folgte und eine dreimal gesegnete Erscheinung im heutigen Frauenleben, die wundenheilende Armee der sozial-caritativen Frauenvereine, in Bewegung setzte. Ich denke an die Golfströme im

modernen Geistesleben, die auch die Frauenwelt erfaßten, an den gesteigerten Bildungsdrang, der immer neue Bildungswege forderte, bis in die Hörsäle und Laboratorien der Universität, und an andere Wandlungsgründe der neuen Zeit, die auch die Frauenfrage in vielen Punkten neu geformt und erweitert haben.

Von 1908 auf 1909 hat sich bei uns in Deutschland dieser neue Geist in drei neuen Tatsachen verkörpert. Im Dezember 1908 wurde die neue Gewerbenovelle angenommen, die am 1. Januar 1910 in Kraft getreten ist und für die Fabrikarbeiterin die zehnstündige Arbeitszeit, an den Vorabenden der Sonn- und Feiertage die achtstündige als höchste Tagesleistung gesetzlich festlegt, und gleichzeitig wurde auch für die Heimarbeiterin die Frage der Lohnämter wenigstens eingefädelt. Im November 1908 haben zum erstenmal die preußischen Universitäten und unsere Alma mater der Reichslande studierende Frauen mit vollen Rechten in die akademischen Bürgerlisten aufgenommen, und hier in Breslau hat inzwischen eine Dame sogar in der Wissenschaft des Pythagoras sich das erste Diplom geholt. In Norddeutschland hat die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens auf Grund des Augusterlasses 1908 und der Nachschrift vom April 1909 mit frischer Kraft eingesetzt, — drei große Jahresereignisse, die zusammen mit dem politischen Vereinsgesetze vom 15. Mai 1908 dem Jahre 1908/09 in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung sicher einmal die Tugendrose eintragen werden.

Es wird meine Aufgabe sein, auf dem diesjährigen Katholikentag diese neuesten Tatsachen in den Vordergrund meiner Übersicht zu rücken, in organischem Zusammenhang mit der Frauenbewegung von gestern, deren Kind sie sind, und mit den neuen Aufgaben von morgen, deren Mutter sie werden sollen. Ich rede als Schulmann, weil wenigstens für den Augenblick in Deutschland die Schulfrage in der Frauenfrage voransteht, mag die Frauenfrage auch sonst in eine solche Fülle von Einzelfragen sich zerlegen, daß man auf jedes Blatt der hundertblätterigen Rose von

Persien eine andere Frage schreiben könnte. Ich rede als Theolog, weil die Frauenfrage, wie die soziale Frage überhaupt, eine Frage der religiösen Rechtsordnung ist und für uns Katholiken nicht ohne das Licht des Glaubens gelöst wird, nicht ohne die Vorfrage: Wie hat denn Gottes Naturwille und Offenbarungswille das Können und Sollen des Weibes umgrenzt? Diese grundsätzliche, meinetwegen theologische Aussprache ist um so notwendiger in einer Frage, in der so viel Mißtrauen und zaghafte Zurückhaltung und schroffe Ablehnung einerseits und anderseits so viel kopfloses Voranstürmen zu beobachten ist wie in der Frauenfrage.

I.

Ein Satz muß immer wieder wegen seiner grundlegenden Bedeutung für Frauenleben und Frauenfrage vorangestellt werden: Der natürlichste und allgemeinste Beruf des Weibes ist der Beruf der Hausfrau und Mutter. Das innerhäusliche Leben wird bei allem Wechsel der Zeiten das eigentliche Gebiet des Weibes bleiben, der Heimatboden, auf dem die besondern Wiegengeschenke des Schöpfers an die weibliche Eigenart am fruchtbarsten sich entfalten. Nicht weniger groß als der Sieg auf dem Felde von Sedan, der sich heute jährt, sind die stillen Siege, welche die Mutterliebe in der Kinderstube feiert, von der Mutter der Makkabäer und der Gracchen bis zu der einfachen Frau von Ri-ese, die unser zehnter Pius seine Mutter nannte. Dieser häusliche und mütterliche Beruf nimmt allerdings die ganze Zeit und Kraft der Frau jahrzehntelang in den besten Jahren des Lebens so in Beschlag, daß schon aus diesem Grunde der am 8. November 1907 geborene Frauentypus, der Typus der „ausnahmsweise verheirateten Lehrerin", eine Mißgeburt ist. Man kann nicht im Nebenamt Mutter sein, und eine Person kann nicht zwei Berufe erfüllen, von denen jeder eine ganze Persönlichkeit fordert.

Die hausrechtliche Stellung der Frau ist in dem Gotteswort umgrenzt, das Weib solle die Gehilfin des Mannes sein;

ein Gotteswort, das neben der Pflicht tätiger Mithilfe die Unterordnung des Weibes unter die häusliche Gewalt des Mannes zum Hausgesetze erhebt. Diese untergeordnete Stellung ist der ursprüngliche Wille des Schöpfers, nicht eine spätere Willkür des stärkeren Geschlechtes. Diese Unterordnung bedeutet aber nicht eine Erniedrigung des Weibes zu einem minderwertigen Menschen zweiter Klasse, bedeutet nicht ein „Sklaventum der weißen Sklavin". Anerkennung einer gesetzmäßigen Obrigkeit bedeutet auch für den Mann niemals eine Minderung des persönlichen Wertes. Eine Frau kann ihrem Manne sehr wohl geistig oder sittlich ebenbürtig, sie kann ihm sogar weit überlegen sein, und trotzdem bleibt der Mann das Haupt der Familie. Von diesem Satz, der feststeht wie Granit vom Sinai, und von dem weiteren Satz, daß die einzige gottgewollte Form der Ehe die lebenslängliche Einehe ist, wird wie von zwei Brückenpfeilern der sittliche Charakter der Ehe getragen. Eine Frauenbewegung, die an diesen Tragpfeilern der sittlichen Ehe rüttelt, ich meine die proletarische und einen Flügel der bürgerlichen Bewegung, die statt der Unterordnung die geistlose Gleichstellung von Mann und Frau im öffentlichen und häuslichen Leben, statt der unauflöslichen Einehe die Mietehe und Dutzendehe mit Kündigungsvertrag fordert, eine solche Frauenbewegung rüttelt an den Grundmauern der sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung und hat den Anspruch verloren, eine sittlichernste Bewegung zu heißen.

Man sagt uns: Was hat denn die Frauenfrage mit der Religion, die Frauenorganisation mit dem Bekenntnis zu tun? Wenn die Ehefrau mit etwa 80 vom Hundert der allgemeinste Frauentypus ist, wenn die Ehe ein religiöses, für uns sogar ein sakramental geweihtes Heiligtum ist, wenn die religiösen und konfessionellen Anschauungen über Zivilehe oder kirchlich gesegnete Ehe, über Trennbarkeit oder Unlöslichkeit der Ehe, über das Wertverhältnis von Ehe und Ehelosigkeit sich gegenüberstehen wie Ja und Nein, dann werden auch die Antworten auf die Frauenfrage in einem wesentlichen Punkte religiös und konfessionell gefärbt

sein. Die Bekenntnisse sind einig in der Hochschätzung der Familie, der Keimzelle jeder Gesellschaftsordnung, einig in der Ablehnung der Doppelmoral für beide Geschlechter, einig in dem Punkte, daß die Frauen mit gutem Recht an das Vorleben des Mannes die gleichen Anforderungen stellen wie die Männer an das Vorleben der Frau, einig in der Forderung güterrechtlichen gesetzlichen Schutzes für die Frau und einer genügenden Witwen- und Altersversorgung. In wesentlichen Fragen eherechtlicher Natur aber und damit in wesentlichen Punkten der Frauenfrage gehen die Wege der Bekenntnisse auseinander. In allen andern Punkten ist die Frauenfrage eine offene Frage. Nicht einmal die Frage der Frauenpolitik ist durch einen Glaubenssatz dogmatisch beantwortet. Über die Ehe dagegen und die hausrechtliche Stellung der Ehefrau im allgemeinen ist für uns Katholiken die Frage geschlossen. Hier hat die Offenbarung gesprochen und die Sprache der natürlichen Vernunft mit göttlichem Siegel besiegelt.

II.

Wir mögen an erster Stelle den häuslichen Beruf der Frauenwelt, das Ideal der Häuslichkeit, noch so stark betonen, an zweiter Stelle muß gesagt werden, daß die Frauen auch diesseits der Haustüre große Aufgaben zu lösen haben in den Werkstätten der Erwerbstätigkeit, der sozialen Liebestätigkeit und der Bildungsarbeit. Haus und Familie sollen das Arbeitsfeld der Frau sein, nicht aber ein Friedhof und ein Kerker, wo ungenützte Frauentalente vergraben und vermauert liegen. Es gibt wenig Sätze, die so wahr und doch auch so falsch sind wie das Biedermannswort: Die Frau gehört ins Haus! Die Frauenfrage ist eine viel zu verwickelte und vielseitige Frage, als daß sie mit einem so einfachen Allerweltsmittel restlos gelöst werden könnte.

„Die Frau gehört ins Haus." Wenn dieser Satz die Ehe als den alleinseligmachenden Frauenberuf erklären soll, dann mag er die Frauenfrage der Romanwelt lösen, die Frauenfrage der wirklichen Welt wird ihm ein ungelöstes Rätsel bleiben. Die

Statistik, die neueste Wissenschaft mit ihrer grausamen Zahlensprache, rechnet uns vor, daß es in Deutschland fast eine Million mehr Frauen als Männer gibt, daß also 950 000 mit mathematischer Sicherheit nicht am Tische ihres Mannes ihr Brot essen werden. Dieser weibliche Überschuß müßte nach chinesischen Rezepten beseitigt werden, wenn das ehelose Leben an sich ein verfehltes Leben wäre. Nein, auch das Leben einer Ordensfrau, die ohne irdischen Myrtenkranz dem Lamme folgt, gottverlobt und dem Diakonat der Nächstenliebe geopfert, ist kein entgleistes Frauenleben. Auch das Leben einer Lehrerin, die als Schulgehilfin des göttlichen Kinderfreundes in treuer Arbeit ihre Kraft verzehrt und das ägyptische Märchen zur Wahrheit macht, der Speichel eines reinen Weibes könne die Blindheit heilen, ist vor Gott und vor der Welt eine ideale Ausprägung weiblichen Edelsinnes und christlichen Opfergeistes, und im Verein der katholischen deutschen Lehrerinnen haben wir den Beweis, mit welchem Reichtum an Begeisterung die Lehrerinnenwelt an der geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Hebung ihres Geschlechtes mitzuarbeiten bereit ist.

Der vierte Teil der deutschen Frauenwelt gehört zu dem Typus der außerhäuslich erwerbstätigen Frau. 6½ Millionen weibliche Personen sind durch wirtschaftliche Verhältnisse gezwungen, in der Fabrik oder einer Dienstbotenstelle oder sonst auf einem Arbeitsplatz ihr Auskommen zu suchen. Wir können im Namen der sozialen Gerechtigkeit für die erwerbstätige Frau eine wirtschaftliche Entlohnung fordern, so hoch, daß die Arbeiterin ohne Hunger und Schande ein ehrliches, standesgemäßes Auskommen hat. Wir können im Namen der Volkswohlfahrt ein Fabrikgesetz fordern, das die verheiratete Arbeiterin von der tagtäglichen Fabrikarbeit ausschließt zum Wohle der Gesundheit des nachwachsenden Geschlechtes, und die neue Gewerbenovelle hat in dieser Richtung einen guten Anlauf genommen. Wir können aber den Strom der wirtschaftlichen Entwicklung nicht zurückleiten, so wenig wie den Oderstrom, um an Stelle des industriellen

Großbetriebes den Kleinbetrieb des häuslichen Handwerks zurückzurufen. Und wenn Millionen Kinder unseres Volkes die Hände nach Arbeit und Brot ausstrecken, können wir sie nicht abspeisen mit der Redensart, die Frau gehöre ins Haus.

Die letzten Jahrzehnte haben den erwerbsuchenden Frauen manche neue Erwerbszweige geöffnet, Stellen in den Bureaus des Bahn- und Postdienstes, des Telephon- und Telegraphendienstes, im privaten Bank- und Versicherungswesen, und die Frauenwelt hat ihre Probezeit mit Ehren bestanden. Die Zukunft wird die Grenzpfähle der Frauenarbeit im Erwerbsleben noch weiter hinausrücken und ihnen weitere Erwerbszweige öffnen, soweit das ohne Schädigung höherer Güter, ohne Frauenmord und ohne Familienmord und ohne Männermord geschehen kann: Ämter in der Armenpflege, in der Waisenpflege, am Jugendgerichtshof, in Ausschüssen der Volkshygiene und andern, der weiblichen Eigenart wahlverwandten Gebieten. Wo ein Wille ist, wird auch ein Weg sein. Unsere vortrefflichen Zeitschriften: „Die christliche Frau", „Frauenland", die Monatsschrift des Lehrerinnenvereins, „Die Mädchenbildung", behalten diese Frage neuer Frauenberufe gut im Auge. Helene Stummel z. B. machte den Vorschlag, durch Schaffung einer Hausindustrie zur Anfertigung von kirchlichen Gewändern, nicht im Wettbewerb mit der einheimischen Industrie, aber als Ersatz für die vom Auslande bezogene Fabrikware, den Damen besserer Stände in vornehmer Weise eine echt weibliche Erwerbsmöglichkeit, eine neue Heimarbeit, zu erschließen.

III.

Mittlerweile ist die schwesterliche Selbsthilfe dem gesetzlichen Schutz der erwerbstätigen Frau zuvorgekommen mit einem vielmaschigen Netz von sozial-caritativen Frauenvereinen, welche die zerstreuten guten Willen sammeln und organisieren und sozial schulen und dann als Sendboten der christlichen Nächstenliebe im Fürstenkleid der hl. Hedwig in die Niederungen schicken,

wo ungezählte Schwestern von tausend Fangarmen leiblichen und sittlichen Elendes umschlungen werden. Ich kann sie nicht alle nennen, diese Frauenorden ohne Gelübde, den Elisabethverein, den Mädchenschutzverein, die Fürsorgevereine besonders für die Jugend und die Arbeiterinnen, und die andern Vereine, auf deren Altären heiliges Feuer, christliche Nächstenliebe lodert. Es ist ein herrlicher Rundblick, in dem weiten Trümmerfeld körperlich und seelisch gebrochener Frauenleben die Zelte der caritativen Frauenvereine wie Lazarette des barmherzigen Samariters aus den Trümmern ragen zu sehen. Dem Königszelt im Mittelpunkt, dem Katholischen Frauenbund, hat Seine Eminenz der Fürstbischof dieser Diözese im letzten Dezember gelegentlich der Generalversammlung des Vinzenzvereins in wenigen Sätzen ein ganzes Programm der katholischen Frauenbewegung mit klarer Zielangabe, aber auch mit festen Grenzlinien entworfen mit den Schlußworten: „Der Katholische Frauenbund bewegt sich auf dem Boden der Kirche. Er will die Frauen bewahren, jene uferlosen Irrfahrten mitzumachen, die ihrem Geschlecht wie der menschlichen Gesellschaft zum Verderben gereichen müssen. . . . Er gibt ihnen einen festen Stand, auf dem sie an dem Wohl ihres Geschlechtes auf dem sichern Grunde der göttlichen Wahrheit weiterarbeiten können." Diese Worte des Fürstbischofs, der Eminenz dieses Katholikentages, sind die beste Empfehlung des Katholischen Frauenbundes.

Eine solche Empfehlung wiegt alle jene Urteile auf, die ohne Verständnis für die soziale Lage und ohne soziales Gewissen herzlos und hirnlos hinter manchen Vorhängen und an manchem Kaffeetisch über den organisierten Frauenapostolat der Gegenwart gefällt werden. Wer an den Weg baut wie unsere sozialen Frauenvereine, hat viele Meister, und die reifen Früchte werden am meisten von den Wespen heimgesucht. Es kann einmal vorkommen, daß eine Dame zur Sitzung des Mädchenschutzvereins geht und daheim das eigene Dienstmädchen sehr schutzbedürftig zurückläßt; es ist aber gewiß nur eine üble Nachrede, daß die gleiche Dame

in den Hütten der Armen eine zweite hl. Hedwig und im eigenen Hause eine zweite Xantippe sein könne. Im ganzen sind unsere Frauenvereine eine hohe Schule echter christlicher Nächstenliebe, eine vaterländische Tat gegenüber notleidenden Kindern des Vaterlandes, die als ein vollgültiger Gegenwert zum Militärdienst des Mannes eingeschätzt werden darf. Es bleibt ein Stolz der deutschen Frauenbewegung, ein Muttermal von ihren ersten Anfängen her, daß sie bisher stets auf die wirtschaftlichen und geistigen und sozial-caritativen Ziele der Bewegung den Nachdruck legte und nicht mit Volldampf in das politische Fahrwasser einlenkte wie die Frauenbewegung jenseits des Kanals und jenseits des Ozeans und damit vor jenen ärgerlichen Formen bewahrt blieb, vor Straßenkundgebungen und andern Überspanntheiten des politischen Feminismus, die nur das eine erreichen, daß sie die ganze Frauenbewegung auch nach ihren guten Zielen gerade bei den Besten des Volkes in Verruf bringen.

Der Schöpfer hat gerade der weiblichen Eigenart eine reiche Ausstattung für die Liebestätigkeit ins Leben mitgegeben, einen scharfen Blick, um verschämtes Elend zu erspähen, ein großes Mitleid, um es nachzufühlen und wo möglich zu heilen. Jede Gabe Gottes aber ist zugleich eine Aufgabe, jedes Talent ist eine Pflicht, das Talent, ob es nun ein münzbares oder ein geistiges oder ein Gnadentalent ist, der Allgemeinheit zum Nutzen in Umlauf zu setzen. So wird die Religion als Verpflichtung, die Gaben des Schöpfers zu nutzen, der fruchtbare Mutterschoß weiblicher sozialer Liebestätigkeit. Der Menschenfreund von Nazareth hat der christlichen Frauentätigkeit nach der schönen Legende mit seinem Bild auf dem Schleier der Veronika das bilderschriftliche Programm gegeben, in jedem Kreuzträger ein Bild des kreuztragenden Meisters zu erblicken und Veronikadienste ihm zu tun — ein religiöser Beweggrund, der alle guten Geister der Nächstenliebe im Frauenherzen wecken und auch dann wach erhalten muß, wenn Verkennung und Mißerfolg in den Schmollwinkel treiben möchten. Strohfeuer der Nächstenliebe, vorübergehende Anwand-

lungen, brennen auf allen Herden; als ewige Lampe brennt die Liebestätigkeit nur im Heiligtum des Glaubens. So viel hat die Religion mit der Frauenfrage sogar nach der sozial-caritativen Seite zu schaffen.

IV.

Das neueste und brennendste Kapitel in der deutschen Frauenfrage von heute ist die Frauenbildungsfrage, zunächst das akademische Frauenstudium. Auf dem Katholikentag in Würzburg 1907, zu einer Zeit, als von den 22 deutschen Universitäten nur acht (die süddeutschen rechts des Rheins sowie Leipzig und Jena) Frauen zuließen, hatte ich die Hoffnung ausgesprochen, es werde „über kurz oder lang, wahrscheinlich über kurz, auch an den andern Hochschulen die Schulsperre für die Frauen aufgehoben werden". Tatsächlich ist kurz darauf diese Weissagung in Erfüllung gegangen. Im Jahre des Heils 1908 haben die preußischen Universitäten und Straßburg links des Rheins den Frauen akademisches Bürgerrecht mit voller Matrikel in Gnaden gewährt. Das gibt mir Mut, noch einmal unter die Propheten zu gehen und zu wünschen, es möchte auch die Katholikenversammlung der Zukunft, diese herrliche Universitas katholischer Weltanschauung, den Frauen volle Bürgerrechte geben, ähnlich wie der Eucharistische Kongreß.

1. Ich weiß recht gut, daß bei dem Wort „akademisches Frauenstudium" am geistigen Gesichtskreis mancher Männer und Frauen eine ganze Wolke von Befürchtungen und Bedenken heraufzieht. Die einen fürchten, verzeihen Sie, eine Entwürdigung der Universität durch die Frauen, die andern eine Entwürdigung der Frauen durch die Universität. Die einen fürchten eine Verweiblichung der Männerbildung, die andern eine Vermännlichung der Frauenbildung und viele eine planmäßige Ausbildung der Einbildung. Indessen, wir Männer dürfen bei der Beurteilung der Frauenfrage nicht in den Fehler fallen, den man den Frauen so gerne vorhält, ich meine, wir dürfen Liebe und Haß gegenüber einer Zeitfrage nicht nach Gefühl und Empfindung, sondern nur nach nüchternen Verstandesgründen verteilen.

Es handelt sich beim Frauenstudium in der Sache nicht um eine Mode der entgleisten Neuzeit. Die Gestalt der Königin von Saba, die nach Salomons Weisheit hungert, ist in der Kirchengeschichte niemals ausgestorben. Die großen Frauen des Mittelalters, die mit dem Lorbeer der gelehrten Geistesbildung und von der Kirche mit der Krone der Heiligkeit geschmückt sind, die hl. Hildegard von Bingen, die hl. Gertrud von Eisleben, die hl. Katharina von Siena, sind eine lebendige Rechtfertigung des heutigen Frauenstudiums, wie wir es meinen. Die Religion des Halbmondes stößt die Mädchen mit roher Faust von jeder Schulbildung, auch der bescheidensten, zurück, und die Hochschulsperrkette bei uns war eher ein Stück Islam auf dem Boden des Christentums. Die Religion des Kreuzes hat im ersten Petrusbrief, also in dem ersten päpstlichen Rundschreiben, als schönsten Schmuck des Weibes den Schmuck des Geistes gefordert (1 Petri 3, 3—4). Die Wertschätzung der Frauenbildung ist also, wie die Wertschätzung der Frau überhaupt, nicht eine Mode von heute, sondern eine alte katholische Überlieferung. Die Form der Bildung ist allerdings neu, aber dazu wurde vor acht Tagen auf dem schweizerischen Katholikentag in Zug ein sehr richtiges Wort erwähnt: „Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist Wille Gottes.“ Ob alt oder neu, es ist Bedürfnis der Zeit, also Wille Gottes.

Es handelt sich zweitens auch nicht darum, die Frauen in Massen in das akademische Studium zu locken und durch einen schrankenlosen Wettbewerb mit den akademischen Männerberufen neben der Frage der billigeren Hand im Erwerbsleben nun auch noch eine Frage des billigeren Kopfes im Geistesleben aufzurollen. Es handelt sich nur um eine vergleichsweise kleine Truppe von wirklich begabten und nervenstarken und sittlich ernsten Mädchen, die am Studium Freude haben, manchmal mit einem Heißhunger nach Weiterbildung, und ihre Zukunft in einem höheren Lebensberuf sicherstellen wollen. Die sieben und acht Schuljahre vor der Studienanstalt werden hoffentlich reichen, den Hoch- oder Tiefstand der geistigen Begabung zu messen. Es wird nicht zu einem

Massenstudium kommen, der Doktorhut wird nie allgemeine Mode werden. Die 1441 Musentöchter, die im Sommersemester 1909 neben 1104 Hörerinnen an den deutschen Hochschulen zumeist im Album der philosophischen Fakultät eingeschrieben waren, erreichen im Vergleich mit den 50000 Musensöhnen noch lange nicht das Zahlenverhältnis der Männer und Frauen in der Allerheiligenlitanei und im Meßkanon. Und sollten im Anfang unter dem Reiz der Neuheit russische oder deutsche Elemente ohne genügende Vorbildung, ohne sittlichen Ernst, ohne die Reife des Charakters in den Hallen der Hochschule sich herumtreiben und vor lauter Studenten die Studien nicht sehen, so haben wir zu unsern Universitäten das Vertrauen, daß sie, wie jeder gesunde Körper, von diesen Schmarotzern der Alma mater durch Handhabung der Zucht und unerbittliche Prüfungen sich freimachen und ihnen im Notfall durch eine rote Radlerin die Exmatrikel zustellen lassen.

2. Alle Vorurteile gegen die wissenschaftlichen Frauenberufe müssen vor der Tatsache verstummen, daß in dieser Frage **Lebensfragen des katholischen Namens** in Deutschland auf dem Spiele stehen. Die katholische Juristin, die in den Rechtsschutzstellen der Katholiken Auskunft gibt über Ehescheidung und andere Anfragen eherechtlicher Natur, — die katholische Fabrikaufseherin, die unter den Arbeiterinnen großer gemischter Fabrikbetriebe die Durchführung der Gewerbeordnung 1891 zur Wahrung guter Sitten überwacht, — die katholische Ärztin, die wissenschaftlich ebenbürtig den Idealismus der christlichen Ordnung verteidigt, wenn Kolleginnen auf Grund ihrer ärztlichen Tätigkeit die sittliche Ordnung der Ehe umstürzen wollen, haben alle eine apostolische Sendung im Dienste unserer Weltanschauung.

Namentlich aber verlangt die Durchführung der neuen Mädchenschulreform eine große Anzahl akademisch geprüfter weiblicher Oberlehrerkräfte, auch unter den Klosterlehrerinnen, und bei diesen Lehrstellen an höheren Mädchenschulen handelt es sich um sehr wichtige Vorposten der einen oder andern Weltanschauung. Der

höhere Lehrberuf wird überhaupt unter allen akademischen Frauenberufen derjenige bleiben, der der weiblichen Seele am meisten verwandt ist und auf einem schon bestehenden weiblichen Beruf sich aufbaut. Die Ernte wäre groß, aber der Arbeiterinnen sind wenige. Ein ministerieller Erlaß vom 3. April 1909, eine Nachschrift zu dem Augusterlaß 1908, hat deshalb den höheren Lehrerinnen unter Voraussetzung einer entsprechenden Jugendbildung, einer zweijährigen Lehrtätigkeit an einer höheren Mädchenschule und eines mindestens sechssemestrigen Universitätsstudiums den Weg zur Oberlehrerprüfung auch ohne Reifezeugnis, ohne den Umweg über die Schulbänke der Studienanstalten, freigegeben. Wir fühlen sehr gut, daß dieser Verzicht auf das formelle Reifezeugnis an einen Grundsatz der Universität rührt, auf dem die Weihe der Jahrhunderte liegt. Und doch begrüßen wir jenen Aprilerlaß, einmal weil er die Gefahr einer Entvölkerung der Lehrerinnenseminare und einer augenblicklichen Überfüllung der Studienanstalten beseitigt, und zweitens weil er zwischen den Zeilen die Erklärung enthält: Nicht nur die Schülerjahre auf den Schulbänken der Studienanstalten können geistige Reife bestätigen, auch die Lehrjahre auf dem Lehrstuhl können zur Reife des Geistes und, was mehr gilt, zur Reife des Charakters führen. Darin liegt eine Anerkennung der unterrichtlichen Tätigkeit, über die jeder Schulmann sich freuen muß. Im übrigen werden wir abwarten, was die praktische Erfahrung, die schon von Cicero belobte Oberlehrerin, dazu sagen wird[1].

---

[1] Das Jahr 1908 hatte, sofern man die Frauenfrage als Frauenbildungsfrage betrachtet, deren Lösung gebracht. Preußens Universitäten öffneten auf Grund des Erlasses vom 18. August 1908 den Frauen als vollberechtigten akademischen Bürgern ihre Tore, und der Erlaß vom 3. April 1909 ließ auch die Schülerinnen der Oberlyzeen unter gewissen Bedingungen zur rite-Immatrikulation in der philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät zu. Diese beiden Erlasse bilden wohl den Abschluß einer jahrelangen Entwicklung, einen gewissen Ruhepunkt; sie sind aber kein Damm, der eine weitere Entwicklung unmöglich machen sollte. So erschienen denn auch in den folgenden Jahren einige wichtige Erlasse, die die Ver-

Der tiefinnere Zusammenhang des akademischen Frauenstudiums mit katholischen Lebensfragen muß es rechtfertigen, wenn ich die

---

ordnungen vom 18. August 1908 bzw. 3. April 1909 teils erklärten und erläuterten, teils aber auch weiterführten.

Schon am 23. September 1908 (U I 2078) wurde das Gasthören der Frauen neu geregelt; war es bisher der einzige Weg, auf welchem Frauen Universitätsstudien betreiben konnten, so wurden jetzt auf die Frauen die Bestimmungen des § 5 der Vorschriften der Landesuniversitäten vom 1. Oktober 1879 und 6. Januar 1905 ausgedehnt.

Ein Erlaß vom 12. Dezember 1910 (Zentralblatt 1911, S. 204—205) will Schwierigkeiten bei der Immatrikulation von Frauen ohne Reifezeugnis beseitigen und bestimmt, daß ihnen von den Direktoren der Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungsämter ein Zeugnis über die Erfüllung der Anforderungen im Sinne des Erlasses vom 3. April 1909 auszustellen sei.

Weit bedeutender als diese mehr verwaltungstechnischen Verordnungen ist der Erlaß vom 11. Oktober 1913 (U II 17138, U I 1), wonach

1. die praktische Ausbildung der jungen Akademikerinnen einheitlich geregelt wird, derart, daß die Abiturientinnen des Oberlyzeums gleich nach Erlangung der Lehrbefähigung für mittlere und höhere Mädchenschulen ihr Studium für das höhere Lehramt (pro fac. doc.) beginnen können; doch setzt die Zuerkennung der Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin die erfolgreiche Ableistung eines Probejahres voraus.

2. werden der Wert und die Bedeutung des Reifezeugnisses eines Oberlyzeums erhöht dadurch, daß es durch Ergänzungsprüfungen zu einem Reifezeugnis erweitert werden und als Grundlage für alle akademischen Berufe dienen kann. Diese Nachprüfung umfaßt für die Erlangung der Oberrealschulreife Mathematik, Physik und Chemie, für das Reifezeugnis eines Realgymnasiums Latein und Mathematik, für das gymnasiale Reifezeugnis endlich Latein und Griechisch. Es müssen darin die dem Charakter der Anstalt in den einzelnen Fächern entsprechenden Leistungen nachgewiesen werden. Diese Ergänzungsprüfung kann frühestens ein Jahr nach Erlangung des Reifezeugnisses des Oberlyzeums abgelegt werden.

3. Der Erlaß vom 3. April 1909 hatte Abiturientinnen der Studienanstalten die Aufnahme in das Seminarjahr des Oberlyzeums gestattet, falls sie sich über den in den wissenschaftlichen Klassen behandelten Unterrichtsstoff in Pädagogik bei der Aufnahme in das Seminarjahr oder bei der lehramtlichen Prüfung ausweisen konnten. Besaß die Schülerin das Reifezeugnis einer gymnasialen Studienanstalt, so mußte sie sich außerdem einer Nachprüfung in der englischen und der französischen Sprache unterziehen (Zentralblatt 1911, 413).

deutschen Katholiken bitte, den **Hildegardisverein** (Aachen, Heinrichsallee 9) großherzig zu unterstützen, der würdigen und

---

Durch den Erlaß vom 11. Oktober 1913 wird diese Vergünstigung auch auf Bewerberinnen ausgedehnt, die im Besitze des Reifezeugnisses einer höheren Lehranstalt für die männliche Jugend sind.

Nennenswerte Erlasse auf dem Gebiete des Mädchenschulwesens und des Frauenstudiums brachten die nächsten Jahre nicht. Mit den kleineren Bundesstaaten, die ihre Schulen nach preußischem Muster gestaltet hatten, wurden Verträge geschlossen über die gegenseitige Anerkennung der Abgangszeugnisse der Oberlyzeen und Studienanstalten, und manches Hindernis wurde dadurch noch weggeräumt. Das Oberlyzeum wurde in seinen wissenschaftlichen Klassen immer mehr von der praktischen Ausbildung entlastet und deshalb angeordnet, daß die in den Bestimmungen vom 18. August 1908 vorgesehenen vier Wochenstunden für Lehranweisung und Lehrproben in O.L. I fortfallen sollen, um dadurch mehr Zeit für die Erreichung der wissenschaftlichen Ziele der Klasse O.L. I zu gewinnen (U II 17254, Zentralblatt 1914, 235). Ein Ministerialerlaß vom 28. Januar 1917 (U II W 497, Zentralblatt 1917, 268) spricht sich dahin aus, daß diese Neuregelung überall Zustimmung gefunden und sich gut bewährt habe.

Durch einen Erlaß vom 5. Februar 1914 (U II 16009, Zentralblatt 1914, 277) wurde die Einrichtung von Lateinkursen an Oberlyzeen gestattet, derart, daß sie nicht zur Vorbereitung auf eine Nachprüfung zwecks Erlangung eines gymnasialen oder realgymnasialen Reifezeugnisses dienen dürfen, sondern die Schülerinnen nur in das Verständnis leichter lateinischer Schriftsteller einführen sollen.

Schwierigkeiten wegen der erforderlichen Schulbildung bei der Zulassung der Oberlyzeistinnen zur Prüfung für das höhere Lehramt wurden durch einen Erlaß vom 30. Juni 1914 (U II 16031, U I, Zentralblatt 1914, 592) aus dem Wege geräumt, indem bestimmt wurde, daß bei Lehrerinnen, die das Reifezeugnis des Oberlyzeums nach der Prüfungsordnung vom 11. Januar 1911 besitzen, von dem Nachweis über die frühere Schulbildung abzusehen ist.

Von größerer Bedeutung für das Frauenstudium ist erst wieder der Erlaß einer neuen preußischen Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen vom 28. Juli 1917 (U II 1844/16, U I, Zentralblatt 1917, 613 ff.), welche die Prüfung in zwei Teile, in eine wissenschaftliche und in eine praktische, zerlegt und diese nach dem Vorbilde Bayerns an das Ende der praktischen Ausbildungszeit rückt. Dem Wortlaut nach erscheinen die neuen Bestimmungen eine bedeutende Erschwerung zu bringen. Forderte die alte Prüfungsordnung die Erwerbung der Lehrbefähigung in *einem* Fach

talentvollen, aber weniger begüterten Katholikinnen die Wege zu akademischen Berufen ermöglichen will, ähnlich wie der Albertus-

---

für die erste und in zwei Fächern für die zweite Stufe, so muß nach den neuen Bestimmungen die Lehrbefähigung in zwei Hauptfächern und in einem Nebenfach erworben werden. Auch in der Prüfung in Philosophie sind die Anforderungen erhöht worden, was mit Rücksicht auf die zentrale Stellung der Philosophie unter den Wissenschaften und auf die Bedeutung einer gründlichen philosophischen Schulung für die Allgemeinbildung nur zu begrüßen ist.

In Wirklichkeit kann man aber von einer Erschwerung des Studiums kaum sprechen, da auch bisher ein überwiegender Prozentsatz der Kandidaten die Lehrbefähigung für die erste Stufe in zwei oder mehr Fächern erwarb. Eine weitere Neuerung ist die Ausdehnung der Studien auf acht statt bisher sechs Halbjahre. Aber auch hier hat man nur den bisherigen Gebrauch zur Pflicht erhoben, wie denn die Prüfungsbestimmungen überhaupt „weniger wesentliche Änderungen als zeitgemäße Erweiterungen, die den Studiengang meist schon bestimmt haben", zeigen (Pfennings, Die neue Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen, in „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage", November 1917, 407).

Am 17. Juli 1918 erfolgte dann endlich die Regelung der praktischen Ausbildung der Kandidatinnen für das Lehramt der höheren Schulen, und zwar wurde bestimmt, daß diejenigen Kandidatinnen, die auf Grund eines Reifezeugnisses einer Studienanstalt studierten, ohne ein Lehramtszeugnis erworben zu haben, gleich den männlichen Anwärtern ein Seminar- und ein Probejahr abzuleisten und am Abschluß dieser Zeit sich der pädagogischen Prüfung zu unterziehen haben. Während dieser Ausbildungszeit sollen sie nicht nur die methodisch-didaktischen Grundsätze sich aneignen, sondern sich auch vertraut machen mit den eigentümlichen Aufgaben, „die sie als zukünftige Lehrerinnen der weiblichen Jugend zu erfüllen haben". Kandidatinnen, die die Lehrbefähigung für Lyzeen und mittlere und höhere Mädchenschulen nach dem Inkrafttreten des Erlasses vom 11. Oktober 1913 (U II 17138, U I) erworben haben, haben nur ein Vorbereitungsjahr abzuleisten. Auch vor diesem Erlaß geprüften Oberlyzeistinnen und Lehrerinnen, die nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 geprüft sind, kann von Fall zu Fall ein Teil der praktischen Ausbildung erlassen und ihnen in „besonders günstig liegenden Ausnahmefällen gestattet werden, sich schon nach drei Monaten zur praktischen Prüfung zu melden". Mit diesem Erlaß vom 17. Juli 1918 ist in Fragen des philologischen Studiums der Frauen ein gewisser Abschluß erreicht.

Magnus-Verein. Im Marianum in Münster werden seit dem Jahre 1899 unter dem Segen der Bischöfe Lehrerinnen, auch

---

Der Augusterlaß hatte den Frauen neue Berufe erschlossen, und das Wintersemester 1908/09 sah in Preußen und in Straßburg zum erstenmal Studentinnen mit vollem akademischen Bürgerrecht; das erste Tausend wurde gleich im ersten Semester nach der Zulassung überschritten, und die Zahl der immatrikulierten Studentinnen ist seitdem stetig im Wachsen begriffen, obwohl in den letzten Semestern der Zuwachs nicht in dem Maße groß war wie in den ersten; zum Beleg die Besuchsziffern einiger Jahre:

Sommersemester	1909:	1441	Studentinnen
Wintersemester	1911/12:	2795	„
„	1912/13:	3213	„
Sommersemester	1914:	4129	„
„	1917:	6205	„.

Die Verteilung unter den einzelnen Fakultäten war in den einzelnen Semestern, z. B. auf den Universitäten Berlin, Bonn, München, die folgende:

Berlin:

	Studentinnen	theol. ev.	iur.	med.	phil.
W.-S. 1908/09:	405	2	3	48	308
S.-S. 1909:	394	1	1	86	306
S.-S. 1912:	679	3	15	147	514
S.-S. 1916:	1128	3	22	251	901
S.-S. 1917:	1208	4	28	266	910

Bonn:

	Studentinnen	theol. ev.	iur.	med.	phil.
W.-S. 1908/09:	70	0	1	6	63
S.-S. 1910:	202	1	1	23	177
W.-S. 1914:	471	1	5	90	375
S.-S. 1917:	525	0	12	133	380

München:

	Studentinnen	iur.	rer. pol.	med.	phil. I	phil. II
W.-S. 1908/09:	134	5	13	63	31	22
S.-S. 1912:	241	3	15	84	90	49
S.-S. 1914:	470	4	19	169	212	66
S.-S. 1916:	694	15	42	256	308	73
W.-S. 1917/18:	896	15	57	347	388	87

Die Anzahl der Studentinnen wächst also von Semester zu Semester; der weitaus größere Teil widmet sich dem höheren Lehrberuf, der der weiblichen Natur am meisten verwandt ist; hier sind es wieder die philologisch-historischen Fächer, die mehr bevorzugt werden (vgl. in der Tabelle

solche im Klosterschleier, auf das Oberlehrerinnenexamen mit bestem Erfolg vorbereitet. In Münster werden auch realgymnasiale Kurse

---

München das Verhältnis von phil. I zu phil. II). Verhältnismäßig wenig ergreifen Frauen das juristische Studium, was wohl darin begründet sein mag, daß hier bisher wenig Anstellungsmöglichkeiten vorlagen. Während des Krieges wurde das Fehlen besonders katholischer Juristinnen und Nationalökonominnen oft sehr bedauert, und es wäre wünschenswert, daß in Zukunft sich mehr Katholikinnen diesen Berufen zuwendeten.

Schwarzseher betrachten mit Schrecken das Anwachsen der Zahl der studierenden Frauen und befürchten für die nächste Zukunft ein Überangebot an akademisch gebildeten Kräften. Ein „akademisch gebildetes Proletariat" fürchtend, warnen sie entschieden davor, einen akademischen Beruf zu ergreifen. Gewiß sind jetzt mehr Angebote von akademisch gebildeten Frauenkräften als etwa vor fünf Jahren, und die Stellen fallen ihnen heute nicht mehr leicht zu. Aber diese Warner sollen bedenken, daß ihre Mahnworte zuerst in katholischen Kreisen, die ohnedies stark konservativ gerichtet sind, Widerhall finden und leicht manch gutveranlagtes Mädchen vom Studium zurückhalten können, obwohl die Katholikinnen noch hinter der Verhältnisziffer unseres Anteils an der Bevölkerung zurückbleiben.

Betrachtet man die Zahl der in Preußen abgelegten Examina pro facultate docendi, wodurch man am ehesten einen klaren Überblick über die Beteiligung der Katholikinnen gewinnen kann, so ergibt sich folgendes Bild:

1911/12:	34 Damen.	Katholische 6	evangelische 23	Jüdinnen 5
1912/13:	63 „	„ 10	„ 49	„ 4
1913/14:	71 „	„ 22	„ 47	„ 2
1914/15:	185 „	„ 44	„ 133	„ 8

(Vgl. Zentralblatt, Ergänzungshefte 1912/15; während des Krieges sind diese statistischen Angaben nicht erschienen.)

Noch ungünstiger ist sicher das Verhältnis für die Katholikinnen in den andern Fakultäten. Eine Statistik darüber ist nicht zu erreichen, aber die Erfahrung hat es immer gezeigt. Besonders gering war bisher die Zahl der katholischen Studentinnen in der juristischen und in der staatswissenschaftlichen Fakultät, und vor und besonders während des Krieges ist den Katholiken dadurch manche Stelle entgangen.

Eine lückenlose Statistik über das Bekenntnis der Studentinnen ist aus verschiedenen Gründen bis jetzt nicht zu erreichen. Die „Mädchenbildung auf christlicher Grundlage" veröffentlichte in der Oktobernummer 1914 eine Teilstatistik über das Wintersemester 1913, die folgendes Bild gibt:

zur Vorbereitung auf die Reifeprüfung abgehalten, ebenso in Frankfurt a. M., auf dem Ursulinengymnasium in Aachen, in

---

Universität	Gesamtzahl der studierenden Frauen	Darunter			Andere Konfessionen oder konfessionslos
		kath.	prot.	jüd.	
Berlin	890	60	591	197	42
Bonn	343	186	143	14	—
Breslau	166	46	81	39	—
Erlangen	32	2	?	?	?
Freiburg i. Br.	243	55	153	32	3
Gießen	30	5	16	9	—
Königsberg	126	4	106	15	1
München	444	114	249	62	19
Münster	195	171	23	1	—
Rostock	16	—	15	1	—
Straßburg	63	20	35	7	1
Tübingen	50	9	40	—	1
Würzburg	24	11	9	4	—

In den letzten Jahren dürfte sich das Bild für uns vielleicht etwas günstiger gestaltet haben.

Die Katholikinnen bilden an den meisten Universitäten die Minderheit unter den Studentinnen; nur Münster macht hier eine Ausnahme. So waren

unter den 32 Studentinnen im Sommersemester 1909 20 katholisch
„ „ 69 „ „ „ 1910 60 „
„ „ 120 „ „ „ 1911 97 „
„ „ 169 „ „ „ 1912 150 „
„ „ 189 „ „ „ 1913 163 „
„ „ 218 „ „ „ 1914 197 „
„ „ 289 „ „ „ 1915 243 „
„ „ 281 „ „ „ 1916 232 „
„ „ 339 „ „ „ 1917 281 „

Auch in Bonn und Breslau sind Katholikinnen zahlreicher vertreten (in Bonn ungefähr ¼ bis ⅓ der Gesamtzahl). An den übrigen preußischen Universitäten sind sie meist stark in der Minderheit.

Die heute am meisten behandelte Frage ist die Frage der Vorbildung zum akademischen Studium oder, genauer gesagt, die Frage, ob das Ober-

München und seit allerjüngster Zeit auch in Freiburg in der Schweiz, in der Vorschule der dortigen Damenakademie vom hei-

---

lyzeum, der sog. „vierte Weg", geeignet sei als Vorbereitung zur Universität. Das Kultusministerium läßt Absolventinnen des Oberlyzeums zum Studium pro facultate docendi zu, läßt auch durch Nachprüfungen das Zeugnis zum Reifezeugnis erweitern. In manchen Kreisen hat sich aber eine lebhafte Gegnerschaft gegen diese Bestimmung entwickelt, und die Oberlyzeistinnen werden nicht überall als Vollkraft angesehen. Auch wollen manche die Bestimmungen vom 3. April 1909 nur als Übergangsbestimmungen gelten lassen. Tatsächlich sind heute eine große Anzahl von Frauen auf Grund derselben immatrikuliert. So hatten z. B. in Bonn

unter den	125	Studentinnen	des	Sommersemesters	1909	21 Abitur
„ „	218	„	„	„	1911	75 „
„ „	295	„	„	Wintersemesters	1913/14	172 „

In den letzten Jahren überwiegen Studentinnen mit dem Reifezeugnis die auf Grund des § 2 studierenden Frauen bei weitem. So standen im Winter 1915/16 in Bonn 366 Frauen mit dem Reifezeugnis einer Studienanstalt nur 45 Absolventinnen des Oberlyzeums gegenüber. Im Sommer 1916 waren es 389 gegen 74. Im allgemeinen macht sich bei den Oberlyzeistinnen ein starker Zug geltend, vor Beginn des akademischen Studiums oder auch während desselben durch eine Ergänzungsprüfung ihrem Zeugnis den Wert eines Reifezeugnisses einer Studienanstalt zu verschaffen.

Vergleicht man die Lehrpläne der einzelnen Anstalten miteinander, so findet man, daß sie wohl nicht Gleichartiges, aber durchaus Gleichwertiges bieten. Die Studienanstalten haben natürlich den Vorteil, daß sie der gerade Weg zur Universität sind und auf alle den Frauen zugänglichen akademischen Studien und Würden vorbereiten. Wohl hört man häufig die Einwendung, sie stellten das Mädchen zu früh (im Alter von 13 bis 14 Jahren) vor die Berufswahl; aber dabei vergißt man ganz, daß bei dem Knaben der Fall ähnlich, d. h. noch ungünstiger liegt. Er wird schon im Alter von 9 bis 10 Jahren auf das Gymnasium geschickt, und damit wird von den Eltern für ihn in gewissem Sinne eine Berufswahl, vielleicht besser eine Berufsauswahl, getroffen. Bei Mädchen tritt die Frage über die Wahl der Anstalt im Alter von 13 Jahren an Eltern und Kind heran, also in einem Alter, in dem über die nötige Begabung zu höheren Studien schon ein ziemlich sicheres Urteil möglich ist.

Hat ein Mädchen Lust und Liebe zum Studium, die nötige Gesundheit und geistige Begabung, und sind die Eltern wirtschaftlich so gestellt, daß sie die nicht unbeträchtlichen Kosten für ein mehrjähriges akademisches Studium

ligen Kreuz. Seien wir katholisch-weitherzig und gönnen wir andern die Bildungswege, die uns selber in unserer Jugend nicht offen-

---

aufbringen können, so empfiehlt sich wohl die Studienanstalt. Wählt es später den Lehrberuf, ohne sich akademischen Studien widmen zu wollen, so steht ihm der Eintritt in das Seminarjahr auf Grund des Erlasses vom 3. April 1909 bzw. 11. Oktober 1913 frei. Die in den Bestimmungen geforderte Nachprüfung in Pädagogik dürfte wohl keine besonderen Schwierigkeiten machen, da ein großer Teil der hier nachzuweisenden Kenntnisse in dem auf den beiden oberen Klassen der Studienanstalten erteilten Unterricht in philosophischer Propädeutik vermittelt wurde (vgl. „Bestimmungen über das höhere Mädchenschulwesen in Preußen", Berlin 1914, S. 25 u. 27).

Das Oberlyzeum ist in erster Linie Fachschule, Vorbereitungsanstalt für die höhere Lehrerinnenprüfung. Diesem Zweck dient die Auswahl des Unterrichtsstoffes, der in einigen Fächern (Religion, Deutsch, Geschichte) über die Ziele der Studienanstalt hinausgeht, in andern (Mathematik und Naturwissenschaften, Englisch und Französisch) das Lehrziel einer Art der Studienanstalten umfaßt. (In Mathematik das der humanistischen, in Naturwissenschaften das der realgymnasialen, in Englisch und Französisch das der Oberrealschulklassen.)

Die Auswahl des auf dem Oberlyzeum zu behandelnden Stoffes verrät eine Meisterhand. Neben vertieften Fachkenntnissen soll den Schülerinnen eine umfassende und gründliche Allgemeinbildung vermittelt werden. Was den dargebotenen Wissensstoff betrifft, so darf man wohl sagen, daß er durchaus geeignet ist, als Grundlage akademischer Studien zu dienen. Die moralische Reife der Oberlyzeistinnen dürfte meist eine größere sein als die der Schülerinnen der Studienanstalten, da hier der pädagogische Unterricht seinen Einfluß auf die Selbsterziehung vorteilhaft geltend macht. Auch die größere apologetische Schulung ist für das Universitätsstudium wichtig. Gerade bei der Gesamtbeurteilung des Oberlyzeums dürfen diese Imponderabilien nicht unberücksichtigt bleiben.

Als Vorbereitung für das Studium pro facultate docendi kann die im Oberlyzeum vermittelte Bildung unbedingt gelten. Viele wählen diesen sog. „vierten Weg", und die bisherigen Prüfungserfahrungen mit diesen Kandidatinnen sprechen wenigstens nicht dagegen. Die philosophische Fakultät der Westfälischen Wilhelmsuniversität hat die tüchtige Arbeit des Oberlyzeums und seine Eignung als Vorbereitungsweg zum philosophischen Studium denn auch dadurch anerkannt, daß sie die Zulassung der Kandidatinnen mit Oberlyzeal-Abitur zur philosophischen Doktorprüfung beantragte. Von dem Gedanken ausgehend, daß persönliche Tüchtigkeit und wissenschaftliche Lei-

standen. Wir sagen nicht: Der persönliche Wert einer Frau und Mutter nach dem Herzen Gottes sei an ihrer Gelehrsamkeit zu messen — mir sollte die Hand verdorren und die Zunge am Gaumen kleben, wenn ich mit einem solchen Satz einen Stein auf meine eigene Mutter schleuderte. Aber wir sagen: Das Studium einzelner ist Bedürfnis der Zeit und damit Wille Gottes. Vox temporis vox Dei.

3. Den studierenden Damen selber aber möchte ich vom ersten Semester ab ins akademische Tagebuch schreiben: Wahren Sie sich auch als Jüngerinnen Minervas die gute weibliche Art! Eine Frau, welche die Rolle eines Mannes spielen will, spielt eine unnatürliche und damit eine ebenso häßliche wie komische Figur. Die Studentin kann nie zum Studenten werden, so wenig ein Mädchen am Gymnasium zum Gymnasiasten werden kann. Eine Studentin, die durch unweibliches, burschikoses Auftreten den männlichen Kommilitonen nachahmen will, entartet zu einem akademischen Zerrbild und hat es zu verantworten, wenn weite Kreise der gebildeten Bevölkerung wegen einzelner entarteter Mannweiber das ganze Frauenstudium in Bausch und Bogen als Unart verurteilen und mit der niederreißenden auch die aufbauende Frauenbewegung verwerfen. Das Jahr 1908 hat die

---

stungen nicht von der Ablegung einer bestimmten Prüfung abhängen, hat sie allen Tüchtigen freie Bahn geschaffen und ihnen zuliebe mit einem durch lange Zeit geheiligten Gebrauch gebrochen.

Als Vorbereitung für die übrigen akademischen Berufe ist das Oberlyzeum allerdings ein Umweg. Zwar kann durch eine Nachprüfung das Reifezeugnis des Oberlyzeums in das Reifezeugnis einer Studienanstalt umgewandelt werden (U II 17138, U I 1); da aber diese Prüfung erst ein Jahr nach Erlangung des Reifezeugnisses eines Oberlyzeums abgelegt werden kann, so bedeutet es (wenigstens theoretisch) den Verlust eines Jahres.

Bei der praktischen Lösung der Frage, ob Studienanstalt oder Oberlyzeum zu wählen sei, sind noch allerlei Gründe mit ausschlaggebend, die auf wirtschaftlichen Erwägungen und örtlichen Schulverhältnissen beruhen. Aber wie immer man auch den sog. „vierten Weg" beurteilen mag, eines sollte man nicht unterlassen: man sollte ihm Gerechtigkeit widerfahren und Zeit lassen, sich zu erproben; denn nur die Erfahrung kann letzten Endes über seinen Wert oder Unwert entscheiden.

Jungfrau von Orléans auf den Altar erhoben, ein Mädchen im Waffenrock, ein Weib in einem sehr unweiblichen Berufe. Was damit seliggesprochen wurde, ist nicht der Militärberuf des Weibes, nicht die Frauenrangliste der Heilsarmee; seliggesprochen wurde die tapfere Art, wie ein glaubensstarkes Mädchen in einer außerordentlichen Aufgabe sogar unter den Waffen die weibliche gute Sitte bewahrte. So wahren Sie sich in akademischer Umwelt Eigenart und Frauenwürde!

Und eine zweite Bitte: Wahren Sie sich auch im Studium Ihren Glauben! Die Wissenschaft, die in die Tiefe geht, ist dem Glauben nicht gefährlich; glaubensgefährlich ist nur das oberflächliche Halbwissen, das schmetterlingsartige Herumflattern auf allen möglichen Wissenszweigen. Glaubensgefährlich ist nicht das Denken, wohl aber das gedankenlose Nachbeten, die Überkritik gegenüber dem Lehrworte von der kirchlichen Kathedra und die Kritiklosigkeit gegenüber den Lehrworten vom akademischen Lehrpult. Die Frau habe, so sagen die Kenner der weiblichen Seele, von Natur aus leicht die Neigung, mit größeren Augen als der Student zum Katheder emporzustaunen, „als diktiert' ihr der Heilige Geist". In blindem Feuereifer für den Monisten, für ihren Faust, wußte Gretchen den seichtesten Monismus nicht mehr vom Gottesglauben ihrer Kindheit zu unterscheiden: So ungefähr sagt es der Pfarrer auch, nur mit ein bißchen andern Worten. Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, und stehet fest im Glauben und betätigt euern Glauben durch das akademische Viertel vor dem Tabernakel, durch Gebet und Empfang der heiligen Sakramente, um so an den Quellen unserer Kraft zu bleiben und nicht nach Schillers Wort des Wissens Gut mit dem Glauben teuer zu bezahlen.

Es werden mancherorts neben der ordentlichen Seelsorge den Männern der gebildeten Stände besondere religionswissenschaftliche Vorträge gehalten. Das ist gewiß ein Pauluswerk des 20. Jahrhunderts. Es wäre aber auch ein Apostelwerk, den Damen der gebildeten Stände etwas Gleichwertiges zu bieten. Auch die Frau

kann zweifeln im Zug der Zeit und unter dem Eindruck der fliegenden Literatur und braucht feste Stützen ihres Glaubens.

V.

Im organischen Zusammenhang mit der Neuordnung des akademischen Frauenstudiums steht die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Preußen auf der Grundlage der allgemeinen Verfügung vom 18. August und der Ausführungsbestimmungen vom 12. Dezember des Jahres 1908. Ich muß mich kurz fassen. Als fester Stamm ist in dem neuen Schulplan, dem Ergebnis jahrelanger ernster Beratungen, die jetzt zehnklassige höhere Mädchenschule angesetzt. Von diesem Stamm zweigen sich für jene kleine Schar, die dem Reifezeugnis und der Matrikel zustrebt, die Wege zu den Studienanstalten ab, zum Gymnasium und Realgymnasium nach dem siebten, zur Oberrealschule nach dem achten Schuljahre, während sich geradlinig aufwärts an die Mädchenschule das höhere, jetzt vierjährige Lehrerinnenseminar mit zwei Fremdsprachen und gleichlaufend dazu die sog. Frauenschule mit zwei Jahreskursen anschließt. Es wird eine kleine Weile Übergangszeit brauchen, bis die Eltern das nicht so einfache Schema mit dem früheren System ihrer eigenen Schulbildung restlos ausgeglichen haben. Die berufenen Stellen haben sich lang und breit über das Gute und Bessergewünschte der neuen Schulordnung geäußert und zu ihrer praktischen Durchführung in einem großen Verband auf der ganzen Linie sich die Hände gereicht. Der katholische deutsche Lehrerinnenverein hat seine Wünsche und Änderungsvorschläge in einer eigenen Denkschrift niedergelegt.

Das neue System hat zwei Stufen der Entwicklung mit einem Schritt genommen, hat aber das neue Werk nicht in Form eines Umsturzes unter Zertrümmerung der alten Ordnung von Grund aus auf neuer Unterlage, sondern in organischem Anschluß und Überbau auf dem alten guten Unterbau geschaffen. Das war ein glücklicher Gedanke, nicht bloß aus schultechnischen Gründen. Wieweit die Wege zu den Studienanstalten Ver-

suchungen für unberufene Geister werden und möglicherweise eine Wegschranke erhalten müssen, kann erst die Zukunft lehren. Es ist hier nicht der Ort und nicht die Zeit, um in eine Einzelbesprechung einzutreten. Zwei Grundgedanken des neuen Schulwesens muß ich aber doch in zwei Minuten auf einem Katholikentag unterstreichen:

In der sog. Frauenschule, der eigentlichen Neuheit des neuen Schulsystems, die auf den späteren hauswirtschaftlichen und hausmütterlichen Beruf im weitesten Sinne des Wortes vorbereiten soll, wird Ernst gemacht mit dem Grundsatz, daß die Schule eine Vorschule für das Leben, die Mädchenschule also eine Vorschule für das Frauenleben sein soll. Nur wollen wir hoffen, daß die Frauenschule selber nicht mit einem solchen Ballast von Abfällen aus den gelehrten Schulen überladen wird, daß sie von ihrem eigentlichen Ziele, der hauswirtschaftlichen Bildung, abgelenkt wird und im Ernst den Namen eines pädagogischen Warenhauses verdiente. Die unlenkbaren Luftschiffe ohne Ziel und Steuer sind im allgemeinen kein Vorbild für unsere Schularbeit; aber die eine pädagogische Losung haben sie uns doch gegeben: Wer in die Höhe will, muß Ballast auswerfen [1].

---

[1] Die oben ausgesprochene Hoffnung hat sich leider nicht voll verwirklicht; die Bestimmungen von 1908, die große Freiheit boten in der Wahl der wissenschaftlichen Fächer und die das Gasthören in den Oberlyzeumsklassen erlaubten, haben leider oft zu einer Zersplitterung der Kräfte geführt, die das wichtigste Ziel der Frauenschule, eine Ausbildung der Mädchen „in der Richtung der künftigen Lebensaufgaben einer deutschen Frau, ihre Einführung in den Pflichtenkreis des häuslichen wie des weiteren Gemeinschaftslebens, in die Elemente der Kindererziehung und Kinderpflege, in Hauswirtschaft, Gesundheitslehre, Wohlfahrtskunde sowie in die Gebiete der Barmherzigkeit und Nächstenliebe", gefährdete oder nur teilweise erreichen ließ. Deshalb hat der Kultusminister unterm 31. Dezember 1917 (U II W Nr. 405 II. I. U III D) eine Neuordnung der Frauenschule vorgenommen, die, von der Not und den Erfahrungen der Zeit geboren, einen großen Fortschritt bedeutet für die soziale und hauswirtschaftliche Frauenbildung. An Stelle des bisherigen Vielerlei tritt „eine straffere Gestaltung des gesamten Unterrichts und eine größere Betonung der praktischen Fächer".

Dazu kommt noch der Wunsch, möglichst weiten Kreisen den Zutritt zu den Frauenschulen zu ermöglichen. War bisher das Abgangszeugnis eines

Im Anfang der neuen Schulverordnung steht der goldene Satz: „Religion und Deutsch werden nach wie vor im Mittel-

---

Lyzeums conditio sine qua non der Aufnahme als Vollschülerin, so können jetzt auch Schülerinnen mit anderer Vorbildung, sofern sie nur die nötige geistige Reife haben, zugelassen werden.

Die zweijährige Frauenschule soll die Regel sein; doch ist, wo die örtlichen Verhältnisse es ratsam machen, auch eine kürzere Ausbildungszeit gestattet. Der Unterricht gliedert sich in Fachunterricht und wissenschaftliche Weiterbildung. Ersterer umfaßt Haushaltungskunde, Ernährungslehre, wirtschaftliches Rechnen, Buchführung und Gesundheitslehre, verbunden mit praktischer Arbeit in Säuglings- und Kleinkinderpflege. Der wissenschaftliche Unterricht, der in der Hand einer Akademikerin liegen soll, die als „Oberin" unter der Oberleitung des Direktors die verantwortliche Leitung der Frauenschule übernimmt, umfaßt Religion, Erziehungslehre, Deutsch und Geschichte mit Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre. Die Neuordnung gibt praktische Winke für die Auswahl des Stoffes; in der Religion sind besonders die christliche Sitten- und Pflichtenlehre, die christliche Liebestätigkeit und Fragen der Weltanschauung zu behandeln. „Aus unserer deutschen Literatur soll das Beste und Tiefste, das der Heranbildung starker sittlicher Persönlichkeiten dient, ausgewählt werden" und außerdem in erster Linie auch solche Werke herangezogen werden, die „einen Einblick in unser deutsches Volkstum gewähren".

In der Erziehungslehre soll das Verständnis für die kindliche Natur erschlossen und die Schülerinnen sollen zur Beobachtung der kindlichen Seele und zu praktischer Mitarbeit auf dem Gebiete der Kleinkindererziehung angeleitet werden. Auch das Verständnis für pädagogische Tagesfragen soll angeregt und dadurch das Zusammenarbeiten von Schule und Haus erleichtert werden.

Die Geschichte endlich soll Verständnis für Fragen der Volkswirtschaft vermitteln und im Verein mit der Religion soziales Empfinden wecken. Wir sehen: überall will der Unterricht der Frauenschule die Beziehungen zum Leben aufsuchen, will Anteilnahme für soziale Fragen wachrufen und die Schülerinnen zur tatkräftigen, opferbereiten Mitarbeit an deren Lösung heranziehen und begeistern.

Die Frauenschule hat das Recht, Schlußzeugnisse auszustellen, die zum Eintritt in die Lehrgänge zur Ausbildung von technischen Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen berechtigen und dabei gewisse Vorteile verleihen. Sie gewähren „außerdem Zulassung zu der Mittelstufe eines staatlich anerkannten, selbständigen Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminars mit $1^1/_2$jährigem Lehrgang und zur Ausbildung als Jugendleiterin".

Der Lehrplan der Frauenschule ist wohl geeignet, „die Bildung der weiblichen Jugend allgemeiner und gründlicher als bisher im Hinblick auf

punkte der Mädchen- und Frauenbildung stehen." Das ist ein goldenes Wort, um das die Katholiken in Frankreich und Italien uns beneiden mögen. Die Religion, die Fürstin aller Erziehungsmittel, soll über alle Schularbeit segnend ihre Hände breiten, und wenn die gesamte Bildung der deutschen Frau erhöht wird, sollen auch die Ziele der religiösen Erziehung höher gesteckt werden. Dann wird auch die sittliche Bedeutung der neuen Bildungswege sich voll entfalten und manches junge Leben vom 15. bis 25 Lebensjahre mit ernster Arbeit ausgefüllt und manches Frauenleben, besonders in den oberen gesellschaftlichen Schichten, statt der gähnenden Leere einen reichen Lebensinhalt finden. Damit wird dem Glück der Familie und dem Glück der Frauen unter dem Segen der Religion eine neue Goldmine sittlicher und sozialer Werte sich erschließen.

* * *

Während meiner Rede über die Frauenfrage haben die katholischen Kirchen in Breslau den Englischen Gruß geläutet und mit dem Englischen Gruß ein Brevier der katholischen Frauenbewegung uns zugeläutet. Für uns Katholiken ist die Antwort auf die Frauenfrage Mensch geworden in jener Lichtgestalt, die wir als die Gesegnete ihres Geschlechtes grüßen, ein redendes Bild verklärter Weiblichkeit, ein Höhenbild sittlicher Frauengröße, ein hohes Lied weiblicher Würde. Unser Gruß gilt der gnadenvollen Mutter, die als Mutter Imanuels den häuslichen und mütterlichen Beruf der Frauenwelt geweiht und verklärt hat. Und wenn ich tausend Frauen nach dem Herzen Bebels dem Mutternamen fluchen höre: „Die Mutterschaft mache das Weib

---

die Aufgaben der künftigen Frau, Mutter und Staatsbürgerin zu ergänzen", für die Akademikerin aber, besonders für solche, die Religion, Deutsch, philosophische Propädeutik und Geschichte studiert haben und die volkswirtschaftliche und soziale Interessen haben, ist ein neues Arbeitsfeld erschlossen, auf dem sie segensreich wirken können zum Besten unserer weiblichen Jugend, die die Mütter von morgen gibt, und zum Wohle unseres in der Not doppelt geliebten Vaterlandes.

für den Konkurrenzkampf mit dem Manne unfähig, und darum sei die Mutterschaft ein Fluch des Weibes", dann höre ich Millionen den Mutternamen segnen, Millionen christlicher Frauen beten: Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes. Wo man das Ave betet, da stehen die Achtung vor der Frau und die Würde der Mutter in guter Hut.

Unser Gruß gilt zweitens der liebevollen Frau, der Trösterin der Betrübten, dem lebendigen Programm der liebestätigen Frauenarbeit. Sie hat die saure Pflichtarbeit der Frau um das tägliche Brot geweiht, als Vorarbeiterin ihrer Schwestern im erwerbstätigen Leben, sie hat auch die freiwillige Arbeit sozialer Liebestätigkeit zum Evangelium erhoben. Vielleicht haben hilfsbedürftige Frauen als Töchter Evas es nicht verdient, daß man so viel Liebe an sie verschwende; aber als Schwester der Imanuelmutter hat auch die Ärmste und Verkommenste ihres Geschlechtes es verdient, daß man sie wirtschaftlich und sittlich aus dem Staube ziehe. So ist das Ave Maria ein Brevier der Frauenliebestätigkeit.

Unser Gruß gilt endlich der geistvollen Frau, der Alma mater des Frauenstudiums und dem lebendigen Urevangelium der Frauenbildung. Ihr Magnifikat, eine Dichtung aus den Höhen des Geistes und den Tiefen des Gemütes, ist der Auftakt zur Mitarbeit der Frau auf dem Gebiete der Kunst und des Geisteslebens geworden. Die Feuerzunge, die sich auf dem Haupte der Königin der Apostel niederließ bei der großen Geistessendung am Pfingsttag, war wie eine Geistessendung an die Frauenwelt, wie ein Weckruf zum Apostolat der Frauen. Die Sängerin des Magnifikat ist uns Katholiken ein lebendiges Magnifikat auf weiblich geartete und religiös gestimmte Frauenbildung, ein lebendiges Evangelium dafür, daß auch die Frauenwelt für das Licht, nicht für die Finsternis, erschaffen ist.

II. Moderne Frauentätigkeit im Lichte des katholischen Glaubens.

Rede auf der fünften Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes in Straßburg am 14. Oktober 1912. (Sammlung sozialer Vorträge, herausgegeben von der Zentrale des Katholischen Frauenbundes 1913, Heft 22.)

Hell und heilig grüßt uns im Straßburger Münster aus dem Chorfenster ein wundersames Bild: das alte Fahnenbild von Straßburg, die liebliche Mutter mit dem göttlichen Kind auf dem Schoß. Die Mutter breitet die Arme aus, um als Schutzfrau von Straßburg den Frauentag willkommen zu heißen, und das Kind hebt das rechte Händchen, um die Schwestern seiner Mutter zu segnen. Zwei Charakterzüge leuchten aus dem Bilde der Straßburger Madonna: ehrfurchtgebietende Würde und menschenfreundliche Güte. Würdevoll thront sie im fürstlichen Gewand auf erhabenem Throne, und menschenfreundlich neigt sie sich mit offenen Armen den Kommenden entgegen. Von diesen beiden Grundzügen im Bilde der Straßburger Madonna wird der Straßburger Frauentag lernen, einerseits Ehrfurcht vor Frauenrecht und Frauenwürde zu fordern und anderseits mit offenen Händen soziale Menschengüte zu verschenken.

Moderne Frauentätigkeit im Lichte des katholischen Glaubens! Ein solches Thema läuft Gefahr, nach zwei Seiten anstößig zu sein. Die einen stoßen sich vielleicht an seinem ersten Teil, wo von moderner Tätigkeit die Rede ist, die andern an seinem zweiten Teil, wo vom Licht der katholischen Weltanschauung die Rede ist. Wir hören es singen und sagen, der moderne Mensch sei nicht mehr gläubig, und der gläubige Mensch sei nicht mehr modern. Nun wollen wir den Modernen beweisen, daß die moderne Zeit mehr, als sie glaubt, an beschlagnahmten Glaubensgütern zehrt, und den Gläubigen wollen wir beweisen, daß der katholische Glaube mehr, als wir glauben, mit den kräftigsten Befehlen und Antrieben uns in die modernen Zeitaufgaben hineinstellt.

Im Lichte des katholischen Glaubens! Konfessionelle Angriffe liegen uns fern. Die katholischen Frauen sind bereit, gegebenenfalls mit andern Frauenverbänden, die dem Glauben nach von ihnen getrennt, dem vaterländischen und sozialen Empfinden nach mit ihnen verschwistert sind, auf neutralen Gebieten deutscher Fraueninteressen und sozialer Fürsorgebestrebungen Hand in Hand zusammenzugehen, und gerade der elsässische Zweigverein hat in den letzten Jahren durch solche schwesterliche Zusammenarbeit schöne Erfolge erzielt. Die katholischen Frauen können aber nicht darauf verzichten, auf einer Generalversammlung des Katholischen Frauenbundes die eigenartigen, bodenständigen, sozialen Wertgrößen des katholischen Glaubens und die organischen Zusammenhänge zwischen kirchlicher Weltanschauung und modernen Zeitaufgaben auf den Leuchter zu heben und leuchten zu lassen. Auf dem Berliner Frauentag im zweiten und dritten Monat dieses Jahres (1912) wurden zum erstenmal die verschiedenen Ziele und Wege der verschiedenen deutschen Frauenverbände in ruhiger Aussprache — parlamentarischer als in manchen Männerparlamenten — entwickelt, und dort hat Hedwig Dransfeld in ihrer meisterhaften Art den Sonderzielen und Sonderwerten der katholischen Frauenbewegung ein hohes Lied gesungen. Der Katholische Frauenbund hat in der Tat eigene Werte, eigene Ziele, eigene Beweggründe. Wir haben von andern gelernt, wir sind aber keine bloße Abschrift. Auch die andern haben von uns gelernt, und in manchen Programmpunkten der nichtkatholischen Frauenbewegung, auch der Frauenbildungsbewegung, stoßen wir, wenn wir tiefer graben, auf weiland katholische Beweggründe, auf altes beschlagnahmtes Kirchengut.

Meine Darlegungen werden also von selber zu einer Verteidigung des Katholischen Frauenbundes, den ich für eine soziale Notwendigkeit des 20. Jahrhunderts halte. Vielleicht kommt einmal die Zeit, die ihn und die andern katholischen Verbände für eine Staatsnotwendigkeit hält. Um das weite Fragengebiet des Themas einigermaßen abzugrenzen,

reden wir zuerst von dem Licht, das der katholische Glaube auf moderne Frauentätigkeit im allgemeinen ausstrahlt, um dann zu einzelnen Frauenberufen im Lichte des Glaubens überzugehen.

1. Die Lebenstätigkeit im Lichte des Glaubens.

Die Glaubenssätze der katholischen Kirche sind keine graue Theorie, keine willkürlichen Turngeräte der theologischen Forschung. Die Glaubenssätze fordern das Leben nach und aus dem Glauben, sind also zugleich Gebote der sittlichen Lebensordnung, Früchte vom Baume der Erkenntnis und Früchte vom Baume des Lebens, Licht und Pflicht zugleich. Jedes Dogma ist unmittelbar ein Aufblick nach den Höhen himmlischen Lichtes und mittelbar ein Ausblick nach den Weiten irdischer Pflichten. Eine kleine Zahl ringender Seelen kommt mit dem Glauben ihrer Jugend wegen innerer Schwierigkeiten nicht mehr ins reine; größer ist die Zahl der andern, denen das Glauben wegen seiner unabweislichen sittlichen Forderungen so schwer fällt. Sie gehen dem Dogma aus dem Weg, nur um den sittlichen Folgen des Dogmas aus dem Weg zu gehen. Wenn das Einmaleins und der pythagoreische Lehrsatz die gleichen Forderungen an das sittliche Leben stellten wie die Artikel des Credo, sie würden ebenso ungläubig wie diese aufgenommen werden.

Eine von den sittlichen Forderungen des Glaubens heißt ernste berufliche Tätigkeit, Anspannung und Sammlung der Kraft. Die faulen Knechte, die ihr Talent vergraben, die törichten Jungfrauen, die ihr Leben verschlafen, sind keine Heiligen nach dem Herzen des Evangeliums. Die auf dem Markte müßig stehen, werden auf den Arbeitsplatz befohlen (Matth. 20, 1 ff.), und Paulus hat das Gesetz der Arbeit noch kräftiger gefaßt: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ (2 Thess. 3, 10.) Mit den Lilien, die nicht arbeiten und nicht spinnen und doch schöner gekleidet sind als Salomon in seiner Herrlichkeit, sollte keineswegs die Arbeitsscheu für die Frauenwelt durch die Blume heiliggesprochen

werden. In der Geschichte der Missionen sind Arbeitsgeist und Glaubensgeist miteinander aufgelebt und miteinander abgestorben. Wenn es auf einem Missionsposten nicht gelang, die Wilden zur Arbeit zu erziehen, mußte auch die Mission des Glaubens ihre Zelte wieder abbrechen. Und ebenso wird es für die Lösung der Dienstbotenfrage viel bedeuten, wenn die Herrschaft für ihre eigene Person die soziale Würde der Arbeit erfaßt und die Dienstboten durch eigene, nach festem Lebensplan und Tagesplan geordnete Tätigkeit zur Arbeitsfreude zu erziehen versteht. Der hochverdiente Prälat Müller-Simonis, der den Frauenbund im Elsaß aus der Taufe gehoben und bis heute Patenstelle an ihm vertreten hat mit allen Pflichten einer solchen Stelle, hat auch eine Brockensammlung in Straßburg ins Leben gerufen, die heute noch prächtig arbeitet. Neben dieser caritativen Brockensammlung gibt es aber noch eine andere, eine aszetische Brockensammlung, die darin besteht, daß man die verlorenen Viertelstunden und Minuten des Tages für eine bestimmte Arbeit, Handarbeit oder Geistesarbeit, sammelt. Bischof Dupanloup führte ein Wort vom Kanzler d'Aguesseau an: Ich habe, sprach der Kanzler, meine Bücher geschrieben in den fünf Minuten, um welche meine Frau 20 Jahre lang zu spät zum Essen kam.

Dem Tätigkeitsgebot des Glaubens steht nicht entgegen die Lehre von den sog. *passiven Tugenden*, von Geduld im Leiden, von Sanftmut, von Gehorsam — Tugenden, die man gar noch als *weibliche Tugenden* betitelte. Die Bezeichnung „passive Tugend" ist recht unglücklich gewählt: passiv ist der Zustand, in welchem die Tugend geübt wird, die Tugend selber aber ist eine Tugend*handlung*, also etwas Tätiges, nicht etwas Passives. Geduld in kranken Tagen und unfreiwilligen Arbeitspausen erfordert sogar ein höheres Aufgebot tätiger Willenskraft als Arbeit in gesunden Tagen. Der Glaube, der im Zeichen des Opferlammes an der Schlachtbank steht, steht damit im Zeichen höchsten Opferwillens, nicht im Zeichen stumpfen Geschehenlassens. Tugendhaftes Stillehalten als Höhepunkt der weiblichen Tugend-

haftigkeit zu bezeichnen, ist also ebenso verkehrt wie die Annahme, mit der Lehre von den passiven Tugenden solle der Untätigkeit im Lichte des Glaubens die Tugendrose gespendet werden.

Auch durch die sog. rein beschaulichen Orden wird die Untätigkeit nicht auf den Altar erhoben. Wir dürfen für die nächste Zeit die statistischen Tabellen von Frau Geheimrat Heßberger erwarten. Das Größte und Schönste, das Klösterlichste an unsern Klöstern, den inneren Opfergeist, wird die Statistik niemals für die Außenwelt in Ziffern veranschaulichen können, und doch hat die Statistik, diese modernste Wissenschaft, für die Ehre des katholischen Namens eine große Bedeutung. Die genannten Tabellen werden eine Heerschau über die Heerscharen der katholischen Liebestätigkeit geben und den Zahlenbeweis erbringen, daß die Zahl der rein beschaulichen Orden eine verschwindend kleine ist im Vergleich mit der Zahl der caritativ-tätigen Ordensfrauen. Zudem ist das Leben der beschaulichen Ordensfrauen kein untätiges Lazzaronileben. Bis die Nichtbeschaulichen außerhalb des Klosters aus ihrer beschaulichen Ruhe erwachen und zum Frühstück kommen, haben die beschaulichen Ordensfrauen schon drei und vier Stunden im Morgenchor geistig gearbeitet. Auch über der Klosterzelle steht in Flammenschrift als Glaubensgebot das Gebot, tätig zu sein.

2. Die soziale Tätigkeit im Lichte des Glaubens.

Wie alle Forderungen des Glaubens behält auch das Gebot ernster Lebensarbeit gegenüber den modernen Zeitaufgaben gesetzliche Kraft. Die Gotteskräfte des Glaubens sind unter den Trümmern des Altertums nicht mitbegraben und mit den Farben des farbenfrohen Mittelalters nicht mitverblaßt, unsere Glaubenssätze haben als Ewigkeitswerte ebensogut für die neue Zeit und für das 20. Jahrhundert eine göttliche Sendung. Auch die moderne soziale Arbeit, die der Katholische Frauenbund als seine eigentliche Sonntagsaufgabe betrachtet, ist unmittelbar oder mittelbar, ausgesprochen oder stillschweigend, von

den guten Geistern des Glaubens angeregt. Die Formen und Formeln der sozialen Betätigung, die Gestaltung des vielgestaltigen Vereinswesens, die Erfolge der sozialen Schutzgesetzgebung sind Schöpfungen der neuen Zeit; ein Verdienst des alten Glaubens aber bleibt der geschichtliche Anstoß zur sozialen Arbeit und der still schaffende Heilandgeist als innerste Triebkraft des sozialen Außenbetriebs. Die Urformel für den Zusammenhang zwischen Glauben und sozialem Empfinden bzw. zwischen Unglauben und sozialem Stumpfsinn ist in dem Paulussatz ausgesprochen: „Wenn einer für die Seinigen und zumal für die Hausgenossen keine Sorge trägt, hat er den Glauben verleugnet und ist schlechter als ein Ungläubiger" (1 Tim. 5, 8).

Unseres Glaubens höchstes Gebot, das Gebot der allgemeinen Menschenliebe, ist heute allerdings auch Kulturgut und Staatsgebot, ist aber von Haus aus christliches Glaubensgut und Gottesgebot. Der Naturmensch ohne religiöse Führung erhebt sich nicht über die Sittlichkeit des eigenen Vorteils. Die kleine Therese, die am Namenstag der Mutter den großen Namenstagkuchen auf dem Tisch umarmt mit den Worten: „Therese das alles allein essen", hat die alles allein essen wollende Selbstsucht als Moral der Naturkinder auf die kürzeste Formel gebracht. Erst durch den Einfluß des christlichen Glaubens ist die allgemeine Menschenliebe, das Leben für andere, das Verzichten zugunsten von andern, Kulturgut geworden. Im letzten Grund ist also das Gebot der allgemeinen Menschenliebe der große Baumeister aller Waisen- und Krankenhäuser, der große Rechenmeister aller Fürsorgebestrebungen. Bekanntlich hat man zwischen diesem Grundgebot des christlichen Glaubens und der Grundkraft der weiblichen Seele eine Seelenverwandtschaft entdeckt; eine größere Artigkeit kann der Frauenwelt nicht gesagt werden.

Noch manche andere Glaubenssätze haben sich als kostbare Wertgüter der sozialen Kultur erwiesen: ein soziales Pfund das Dogma von der Einheit des Stammvaters und der Einheit des Erlösers für alle Menschen, wodurch alle in Adam

und in Christus Geschwister werden. Ein soziales Pfund das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele, das auch dem Kind und dem Ärmsten Menschenrechte verbürgt und nach sozialer Gerechtigkeit für alle ruft. Ein soziales Pfund die Weihe der Werktage mit der Sonntagsfeier und die Wertung der Lebensarbeit im Lichte des ewigen Lebens. Ein soziales Pfund das Dogma von der Gemeinschaft der Heiligen, das über die Diesseitsgrenzen hinweg die streitende, leidende und triumphierende Kirche in gegenseitiger Hilfe verbunden hält und selbst für die Toten noch helfende Liebe fordert. Ein soziales Pfund das Dogma von der Königin der Frauenwelt, die als Kind der Gnade in Fülle empfangen hat und darum als Mutter der Gnade mit vollen Händen verteilt. Durch Einschaltung dieser und anderer Glaubenssätze wurde der soziale Arbeitsapparat in Betrieb gesetzt und bei Störungen im Gang erhalten, wenn auch die Leitungsdrähte, die den Kraftstrom aus dem Heiligtum des Glaubens in die Werkstatt der sozialen Arbeit führen, nicht immer so offen liegen wie die Leitungen des elektrischen Stromes in unsern Fabriken. Die neue und neueste Zeit sucht diese Kraftverbindung mehr und mehr wieder auszuschalten. Die Wortführer der sog. unabhängigen Moral und die Vertreter der sog. ethischen, dogmenlosen Kultur stellen die ursächlichen Zusammenhänge zwischen Glaubensgebiet und sozialer Sittlichkeit überhaupt in Abrede. Ihnen gilt das Prophetenwort: Ihr habt die Stadtmauern ausgebessert und die Wasserleitung eingerichtet und Waffenvorrat gesammelt, aber den Herrn, euern Gott, habt ihr darüber vergessen (Is. 22, 8—11). Gleich den Bewohnern von Unterägypten, die ihre Gärten mit Nilwasser tränken und bebauen, ohne die Quelle des Nils zu kennen, arbeitet auch die soziale Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen vielfach, ohne es zu wissen, mit einem geistigen Betriebskapital, das in seiner Quelle aus dem Glauben stammt.

Das Licht des Glaubens leuchtet aber nicht bloß über den sozialen Werken, es leuchtet *auch über den sozialen Werkleuten und Werkführern.* Die Mitarbeit auf sozialem Gebiet

erfordert einen fast unerschöpflichen Vorrat an Begeisterung und Schaffensfreude, zumal der Arbeiter wenige sind und jede einzelne für zwei und drei arbeiten muß. Erfahrungsgemäß bewahren nur diejenigen sich die Arbeitsfreude trotz aller bitteren Erfahrungen, die ihre soziale Tätigkeit in religiösem Geist als berufliche Aszese auffassen. Man kann über der sozialen Arbeit sich verlieren, über dem äußeren Vielerlei ins Geistlose, über dem kleinlichen Gezänk ins Persönliche sich verlieren. Man kann aber auch über der sozialen Arbeit sich wiederfinden. Gar manche Frau, die ihre Mutterfreude begraben mußte und in der Trauer zu versteinern drohte, hat sich an der Hand von Glaubensantrieben zur sozialen Arbeit aufgerafft und in der Jugendpflege in einem Kreise von angenommenen Kindern mütterliche Lebensfreude wiedergefunden.

3. Die Vereinstätigkeit im Lichte des Glaubens.

Unsere ausgesprochen katholischen Organisationen wie der Katholische Frauenbund bekennen mit dem Beiwort „katholisch", daß sie ihr Zelt an dem Einheitsbau der Kirche, an diesem großartigsten korporativen Gebilde der Weltgeschichte, angebaut haben. Dadurch sind diese Vereine aber auch unter sich in Einheit verbunden wie Zelte im Umkreis des gleichen Königszeltes, wie Kapellen im Umkreis des gleichen Domes. Zu den beiden bisherigen Glaubensgeboten: Tätigkeit und soziale Liebe, reiht sich also im Lichte des Glaubens für die Vereinstätigkeit die dritte Forderung der katholischen Einheit. In Korinth begegneten sich die verschiedensten Völker in den verschiedensten Sprachen, und doch konnte der Apostel an die Gläubigen von Korinth schreiben: „Wir sprechen alle die nämliche Sprache" (1 Kor. 1, 10). Wir sprechen alle die nämliche Sprache, weil wir alle zu dem nämlichen Vater im Himmel rufen: „Vater unser", und zu der nämlichen Kirche sagen: Du bist meine Mutter. Die Vereine, die ihrem Namen nach die im sozialen Leben Getrennten „vereinigen" sollen, dürfen die im Glauben

Vereinigten nicht trennen. Nicht einmal des Heilands reine Hände haben Steine geworfen; noch viel weniger dürfen es jene Hände, die keine Heilandhände sind.

Die Zusammenfassung der Katholiken in katholischen Vereinen hat ihre guten Gründe. Auch in der sittlichen Ordnung herrscht das Gesetz der Wahlverwandtschaft, kraft dessen Gleichartiges, Seelenverwandtes sich gegenseitig anzieht und zusammenschließt. Die „Absonderung" in konfessionellen Verbänden hat sich je länger je klarer als der sicherste Weg zum Frieden unter den verschiedenen Bekenntnissen erwiesen. Mit den Israeliten leben wir in Frieden, weil hier alle simultanen Beziehungen auf religiösem und halbreligiösem Gebiete schiedlich-friedlich gelöst sind. Es gibt, wie oben schon gesagt, neutrale Arbeitsgebiete, auf denen Verschiedengläubige zusammenarbeiten können und in unserem Vaterlande auch zusammenarbeiten müssen; daneben gibt es aber wesentliche Fragen, deren Beantwortung je nach dem konfessionellen Standpunkt so grundsätzlich verschieden lautet, daß ein simultaner Verein auf diesem Fragegebiet eine doppelherzige und doppelzüngige Mißgeburt wäre. An der Frage, ob die Ehe auflöslich oder unauflöslich sei, trennen sich die katholischen und nichtkatholischen Frauenvereine, wie Ja und Nein sich trennen, und doch muß die soziale Frauenarbeit vor allem in dieser Grundfrage über die Ehe, also über die allersozialste Einrichtung der Gesellschaftsordnung, sich klar sein, zumal die Frau beim Umsturz der ehelichen Ordnung der leidtragende Teil bleibt. Die Armen- und Krankenpflege ist gewiß auch etwas allgemein Menschliches ohne konfessionelle Färbung, wenn es sich nur um Brotkarten für die Armen, um körperliche Pflege für die Kranken handelt; wollen wir aber dem Armen die seelische Verbitterung, die größere Hälfte seiner Armut, und dem Kranken den seelischen Unfrieden, die größere Hälfte seiner Krankheit, abnehmen, dann führen die Armen- und Krankenpflege von selber auf das Gebiet der Weltanschauungen, also auf das religiöse und konfessionelle Gebiet. Die Errichtung von

Volksbüchereien und Lesehallen ist gewiß zu begrüßen; will aber der Bibliothekar mehr sein als ein Büchergeber, will er ein Volkserzieher sein, der den Bücherverlangenden, namentlich der Jugend, über das Was und Wie des Lesens erziehlich an die Hand geht, dann ist gerade mit Rücksicht auf den konfessionellen Frieden die Einrichtung konfessioneller Büchereien zu wünschen. Die allgemeine Bücherei ist vielerorts ein Wetterwinkel des Unfriedens zwischen den verschiedenen Bekenntnissen. Auf der Ehrentafel des Straßburger Frauenbundes leuchten in den letzten Jahren besonders zwei Verdienste. In dem einen Fall handelte es sich darum, den sittlichen Notständen in den Mansardenwohnungen der Dienstboten zu steuern, und hierin haben unsere Bundesdamen bei den nichtkatholischen Frauenverbänden das freundlichste Entgegenkommen gefunden. In dem andern Fall handelte es sich um einen Dienstvertrag zwischen Herrschaft und Dienstboten, also auch um die Frage, ob dem Dienstboten jeden Sonntag, und zwar jeden Sonntagvormittag die Zeit zum Besuch des Gottesdienstes freizugeben sei, und hierin war natürlich für die Katholiken durch das Kirchengebot die Antwort viel klarer gegeben als für die Andersgläubigen. Sport- und Wandervereine sind gewiß an sich konfessionell neutraler Boden; wenn aber die Leitung der Sportvereine sich nicht entschließen mag, bei Aufstellung des Sonntagsprogramms das Kirchengebot in Rechnung zu stellen, bleibt nichts als die konfessionelle Absonderung übrig. Wir wollen unsere Jugend nicht dem mitleidigen Lächeln über dogmatische Gebundenheit aussetzen, wir wollen ihr frühzeitig zum Bewußtsein bringen, ihr und ihren Eltern, daß man bei Ausflügen am Sonntagvormittag ebenso mit dem Kirchengesetz rechnen muß wie am Werktagvormittag mit dem Schulgesetz. Vereinsgründungen und Vereinsleben können sich also durchaus nicht jeglicher Rücksicht auf den Glauben entschlagen. Darin liegt die Daseinsberechtigung konfessioneller Vereine. Allenthalben sucht man die Simultankirchen abzuschaffen; beide Bekenntnisse singen ein Alleluja, wenn in einer Gemeinde ein solches Zwitterding

durch eigene getrennte Kirchen ersetzt wird. Es wäre dem Zuge der Zeit zuwider, auf der einen Seite die alten simultanen Kirchen abzulösen und auf der andern Seite neue simultane Vereinszelte aufzuschlagen, wenn deren Vereinszwecke nicht auf rein wirtschaftlichem Boden liegen.

Mittelbar strahlen viele Glaubenstatsachen höheres Licht über die Arbeitsgebiete und Arbeitsantriebe moderner Frauentätigkeit. Im Lichte der Taufgnade z. B. wächst die Würde des Kindes für die Augen der gläubigen Kinderpflege; im Lichte des Unsterblichkeitsglaubens klären sich die Persönlichkeitsrechte des Armen für die Augen der gläubigen Armenpflege. Andere Glaubenssätze haben auch unmittelbar der katholischen Frauenbewegung Entwicklungslinien und Grenzlinien gezogen, an denen nicht zu rütteln ist. Hierher gehört der Rechtssatz, der die Priesterweihe und damit die Amtstätigkeit des Priestertums dem Manne vorbehält, der Glaubenssatz von der unauflöslichen Ehe, das Apostelwort (Eph. 5, 23) von der Unterordnung der Ehefrau unter die häusliche Autorität ihres Mannes, der Glaubenssatz vom Wertverhältnis zwischen Ehe und Jungfräulichkeit, in entfernterem Maße auch die Bücherverbote der Kirche, die bei Errichtung einer Volksbücherei zu beachten wären. Auch diese Glaubenssätze sind Wohltäter der katholischen Frauenbewegung; denn wer mir einen Irrweg versperrt und erspart, hat zu meinem Besten gehandelt so gut wie derjenige, der mir den rechten Weg zeigt. Solcher Grundsätze, die für die Frauenbewegung einen klar vorgezeichneten Weg bedeuten, sind es im ganzen nur wenige, viel weniger, als man gemeinhin glaubt. Willkür und Parteileidenschaft dürfen die Grenzlinien nicht enger ziehen und nicht auf allen Wegen und Stegen dogmatische Verhaue wittern oder gar selber errichten wollen. Diesseits der Alpen werden überhaupt keine neuen Glaubenssätze aufgestellt, am wenigsten von unberufenen Kirchenvätern und Kirchenmüttern.

Folgende Arbeitsfelder der modernen Frauenbewegung sind dogmatisch neutraler Boden. Die deutschen Frauen be-

sitzen heute das Recht für die Krankenversicherung, an einzelnen Orten seit kürzester Zeit auch für die Handwerkskammern, zu wählen und gewählt zu werden; wenn sie nun einen Schritt weitergehen und zur Vertretung ihrer Angelegenheiten auch in den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten und allerwärts in den Handwerks- und Arbeitskammern mitraten und mitstimmen wollen, oder wenn sie für das in die Ehe eingebrachte Vermögen einen höheren güterrechtlichen Schutz fordern, als das heutige Bürgerliche Gesetzbuch gewährt, so ist gegen diese Ziele der Frauenbewegung vom Standpunkt des Glaubens nichts einzuwenden. Bei Lukas im 12. Kapitel wurde an Christus das Ansinnen gestellt, in einer Erbschaftsangelegenheit einen Streit unter Brüdern zu entscheiden. Der Menschensohn lehnte es ab, in einer vermögensrechtlichen Streitfrage den Schiedsrichter zu machen. Wie der Heiland lehnt auch die Glaubenslehre es ab, in den erwähnten Versuchen zur Erweiterung sozialpolitischer Rechte der Frauen von vornherein mit Ja oder Nein zu entscheiden. Selbst für den Kampf um das *politische Wahlrecht* der Frau, der nach allen Anzeichen eine der ernstesten Zukunftstatsachen der Bewegung wird, ist durch keinen Glaubenssatz das Für oder Wider festgelegt. Man kann aus vielen andern Gründen persönlich ein Gegner des Frauenstimmrechtes sein, aber nicht aus Glaubensgründen. Ob die Entwicklung unter dem Druck der Folgerichtigkeit von dem bereits gewährten Vereinsrecht geradlinig zu dem erstrebten Wahlrecht hinausläuft, oder ob, was freilich weniger wahrscheinlich ist, die Entwicklung rückläufige Bahnen geht, — im Rahmen meines Themas lege ich nur darauf Wert, festzustellen, daß die Frage des Wahlrechtes eine dogmatisch offene Frage ist. Auch jene Fragen, welche die *Organisation eines Vereins* betreffen, sind unmöglich mit dem Credo von kurzer Hand zu erledigen. Es kann die kirchliche Zucht bindende Verpflichtungen schaffen, wenn etwa der Diözesanbischof für seine Diözese gesprochen hat, nicht aber das Dogma, das bekanntlich keine Diözesangrenzen kennt. Wenn ich die Tätigkeit des Frauen-

bundes in meinem Bistum überblicke, kann ich ihm das Zeugnis geben, daß er in seiner jetzigen Gliederung das Geheimnis einer ebenso weitgreifenden wie tiefgehenden Bundestätigkeit gefunden hat. Auch hier soll im Rahmen des Themas nur das eine klar gesagt sein, daß Verfassungsfragen im Vereinsleben auf dogmatisch neutralem Boden bleiben.

Wir haben gesehen, welchen dreifachen Segen der Glaube über die moderne Frauentätigkeit im allgemeinen ausgießt: Anspannung und Sammlung der Kraft zu einer ernsten Lebenstätigkeit, geistige Vertiefung und religiöse Verklärung der sozialen Tätigkeit, katholische Einheit und konfessionelle Freiheit in der Vereinstätigkeit. Wir kommen nun zu einzelnen Frauenberufen und fassen sie in vier Gruppenbildern zusammen. Auch hier erweist sich der katholische Glaube als Gottessiegel an den Frauenrechten, als Gotteslicht in den Frauenfragen, als Gotteskraft im Frauenleben. Wir nennen an erster Stelle jene Gruppe, die sich der Kinderwelt in mütterlicher Liebe widmet und deshalb von dem Kinde und von der Mutter von Bethlehem reiches Licht empfängt.

4. Die Tätigkeit der Bethlehemgruppe.

1. Seit dem Tage von Bethlehem steht die Person und Tätigkeit der Mutter im hellen Sonnenschein des Glaubens. Auf jede ehrliche Mutter fällt ein verklärender Strahl aus jener Lichtkrone, die das Haupt der Mutter von Bethlehem umstrahlt. Der Marienkult, eines der zartesten Geheimnisse unseres Glaubens, die geheimnisvolle Rose unserer Liturgie, hat überhaupt einen unermeßlich wohltätigen Einfluß auf die soziale Stellung und Wertung des Weibes ausgeübt. Das vor kurzem gefallene Spottwort, der Katholische Frauenbund habe sich ja die schmerzhafte Mutter zum Vorbild genommen, kann mit aller Gehässigkeit jene kulturgeschichtliche Tatsache nicht ausstreichen. Die Marienverehrung hat die gesellschaftlichen Beziehungen der beiden Geschlechter veredelt und über Recht und Würde des schwachen Ge-

schlechtes den schützenden Schild gehalten. Die Marienverehrung hat das Gewissen der Männer geschärft, jedem weiblichen Wesen wie einer Schwester der Heilandmutter mit ritterlicher Ehrfurcht zu begegnen und das Geschlecht der Gottesmutter niemals als Spielzeug der Laune und Lust in den Staub zu treten. In der Marianischen Kongregation habe ich den Studenten oft gesagt: Ihr müßt auf jedes weibliche Wesen, auch auf die Kellnerin und das Dienstmädchen, etwas von der Ehrfurcht übertragen, womit ihr zur eigenen Mutter und zur Heilandmutter aufschaut. Professor Böckenhoff hat in einer akademischen Predigtreihe über die Ehe (das Buch hat den Titel: „Ehret die Ehe", 1912, 16) an die junge Männerwelt den gleichen Anruf gerichtet: „Ehret die Frauen! Mögen sie älter sein als ihr oder jünger, höhergestellt oder unter euch stehend, makellosen Wandels oder bedenklichen Rufes, laßt in euer Benehmen gegen sie ein Tröpfchen von der Ehrfurcht einfließen, mit der ihr aufschaut zu der Frau, die euch unter dem Herzen getragen, und zu jener Frau, die wir täglich grüßen: Du bist gebenedeit unter den Weibern." Wenn nicht aus religiösen Gründen, sollten die deutschen Mütter aus sozialen Gründen ihre Söhne das Ave Maria lehren. Nicht bloß die Kirche, auch die Kultur singt ein Magnifikat auf die Mutter der Mütter. Mutter von Bethlehem, du bist die größte Wohltäterin der Frauenbewegung gewesen!

Ein moderner Philosoph fragt die Mutter, ob sich die Mühe lohne, einem Kinde das Leben zu geben, das doch nur Todesfutter sei. Der Glaube antwortet der Mutter: Dein Kind ist nicht Todesfutter, es ist ein Anwärter des ewigen Lebens. Der Vater im Himmel hat in der Taufe seine Hand auf dieses Kind gelegt und es als sein Kind angenommen. Es lohnt sich der Mühe. Die Kinder sind die Sterne deines Himmels und die Edelsteine deiner Krone.

In der Kraft des Glaubens findet die Mutter auch den Mut zur Mutterschaft und das tapfere Nein gegenüber den Bestrebungen des „Bundes für Mutterschutz", der unter dem schönen

Namen das häßliche Ziel verfolgt, die eheliche und uneheliche Mutter gleichzustellen und damit jede sittliche Ordnung umzustoßen. Der Katholische Frauenbund, der dieser neuen Sittenlehre entgegentritt, erweist sich schon dadurch als ein Kulturwerk, das die Familie festigt und vor der Auflösung bewahrt. Wer ihm vorwirft, er entfremde die Frauen ihren Familien, kennt weder die Ziele des Frauenbundes noch die Strömungen der Zeit.

In der Schule des Glaubens wird die Mutter noch eine andere, vielleicht die modernste Kunst der modernen Mutter lernen, nämlich die Kunst, die religiöse Beratung und geistige Führung der Kinder auch in den Entwicklungsjahren in der Hand zu behalten. Der Mutter gehört die Tugendrose der Pädagogik, die ihren heranwachsenden Söhnen und Töchtern eine geistige Führerin bleibt und selbst in den Jahren der Berufswahl deren Seelen sich offenzuhalten versteht. Die in den letzten Jahren versuchte geschlechtliche Massenaufklärung der Kinder in der Schule hat sich mehr und mehr als verfehltes Beginnen erwiesen. Um so dringlicher tritt an die Mutter die Pflicht heran, ihr Kind durch Einzelaufklärung zur rechten Stunde in die Geheimnisse der Natur einzuweihen. Das Wort aus dem Ave Maria: „Gebenedeit ist die Frucht deines Leibes", also wieder ein Bethlehemgedanke, kann ihr dabei die besten Dienste leisten.

2. Zur Bethlehemgruppe sind auch jene Kinderfreunde zu rechnen, die sich den Kindern einer andern Mutter widmen: die Pflegerin in den Krippen, die schon durch den Namen ihrer Fürsorgeanstalt auf die Krippe von Bethlehem hingewiesen wird, — die Kindergärtnerin und Waisenmutter, die beide dem Kinde die Mutter ersetzen wollen, die Gärtnerin den zeitweilig Verwaisten, die Waisenmutter den dauernd Mutterlosen. Zur Bethlehemgruppe gehört auch die Lehrerin, die dem göttlichen Kinderfreund ein Hosianna aus dem Munde der Kinder bereitet und in den Unterricht auch das ernste Wort von den sozialen Pflichten des Lebens einflicht, und mit der Lehrerin

die Laienkatechetin, eine echt neuzeitliche Erscheinung, die bereits in verschiedenen Großstädten die in der Schule zurückgebliebenen und zu Hause verwahrlosten Gassenkinder sammelt, um sie durch Nachhilfeunterricht unter Aufsicht der kirchlichen Behörde für die Erde und für den Himmel zu retten. Der Frauenbund würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn aus seinen Reihen für die Laienkatechese, die offenbar eine große Zukunft hat, recht viele Arbeitskräfte erstünden. Zur Bethlehemgruppe gehören ferner die Mitarbeiterinnen in den Kinderhorten und in der Jugendpflege, im Gemeindewaisenamt und in dem Ortsschulausschuß, im Vormundschaftswesen und im Jugendgericht — eine reiche Weihnachtsbescherung von neuen Aufgaben, die zum Teil erst noch ausgebaut werden müssen. Auf, laßt uns nach Bethlehem gehen! Mit den Augen des Glaubens betrachtet, sind die Kinder im weißen Taufkleid Geschwisterchen des Kindes von Bethlehem. Über jedem Kindergarten, über jeder Kinderschule leuchtet der Stern von Bethlehem. Die Kinderpflege lebt auch in ihren neuen Formen aus den alten zarten Gedanken des Glaubens.

5. Die Tätigkeit der Nazarethgruppe.

Eine zweite Gruppe tätiger Frauen hat sich die wirtschaftliche und sittliche Hebung der erwerbstätigen Schwestern, vor allem der Fabrikarbeiterinnen und Heimarbeiterinnen, zur Lebensaufgabe gestellt. Wir wollen diesen Arbeiterinnenschutz auf einen Namen taufen, der uns an ein Heiligtum und eine Hochschule der Arbeit erinnert, auf den Namen Nazareth.

1. Vier Dinge brauchen die Erwerbstätigen, jenes Drittel der deutschen Frauen, das sich heute auf eigene Faust durchs Leben durcharbeitet: ausreichenden Lohn, gesundheitlichen Schutz, moralischen Schutz und religiöse Führung. Der Sicherstellung der drei ersten Güter dienen die Lohngesetze, Schutz- und Versicherungsgesetze der sozialen Gesetzgebung, die allerdings die Heimarbeiterinnen bis heute recht stiefmütterlich behandelt hat. Eine schön-

geistige Redensart nennt den Gütererwerb Sache des Mannes, die Güterverwaltung Sache der Frau. Dieser Satz klingt wie ein Hohn, wenn in einer Familie überhaupt keine Güter da sind, die verwaltet werden könnten, und der Verdienst des Mannes allein für den Unterhalt der Familie nicht ausreicht. Und wo kein Brot im Hause ist, können sie auch nicht Kuchen essen. Als ausführendes Organ für die Brot- und Schutzgesetze der staatlichen Gesetzgebung hat die neue Zeit einen neuen Frauenberuf geschaffen, den Beruf der Fabrik- oder Gewerbeaufseherin, die als akademisch geprüfte Juristin in größeren Fabrikbetrieben z. B. die wirkliche Durchführung der Gewerbenovelle von 1891 zu überwachen hat, auf Grund deren in gemischten Betrieben die beiden Geschlechter getrennte Arbeitsplätze haben müssen. Neben der Fabrikaufseherin, die naturgemäß als akademische Juristin mehr mit gesetzlichen Handhaben und juristischen Mitteln ihren Schützlingen in der Fabrik zur Seite steht, wollen die ehrenamtlich tätigen Frauen in den Arbeiterinnenvereinen und Patronagen mehr mit moralischen Mitteln den erwerbstätigen Schwestern in den Arbeitspausen, also vornehmlich am Sonntag, Freundesdienste leisten und ihnen zugleich das vierte Gut, das die Arbeiterin nicht entbehren kann, das Gut der religiösen Führung und Fortbildung, vermitteln. Man könnte die Gewerbeaufseherin die Werktagsfreundin, die Patronage die Sonntagsfreundin der Arbeiterin nennen.

Die Tätigkeit der Nazarethgruppe erfordert viel sozialen Takt und seelisches Einleben in die im einzelnen bunt gefärbte Eigenart und seelische Tagesverfassung der Arbeiterin. Im allgemeinen haben die Frauen und Mädchen, die mit selbstverdientem Gelde Brot einkaufen, ein stark ausgeprägtes Selbständigkeitsbewußtsein, das sich nicht gern rein caritativ behandeln oder allzuviel anpredigen und aufdringlich bevormunden läßt. Leichter fassen sie den Gedanken, daß auch im einfachen Kleid viel weibliche Hoheit sich bergen kann, daß überhaupt die sittlichen Werte des Mädchens über körperlicher Schönheit stehen, oder einen andern

sittlich großen Gedanken, wenn er ihnen im schönen Rahmen einer packenden Erzählung oder eines Theaterstücks geboten wird. Aus dem gleichen psychologischen Grund wird auch die Frage, ob beim Zusammenschluß der Arbeiterinnen die Form der Patronagen oder der eigentlichen Arbeiterinnenvereine zu bevorzugen sei, zugunsten der letzteren sich entscheiden, da diese neben der religiös-sittlichen Förderung dem Bedürfnis nach wirtschaftlicher Weiterbildung und einer mehr selbständigen Vereinsleitung weiter entgegenkommt als die Patronage. So viel ist sicher, daß kein Stand im wirtschaftlichen Leben so viel Bedürfnis nach Standesvereinen hat als der Arbeiterstand.

Auch die Arbeit der Nazarethgruppe steht im Lichte des Glaubens. Die Lebensanschauung des Glaubens versöhnt mit dem oft harten Lebenslos und bewahrt vor den Trugbildern einer verhetzenden Gassenaufreizung, die auf die ungleiche Verteilung der Erdengüter und den Interessenkampf zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer verweist. Der Glaube mit seinen ewig alten Sittengeboten und ewig neuen Gnadenkräften hilft der Arbeiterin, in den unausbleiblichen sittlichen Kämpfen die Würde zu bewahren und auch in der Stickluft der Fabrikräume wie in der Einsamkeit der Dachkammer der Heimarbeiterin die reine Flamme zu hüten. Der Glaube stellt den Sonntag in das Werktagleben der Erwerbstätigen hinein und führt die armen Mädchen, die oft bei Lebzeiten ihrer Eltern schon Waisenkinder, und die armen Frauen, die oft bei Lebzeiten ihrer Männer schon Witwen sind, in das Heiligtum zu dem, der sich den Vater der Waisen und Anwalt der Witwen genannt hat (Ps. 67, 6). Der Glaube öffnet den Ausblick nach Nazareth, wo die Königin der Frauenwelt mit dem Fleiß einer Biene und dem Feuer eines Seraphs ihrer täglichen Arbeit lebt und die Arbeit auf die höchsten Höhen weiblicher Würde hebt. Freiin v. Krane hat in ihren herrlichen Erzählungen „Vom Menschensohn" den letzten Gang der Heilandmutter nach Nazareth, längere Zeit nach dem Tode ihres Sohnes, geschildert. Im Arbeiterhäuschen traf sie noch alles, wie sie es

verlassen hatte, denn die zarte Liebe der ersten Christengemeinde wollte die heiligen Erinnerungszeichen nicht vom Platze rücken: hier den Holzteller und den Becher, aus dem „Er" gegessen hatte, dort den Webstuhl, an dem sie ihm den letzten ungenähten Rock gewebt hatte. Und sie küßte die große Zimmermannssäge, womit St. Joseph ihrem Kinde und ihr das tägliche Brot und sich selber den Himmel verdient hatte. Das ist der Nazarethsegen des Glaubens über die Arbeit: himmlische Verklärung und Weihe des irdischen Schaffens.

2. Nazareth bedeutet aber nicht bloß für die Handarbeit eine Offenbarung; auch für die Geistesarbeit, für das „Zunehmen an Weisheit" (Luk. 2, 52) hat sich dort der Himmel geöffnet. Somit dürfen wir den Nazarethsegen weiterhin auf jene Frauentätigkeit ausdehnen, die der weiblichen Jugend auf den Wegen zur Weisheit und Geistesbildung die führende Hand reicht. Der Unterbau aller Schulbildung, auch wenn sie später turmhoch emporsteigt, war und bleibt der gediegene, aus dem ewigen Versuchen herausgehobene Volksschulunterricht. Je höher die Bildungswege des späteren Lebens führen, um so dankbarer bleibt man der mühsamen, stillen Kleinarbeit der Elementarschule. Ein Thema über moderne Frauentätigkeit im Lichte des Glaubens muß deshalb noch einmal der Tätigkeit der katholischen Lehrerinnen und des katholischen Lehrerinnenvereins, der Ehrenlegion des göttlichen Kinderfreundes, gedenken, die im Lichte des Glaubens auf den doppelten Segen der Bethlehem- und der Nazarethgruppe rechnen darf. Über der Volksschule erhebt sich die höhere Mädchenschule, deren Schulwesen bekanntlich in den allerletzten Jahren nach vier deutschen Plänen, dem preußischen 1908, dem sächsischen 1910, dem hessischen und bayerischen 1911, neu geordnet wurde. An die höhere Mädchenschule fügen sich teils als Überbau, teils als seitlicher Anbau das Lehrerinnenseminar, die Frauenschule und die Studienanstalten. Für einzelne, die gesund genug, begabt genug, charakterfest genug sind, führt der Weg noch ein Stockwerk höher zur Hochschule. Hier haben

der Hildegardisverein durch geistige und wirtschaftliche Unterstützung und die bis heute bestehenden katholischen Studentinnenvereine durch schwesterliche Selbstförderung die Nazarethmission für die Musentöchter übernommen.

Eine ungemein reiche Arbeit wird in allen diesen Schulen von lehrtätigen und lerntätigen Frauen geleistet. Daß das Licht des Glaubens auch über all diesen Bildungswegen leuchten kann, ist schon in dem Nazarethevangelium ausgesprochen, worin mit dem „Wachstum an Weisheit" das „Wachstum an Gnade" (Luk. 2, 52) verbunden wird. Der Glaube ist nicht ein Todeskeim der Geistestätigkeit, er ist ihr Fruchtkeim, und wahre Bildung führt viel sicherer zum Glauben als Scheinbildung und Einbildung. Oskar v. Redwitz hat in seinem Drama „Thomas Morus" die Frauenwelt aufgerufen, in das Reich des Wissens einzutreten, ohne aus dem Reich des Glaubens auszutreten:

„Wo sich zum hohen Geist
Recht tiefe Demut schwesterlich gesellt,
Und Gottesliebe nur ihr Lernen leitet,
Da wär's doch schade, wenn nicht auch das Weib
An kund'ger Hand ins Reich des Wissens träte:
Im Völkerschicksal sich recht klein zu fühlen
Und drin den Allgerechten anzustaunen ...
Und immer mehr sich von sich selbst zu trennen
Und mutiger den Himmel zu erstreben ...
Und immer mehr des heiligen Amtes warten,
Zu dem der liebe Gott das Weib berufen,
So recht als Engel für das rauhe Leben,
Des Glaubens und der Zucht demüt'ge Leuchte, ...
Versöhnung in der Leidenschaften Streit
Und fromm ergebener Friede allezeit."

Der Segen des Glaubens über die Geistestätigkeit ist der Segen der Kirche. Eine Bahnstunde von Straßburg liegt die Pilgerkapelle Marienthal. Dort ist auf einem Bilde eine Begebenheit aus der Apostelgeschichte nachgemalt, das Verbrennen der Zauberbücher und andern abergläubischen Rollen auf dem Marktplatz von Ephesus (Apg. 19, 19). Auf dem Bilde ist auch

ein jugendlicher Musensohn zu sehen, der mit großer Wucht ein Buch ins Feuer wirft, und auf dem Rücken des Buches steht: Grammatica. Das ist Künstlerhumor, nicht Apostelgeschichte. In Leipzig wurden die Schulkinder einer Klasse aufgefordert, ihre Schundbücher freiwillig abzuliefern und dafür umsonst schöne Lesebücher einzutauschen, — ein Schulmädchen lieferte am andern Tag seine englische Sprachlehre ab. Das ist kindliche Einfalt, nicht kirchliche Überlieferung. Die Kirche hat die Grammatiken und andern Lehrmittel der Schulbildung nicht ins Feuer geworfen und nicht unter Schundliteratur gebucht. Die Kirche hat seit Jahrhunderten, Jahhunderte vor der modernen Frauenbildungsbewegung, über die Geistesarbeit der Frauenwelt so gut wie über die Handarbeit ihren Nazarethsegen gesprochen. Im 13. Jahrhundert gehörten den Handwerkerzünften, die als ein Mittelding zwischen Bruderschaft und Gewerkschaft zu denken sind, auch Frauen als ordentliche Mitglieder an, und im 14. Jahrhundert waren Ordensfrauen durch ausdrückliches Ordensgebot verpflichtet, täglich in der Heiligen Schrift und in den Werken der Kirchenväter, also in den erhabenen Werken der christlichen Literatur, Lesung zu halten. Heute lassen sich Beamtentöchter als Lehrlinge der Schreinerwerkstatt oder Goldschmiede photographieren, und für die neuen, notgedrungen zu schaffenden Frauenberufe kommt das Handwerk wieder mehr zu Ehren. Wie hier brauchen wir auch in der Frage des Frauenstudiums die kulturgeschichtliche Linie nur weit genug rückwärts zu ziehen, und wir stehen auf altem katholischen Boden.

3. Neben der Lern- und Lehrtätigkeit darf aber auch die moderne Schreibtätigkeit der Frau, der Apostolat der Stahlfeder, den Nazarethsegen des Glaubens beanspruchen. Andere Zeiten, andere Kämpfe; andere Kämpfe, andere Waffen. Vor hundert Jahren konnte Karl Julius Weber im Ernst verlangen, Bücherschreiben seitens der Frau müsse ein gesetzlicher Grund zur Ehescheidung werden. Heute wissen wir, was für wertvolle Ersatzkräfte tiefgläubige, literarisch tätige Frauen in den heißentbrannten Geisteskämpfen für

die streitende Kirche bedeuten. Wenn die Pharisäer des 20. Jahrhunderts eine solche Frau zum Heiland schleppen könnten: „Meister, wir haben sie auf frischer Tat ertappt, sie hat ein Buch geschrieben", — würde der Heiland sie verdammen und sie steinigen lassen und mitsteinigen? Nein, er würde sich bücken und das Unheil der schlechten Zeitungen und Bücher in den Sand schreiben, und sich dann aufrichten und sagen: „Weib, ich will dich nicht verurteilen, gehe hin und sei auch weiterhin aus deiner ganzen Seele und aus allen deinen Kräften dabei, die Schlachten des Herrn mit heiligen Waffen zu schlagen." Theresia von Avila, Katharina von Siena, Hildegard von Bingen stehen auf unsern Altären und halten in der Hand die Bücher, die sie geschrieben haben. Diese heiliggesprochenen Schriftstellerinnen rufen ihren schreibtätigen Schwestern von heute zu: Bei einem auserwählten Volke habt ihr Wurzel gefaßt, und in der Gemeinde von Sion ist euer Heimatrecht. Da die fünfte Generalversammlung des Frauenbundes auf elsässischem Boden tagt, darf auch an die große elsässische Schriftstellerin des 12. Jahrhunderts, an Herrad von Landsberg, erinnert werden, die in ihrem „Wonnegarten" (Hortus deliciarum) so ziemlich das gesamte pädagogische Wissen ihrer Zeit niedergeschrieben, dadurch der Bildungshöhe der damaligen Ordensfrauen ein herrliches Denkmal gesetzt und sich ebenso die Kulturgeschichte wie die Kirchengeschichte zum Danke verpflichtet hat. Herrad, die elsässische Äbtissin, ist für sich allein Beweis genug, daß schriftstellerische Tätigkeit in ihrem Geiste auch fromme Frauenhände nicht entweiht.

6. Die Tätigkeit der Golgathagruppe.

Eine dritte Gruppe, gebildet aus caritativ tätigen Frauen, betätigt sich in der Armen- und Krankenpflege, in den Blindenanstalten und Krüppelheimen und auf vielen andern Stätten des Leides und Todes, und da diese Frauen mit den Augen des Glaubens in jedem Kreuzträger des Lebens einen Schatten des

Kreuzträgers von Golgatha erkennen, nenne ich diese dritte Gruppe die Golgathagruppe.

Die Liebestätigkeit ist nicht das einzige, nicht einmal das hauptsächlichste Gebiet des Frauenbundes. Sie ist aber jener Zweig seiner Tätigkeit, der überall, wo der Bund sein Zelt aufschlägt, gleich von Anfang an auf Vertrauen und Zustimmung rechnen darf, auch wenn die übrigen Punkte seines Arbeitsplanes vorerst mit Mißtrauen und Vorurteilen aufgenommen werden. Vielleicht ist es hier am Platze, über das Verhältnis der caritativen Frauenbundtätigkeit zur örtlichen Liebestätigkeit ein klärendes Wort zu sagen. Wo an einem Orte ein Elisabethenverein, ein Annaverein oder sonst ein Wohltätigkeitsverein bereits besteht, wird der Frauenbund dessen selbständiges Weiterbestehen und Weiterwirken in keiner Weise hemmen; er wird im Gegenteil seine eigenen Mitglieder zur regeren Mitarbeit in jenen Wohltätigkeitsvereinen anregen und vorschulen und, seiner allgemeinen sozialen Arbeit entsprechend, die einzelnen, leicht verwehten Blätter der stillen örtlichen Wohltätigkeit dem großen Buch der sozialen katholischen Bestrebungen einfügen. Golgatha für sich allein enthält nicht das ganze Evangelium und wird erst im Zusammenhalt mit Bethlehem und Nazareth in seiner ganzen Liebe verstanden. Der Frauenbund wird weiterhin der örtlichen Liebestätigkeit neue Arbeitsgebiete erschließen helfen — ich denke z. B. an die caritative Fürsorge für weibliche Strafgefangene und Strafentlassene — und soviel als möglich den Anschluß der persönlichen Wohltätigkeit an die öffentliche, besonders an die gemeindliche Armenpflege aufrechterhalten. Hier in Straßburg standen im Mittelalter 60 Beguinenhäuser, die von der christlichen Liebe zur Aufnahme armer Mädchen und Frauen erbaut waren. Insofern hat das elsässisch-lothringische Unterstützungswohnsitzgesetz vom 1. April 1910, das der Mitarbeit der Frauen in der öffentlichen Armenpflege gesetzliche Rechte zuerkannte, auf eine alte Straßburger Überlieferung zurückgegriffen. Endlich wird der Frauenbund die persönliche, oft planlos gebende Wohltätigkeit, wo es nötig ist, zusammenfassen und

in mildtätigen Unternehmungen größeren Stils unterstützen: in der Einrichtung einer Armenküche, in der Einführung der Brockensammlung, in der Veranstaltung eines Wohltätigkeitsbasars, in der Einrichtung eines Caritassekretariates, in der Einführung Barmherziger Schwestern zur Hauskrankenpflege, in der Ausbildung von Krankenpflegerinnen im Laienkleid, in der Einrichtung der ländlichen Krankenpflege. Lesen Sie Nummer für Nummer das Organ des Frauenbundes, „Frauenland", wo die Zweigvereine ihre Berichte geben! Ein lautes Bekenntnis tätiger Liebe, das Bekenntnis zum Evangelium von Golgatha, tönt Ihnen aus diesen Blättern entgegen.

Von der Liebestätigkeit der katholischen Frauenwelt an den Kranken und Armen kann man aber nicht reden, ohne der Barmherzigen Schwestern und der andern Kongregationen zu gedenken. Schon in der Bethlehemgruppe, unter den Kinderfreunden, ist der Ordensschleier häufig vertreten; noch häufiger sieht man ihn aus dem Gruppenbild der Golgathagruppe hervorleuchten. Bei dieser Gelegenheit soll es noch einmal öffentlich und freudig begrüßt sein, daß die ehrwürdigen Ordensschwestern in so großer Zahl an dieser Generalversammlung des Frauenbundes sich beteiligen, und daß der hochwürdigste Herr Bischof von Straßburg einzelnen Kongregationen zu diesem Zweck, wie vor Jahren schon einmal zur Tagung des Mädchenschutzvereins, sogar Befreiung von der Klausur erteilte. Die guten Schwestern haben es nicht gerne, wenn ihre Opfer am Krankenlager, die sie selber nicht zählen, von der Statistik nach Zahlen und Ziffern in den Büchern der Erde gebucht werden. Und doch rauscht über diese Blätter der Statistik, die von den Kalvariendiensten am Krankenlager erzählen, das hohe Lied todesmutiger Opferliebe, zu dem das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und das Evangelium von Golgatha den Auftakt gaben. Was sie dem ärmsten „seiner" Brüder tun, das wissen sie im Glauben ihm selber getan; was sie dem Rebzweig tun, wissen sie dem Rebstock getan. Sie weihen ihre Werke dem König. Sie schreiben, ohne es zu wollen, durch ihre Tätigkeit an einer Bücherei katholischer Verteidigungsschriften.

In einer Privatsammlung des österreichischen Kaiserhauses befindet sich ein prächtiger Wandteppich aus dem 16. Jahrhundert: in der Mitte die Fürstin Caritas als Frauenfigur in Menschengröße. In ihrer Hand ein flammenloderndes Herz, zu ihren Füßen ein Pelikan, das Bild der sich opfernden Liebe. An ihrer Seite ein König mit einer Harfe — Salomon soll es sein als Sänger des Hohen Liedes der Liebe. Das Ganze umrahmt von einem Kranz von Kleinbildern, die mit biblischen Begebenheiten die Werke der Barmherzigkeit darstellen. Am Fuß des Bildes zwei Rundbilder, wieder als Frauenfiguren: die Eintracht, die eine Weltkugel in der Hand hält und sie vergoldet, und gegenüber die Zwietracht mit Schlangenhaaren, die auch eine Weltkugel in der Hand hält und sie mit ihren Fingernägeln zerkratzt. Die Frauenhände, die diesen (im Wiener Katalog gräßlich mißdeuteten) Wandteppich in jahrelanger mühsamer Arbeit webten, haben der Tätigkeit der Golgathafrauen das schönste Bild gemalt.

7. Die Tätigkeit der Bethaniengruppe.

Das vierte Gruppenbild moderner Frauentätigkeit zeigt uns jene Damen, die in der rein sozialen Betätigung die Erfüllung eines Zeitgebotes und Gottesgebotes erblicken. Ich nenne diese letzte Gruppe die Bethaniengruppe: Bethanien ist jenes liebliche Städtchen des Evangeliums, wo die beiden Schwestern, Maria, die ruhig-beschauliche, und Martha, die lebhaft-arbeitsame, dem Meister ihre Dienste anboten, jede nach ihrer Anlage und nach dem Bedarf der Stunde. Heute ruft die Stunde nach sozialen Helfern, und wir dürfen auf diesen Ruf der Zeit das Bethanienwort anwenden: Maria, „der Meister ist da und ruft dich“ (Joh. 11, 28). Die Freunde der Bethaniengruppe sind Arbeiter der elften Stunde; und doch dürfen auch sie auf den Denar des gleichen Gotteslohnes rechnen wie die Arbeiter der ersten Stunde in der Golgathagruppe.

Von den vielgestaltigen Arbeitsformen der sozialen Tätigkeit sollen außer den früher mit genannten nur die nächstliegenden und

dringlichsten erwähnt werden. Eine Bethanienmission erfüllt das Stellenvermittlungsbüro und weibliche Arbeitsamt, die womöglich in friedlicher Zusammenarbeit mit gleichartigen gemeindlichen Einrichtungen den unseligen Winkelverdingstellen das Handwerk legen sollen. Eine Bethanienmission erfüllen die ehrenamtlichen, besser noch die besoldeten Rechtsauskunfteien und Berufsberatungsstellen, die auch auf Gewissensfragen, namentlich in Ehescheidungsfragen, Antwort geben und darum die konfessionelle Farbe nicht verleugnen können. Eine Bethanienmission erfüllt die Kellnerinnenfürsorge, eine der schwersten Sozialaufgaben in den Großstädten, und ebenso die Wohnungsfürsorge, die mehr und mehr erkennt, daß durchgreifende Abhilfe in dem Wohnungs- und Schlafstellenelend nur durch Errichtung von eigenen Heimen für alleinstehende erwerbstätige Mädchen geschaffen werden kann. Eine Bethanienmission erfüllt der Mädchenschutzverein, der im Verein mit der Auswandererfürsorge zur Bekämpfung der Mädchenjagd und des Mädchenhandels sich sogar international organisiert hat, und Hand in Hand mit dem Mädchenschutzverein die Bahnhofmission. Man sollte sie grüßen, die unermüdlichen Apostel des Bahnhofs mit der weiß-gelben Schleife, die immer wieder pünktlich zu den unpünktlichen Zügen eilen und immer wieder auf dem Heimweg sagen können: Meister, jetzt haben wir den ganzen Tag gearbeitet und nichts gefangen. Eine Bethanienmission erfüllt endlich auch die Polizeiassistentin, einer der neuesten Frauenberufe, die den Verführten und Verkommenen wieder zur Menschenwürde und Frauenwürde emporhelfen kann, wenn sie für die Einzelmission an ihren bedauernswerten Schützlingen viel Mitarbeiterinnen findet.

Im Geiste des guten Hirten wird die Tätigkeit der Bethaniengruppe eine Glaubenstat. Mit natürlichen, volkswirtschaftlichen Augen betrachtend, möchte man diese Verkommenen lieber vollends zugrunde gehen lassen. Die Augen des Glaubens aber erkennen das Ebenbild Gottes auch unter tief

dunklen Schatten, und das biblische Annalied, ein Frauenhochgesang des Glaubens, gibt auch die abgrundtief Gefallenen nicht verloren: „Der Herr erhebt aus dem Staube den Armen und holt aus dem Sumpfe den Niedergedrückten“ (1 Sam. 2, 8). Wer eine wankende Mädchenkrone wieder fest aufs Haupt drückt, wer ein gestrandetes Menschenkind aus dem Schiffbruch rettet, hat eine Bethanientat, eine Glaubenstat getan. Berufsberatung und Stellenvermittlung stehen gewiß in erster Linie unter den Leitgedanken der vierten Bitte des Vaterunser: Gib uns unser tägliches Brot; sie sollten aber auch unter dem Einfluß der sechsten Bitte stehen: Führe uns nicht in Versuchung! Denn der Glaube sagt, der Mensch lebe nicht vom Brote allein, und es sei ein schlechtes Geschäft, die ganze Welt zu gewinnen und dabei seine Seele zu verlieren. Die vielen Gänge der Bahnhofmissionärin sind ein stilles Magnifikat sozialen Empfindens, ein hohes Lied selbstloser und ausdauernder Geduld, die einen fast unerschöpflichen Reichtum von Mut und Demut erfordert. Die Bahnhofmission ist aber auch ein Glaubensbekenntnis in der Sprache der päpstlichen Farben auf der weiß-gelben Schleife. Verlorene Drachmen suchen im Amte der Polizeiassistentin ist Frauenarbeit im Geiste des Evangeliums, also Glaubensgebot.

Über all diesen Wegen weiblicher Sozialarbeit leuchtet mit Sonnenkraft die große Glaubenstatsache vom Wert der Menschenseele, und zwar jeder einzelnen Menschenseele. Erst aus dem Glauben wissen wir, daß eine einzige Seele jahrelangen Betens und Schreibens und Zuredens wert ist, daß, wer in seinem Leben außer der eigenen nur eine einzige andere Seele im Geiste des guten Hirten gerettet hätte, ein reiches Leben gelebt hat. In meiner Erinnerung haftet tief die Stunde, in der ich auf dem Katholikentag in Mainz vor Tausend und Tausend reden durfte; tiefer aber haften in mir die Stunden, in denen ich ein paar Monate später in stillen Nächten bei meiner todkranken Mutter wachte und ihr vorbetete und sie auf den letzten Gang vorbereitete. Die einzelne ringende Seele ist Bistum genug für einen Bischof.

Wir brauchen nicht an die Gründung eines eigenen „apostolischen“ Frauenbundes zu denken; im Lichte des Glaubens erhält die soziale Tätigkeit des Katholischen Frauenbundes von selber einen apostolischen Nebenton. So hat sich beispielsweise die Frauenwelt in wahrhaft apostolischer Weise in der Heimat an den Werken zur Ausbreitung des Glaubens beteiligt, und viele Tausende haben die Heimat verlassen, um als Missionsschwestern die Sendboten des Glaubens zu unterstützen und den Völkern, die im Todesschatten leben, das Licht des Glaubens leuchten zu lassen. Der Missionseifer braucht aber nicht in die Ferne bis zu den Heiden zu schweifen, die Gelegenheit zum Guten liegt so nahe, liegt auf dem Tisch unseres eigenen Hauses. Nur eine Frau mit zwei Seelen kann sich an der Ausbreitung des Glaubens in den Heidenländern durch ihre Missionsgabe beteiligen und dabei im eigenen Hause eine Zeitung oder ein Buch dulden, die den Glauben der Ihrigen auf die Dauer erschüttern müssen.

* * *

Zusammenfassend bringe ich den dreifachen Gottessegen des Glaubens über die moderne Frauentätigkeit auf folgende Formel. Erstens im Lichte des Glaubens mehr Verständnis für die Zeitaufgaben der gebildeten katholischen Frau. Eine Wolke von Vorurteilen verdunkelt vielfach noch immer gerade in gläubigen Kreisen den freien Ausblick nach den Zielen und Wegen der katholischen Frauenbewegung. Ich bin guten Katholiken begegnet, die in den Gedanken verkeilt waren, der Katholische Frauenbund habe als einziges Ziel die Eroberung des politischen Stimmrechtes. Die Generalversammlung in Straßburg war eine Wanderfahrt ins Land der hl. Odilia, und Odilia ist jene Patronin, die den Blinden die Augen öffnet. Vielleicht fallen da und dort die Schuppen von blinden Augen und geht ein Licht auf, wenn die vielen Berührungspunkte und seelenverwandtschaftlichen Beziehungen zwischen der katholischen Frauenbewegung und dem katholischen Glauben aufgedeckt werden. Auch das Programm

des Katholischen Frauenbundes lebt letzten Endes aus dem Glauben. Darum lassen seine Werte sich niemals entwerten, seine Lichtquellen sich niemals verschütten. Auf all den genannten Arbeitsgebieten von Bethlehem bis Nazareth, von Nazareth bis Golgatha, von Golgatha bis Bethanien können die einzelnen natürlich nicht gleichzeitig tätig sein; aber auf einem dieser Tätigkeitsgebiete sollten Sie alle mitarbeiten. Katholische Frauenwelt! Der Meister ist da und ruft dich, ruft dich nach Bethlehem auf das Feld der Erziehungstätigkeit und Kinderfürsorge, ruft dich nach Nazareth auf die Felder der Handarbeitstätigkeit und Geistestätigkeit und des Arbeiterinnenschutzes, ruft dich nach Golgatha auf das Feld der Wohltätigkeit, ruft dich nach Bethanien auf die Felder der sozialen Fürsorge- und Vorsorgetätigkeit. Erstens also im Lichte des Glaubens mehr Verständnis für den Notruf der Zeit und den darin durchklingenden Heilandruf, mehr Verständnis für das, was wir sollen.

Zweitens in der Kraft des Glaubens mehr Kraft zum Wollen. Die stärksten sittlichen Antriebe sind Glaubensgründe, und wer einem Streben eine neue starke Triebkraft gibt, hat ihm eine neue Seele eingehaucht. Seinem Volke gegenüber sich verantwortlich fühlen, sein soziales Wirken als Dienst am Vaterland auffassen, kann ohne Zweifel viel neue Kräfte auslösen. Noch höhere Kräfte aber löst der Gedanke aus: Ich bin meinem Gott gegenüber verantwortlich, und mein soziales Wirken ist Gottesdienst. Auf einem erhabenen Thron, den die Seraphengel, die Feuergeister, flugbereit mit ausgebreiteten Schwingen umschweben, empfängt der Heiland der Welt die Völker der Erde. In seinem Herzen war einmal das ganze Leid des Weltalls aufgespeichert, und jetzt noch wohnt darin das höchste Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen der Erde. In langer Reihe zieht die gläubige Frauenwelt an seinem Thron vorüber, voran die Mütter mit ihren Kindern und alle andern, die für ihre Erziehungstätigkeit seinen Bethlehemsegen sich holen wollen. Dann die Arbeiterinnen und ihre Schutzfrauen, die brotsuchenden Hand-

arbeiterinnen und die lichtsuchenden Geistesarbeiterinnen, die mit leuchtendem Blick auf den Nazarethsegen hoffen. Dann die von der Krankenpflege und vom Ministerium der dienenden Liebe von Golgatha, und dann die soziale Truppe von Bethanien, die auch am Reiche des Heilandes mitbauen will. Und sie küssen den Saum seines Gewandes, und während das Licht seines Angesichtes über sie herableuchtet, fühlen sie, daß eine Kraft von ihm ausgegangen ist — eine neue weltüberwindende und welterobernde Kraftquelle sozialer Frauentätigkeit. Zweitens also in der Kraft des Glaubens mehr Kraft zum Wollen.

Der dritte Heilandsegen über die moderne Frauentätigkeit lautet: Mehr Mut, auch einmal unmodern zu sein! Glaube ist etwas Dauerndes, etwas von der Ewigkeit Umstrahltes, ein Felsendom auf ewigem Grunde; Mode ist etwas Wechselndes, etwas Zeitweiliges, ein Wanderzelt zu vorübergehendem Aufenthalt. Wer seine Lebenstätigkeit auf dem Glauben aufbaut, hat sein Haus auf Felsengrund gestellt; wer sich sein Lebenswerk von der Mode bestimmen läßt, hat auf Flugsand gebaut. Mit seinen ewigen und darum konservativen Gedanken wird der Glaube die katholische Frauenwelt davor bewahren, allen maßlosen Bestrebungen der andersgerichteten Frauenverbände und allen Tagesmoden, die auch im sozialen Leben ihr Unwesen treiben, über Stock und Stein nachzulaufen. Man kann für alle großen Zeitfragen des öffentlichen Lebens ein offenes Auge haben, ohne die neuesten Einfälle immer für die besten zu halten. Alles prüfen und nur das Beste behalten! Man muß den Mut haben, auch einmal unmodern zu sein. Die gesundeste Entwicklung wird auch in der Frauenfrage die ruhig vorwärtsstrebende, von Stufe zu Stufe aufwärtsführende Entwicklung sein. Das Reich des Glaubens steht im Zeichen des stetig, aber organisch langsam wachsenden Senfbaumes. Die Stürmischen werden dem Katholischen Frauenbund dann und wann das Kinderlied aus dem Evangelium (Matth. 11, 16—17. Luk. 7, 32) vorsingen: „Wir haben euch die Flöte vorgespielt, und ihr habt nicht getanzt; wir haben Klagelieder gesungen, und

ihr habt nicht geweint.“ Die Staatsmänner von morgen werden aber mehr noch als die von heute dem Katholischen Frauenbund und den katholischen Verbänden überhaupt dafür dankbar sein, daß sie nicht alle Lustspiele mitgetanzt und alle Trauerspiele mitgejammert, daß sie vielmehr in der Schule ihres Glaubens für die soziale Bewegung und staatliche Ordnung die Bedeutung einer unentbehrlichen Größe erlangt haben.

Lassen Sie mich schließen, wie ich begonnen habe, mit einem Hinweis auf ein Kunstwerk des Straßburger Münsters. Dort über dem Südportal stehen zwei Frauenfiguren, erstklassige Werke im Museum der christlichen Bildhauerkunst. Die eine Frauengestalt in gebrochener Haltung. Auf ihren Augen liegt eine Binde. Aus der linken Hand gleiten soeben die Gesetzestafeln vom Sinai. Auf ihrem Haupte fehlt die Krone. Auf ihrem dunklen Wege fehlt der Wanderstab, denn der Stab in ihrer Rechten ist dreimal gebrochen. In dieser Frauengestalt voll erschütternder Tragik spiegelt sich die moderne Frauentätigkeit im Schatten des Unglaubens: ihre Augen sind verbunden und blind für das Licht der Offenbarung. Die neue Sittenlehre nimmt ihr mehr und mehr das Gesetz des Herrn aus der Hand. Es fehlt ihr die Krone der sozialen Arbeit, weil ihr der Glaube fehlt. Aber auch in der andern Frauengestalt redet der Stein. Die andere Gestalt ist majestätisch hochgerichtet. Die Krone auf dem Haupte und der Königsmantel über den Schultern sagen uns, sie sei eine Königin. Die rechte Hand ist fest um den ungebrochenen Kreuzesschaft gelegt, der ihr offenbar als Wanderstab im Leben dient, und in der linken Hand hält sie den Kelch, das Zeichen des Glaubens. Diese zweite Frauengestalt mit dem freien, lichtsuchenden Blick, mit der Krone einer Gottesbraut, mit Kreuz und Kelch ist ein redendes Bild der modernen Frauentätigkeit im Lichte des Glaubens.

III. Soziale Liebestätigkeit — ein Zeitprogramm der Frauenwelt.

Schlußrede auf dem ersten österreichischen Frauentag in Wien am 2. April 1910.

Das schönste Evangelium der Frauenbewegung sind die drei Hauptfeste des katholischen Kirchenjahres. Am Weihnachtsfest eine Frau an der Wiege ihres Kindes, die Königin der Frauenwelt im ganzen Glorienschein der Mutterwürde, — Weihnachten ist die Weihe des ersten und allgemeinsten Frauenberufes innerhalb der Familie, und mit tiefem Sinn hat ein geistvoller Vortrag über den mütterlichen Beruf der Frau die Beratungen des ersten österreichischen Frauentages eröffnet. Am Pfingstfest eine Frau im Kreise der Apostel, gefirmt mit der Feuerzunge des göttlichen Geistes, — Pfingsten ist der Weckruf an die Frauenwelt zum Mitapostolat, zur Mitarbeit im Erwerbsleben und im Geistesleben, und auch diese mehr moderne Aufgabe der Frau war bei den Besprechungen dieser Woche in glänzenden Berichten vertreten. Am Osterfest und seinem Vorabend weinende Frauen am Kreuzwege und am Grabe, an den Stätten des Leidens und des Todes, die edle Veronika, die in echt weiblichem Zartgefühl dem Kreuzträger ihren Schleier reicht, — Ostern ist das Evangelium der sozialen Liebestätigkeit der Frauenwelt, in Bilderschrift auf dem Schleier der Veronika in diese Worte gefaßt: „Wo immer du einem Kreuzschlepper begegnest, sollst du ein Abbild des Heilandes in ihm sehen und Veronikadienste an ihm tun!" Dieses Osterprogramm der katholischen Frauenwelt, dieses Veronikaevangelium soll das Schlußthema unserer Osterwoche sein.

Die tatsächlichen Formen, in denen die soziale Liebestätigkeit sich verkörpert, wie die Technik der Krankenpflege, wechseln mit den wechselnden Formen des sozialen Lebens; der Geist aber, der diese Formen beseelt, der Liebesgedanke, ist wie alle Gottesgedanken über jeden Tageswechsel erhaben. Die neue Zeit hat mit der ihr eigentümlichen Gestaltungskraft den Liebesgedanken

in buntesten Formen ausgestaltet, hat namentlich einen sehr vielfachen Apparat von Vereinsgebilden in Betrieb gesetzt; der Johannesgedanke aber, die unsichtbare Triebkraft dieser sozialcaritativen Arbeit, ist keine Erfindung der neuen Zeit, ist Erbgut aus der Vergangenheit. *Caritas ist kein Findelkind von heute, Caritas ist eine Königin von uraltem Adel,* auch damals schon Königin, als es eine Frauenbewegung im heutigen Sinne noch nicht gab, und auch dort als Königin anerkannt, wo man andern Programmnummern der Frauenbewegung ablehnend gegenübersteht. In den Arbeitssitzungen der vergangenen Woche sind naturgemäß — nicht ausschließlich, aber vorherrschend — die neuzeitlichen Ausgestaltungen und weiteren Ausgestaltungsmöglichkeiten der sozialen Liebestätigkeit behandelt worden von Rednern, die mitten in der Arbeit stehen und aus der Fülle persönlicher Erfahrungen schöpften. Dem Redner der letzten Stunde, dem Theologen, sei es gestattet, *den inneren Geist und die unsterblichen Werte* der sozialen Liebestätigkeit zum Worte zu melden, und *zwar ihre wirtschaftlichen Werte, ihre religiösen und ihre völkischen Werte.*

1. Die soziale Liebestätigkeit ist ein wirtschaftliches Programm der modernen Frauenwelt.

Die wirtschaftliche Entwicklung der Neuzeit, der riesenhafte Aufschwung der Industrie, hat zusammen mit andern Tatsachen zu großen Wertverschiebungen und damit zu abgrundtiefen Gegensätzen zwischen reich und arm, zwischen Kapitalismus und Proletariertum geführt und besonders in einer Großstadt, dem öffentlichen Stelldichein dieser Gegensätze, mit dem Hunger alle andern apokalyptischen Reiter der Not auf die Menschheit losgelassen. Wer von all den Männern und Frauen, die in den letzten Tagen in den Straßen von Wien den Frühlingsschnee wegschafften, die Lebensgeschichte vom Mutterleibe an schreiben könnte, der hätte eine Tragödie des Jammers geschrieben, daß es die Pflastersteine unter dem Schnee erbarmt hätte. Wie ein Schatten ist der Kultur

der Neuzeit die Not gefolgt. Jede Not aber schreit nach einem Nothelfer, jede Zeitlage ist für die Kinder dieser Zeit eine Zeitaufgabe. Wer also als Kind der Neuzeit in diese Zeit der Not, in diese Zeit der Gegensätze und Spannungen hineingeboren wurde, ist eben damit vor die Aufgabe gestellt, an der Linderung dieser Not, an der Überbrückung dieser Gegensätze, an der Lösung dieser Spannungen seinen Teil mitzuarbeiten. Wir leben nicht als Einsiedler auf einer Robinsoninsel, wir sind mehr als je als soziale Wesen in ein großes Maschennetz sozialer Pflichten hineingeboren, die uns aus dem Gesichtsfeld des wohlgebornen und wohlgebetteten Ich in die Werkstätten der Nächstenliebe rufen. Modern sein heißt also sozial sein. Was Bedürfnis der Zeit ist, das ist Wille Gottes. Vor 800 Jahren hat Peter von Amiens hier in Wien den Kreuzzug gegen den Halbmond gepredigt; heute gilt es einen Kreuzzug mit der gleichen Losung: „Gott will es", daß wir durch persönliche soziale Liebestätigkeit die sozialpolitische und staatlich-gemeindliche Armenpflege vorbereiten und ergänzen. Die soziale Liebestätigkeit ist ein Zeitapostolat.

Die soziale Liebestätigkeit ist im besondern ein Frauenapostolat. Durch die wirtschaftliche Not der Neuzeit wurden mittelbar und unmittelbar auch die Familie und die Frauenwelt in Mitleidenschaft gezogen, und deshalb muß auch die Frauenwelt für den Lazarettdienst des barmherzigen Samariters aufgerufen werden. Die Kenner der weiblichen Seele sind darin einig, daß die Frau von Natur aus eine reichere caritative Veranlagung und Ausstattung ins Leben mitbekommen hat als der Mann, daß die Frau mit schärferen Augen die Schriftzüge der Not auf den Gesichtern der Armen, der verschämten wie der unverschämten, entziffert und mit größerer Kraft einer Welt leiblichen Elendes und einer Hölle sittlicher Verworfenheit einen Himmel helfender Liebe gegenüberbaut. Nun aber ist jede Gabe Gottes zugleich eine Aufgabe, jedes Talent eine Verpflichtung, das erhaltene Talent der Allgemeinheit zum Nutzen in Umlauf zu setzen. So bleibt also die Frau, jede einzelne nach

ihren Talenten, Gott und der Welt für ihre natürliche caritative Veranlagung die Rechenschaft schuldig. „Weh jenem, der zu sterben geht und keinem Liebe geschenkt hat, dem Kruge, der in Scherben geht und keinen Durst'gen getränkt hat!"

Die Industrie von heute liefert den Frauen der höheren Stände eine Reihe von Dingen fix und fertig ins Haus, die früher mit einem großen Zeitaufwand von den Frauen im Hause verfertigt wurden. Ebenso hat die Technik unsere Koch- und Beleuchtungsgegenstände und andere hauswirtschaftliche Behelfe bedeutend vereinfacht. Nun aber hat die nämliche Industrie und Technik, die die Frauen der oberen Stände von manchen Arbeiten entlastet hat, die erwerbstätigen Frauen der unteren Schichten mit einem Übermaß von Arbeit belastet, und manche Ware aus der Fabrik könnte ein ergreifendes Lied singen von Hungerlohn und Frauennot und Verkümmerung keimenden Lebens. Da scheint es für jene glücklichen Frauen, die in Nutznießung der heutigen Industrie über viel mehr Zeit verfügen als früher, eine Pflicht der ausgleichenden Gerechtigkeit zu sein, wenigstens einen Teil der freigewordenen Zeit zur Linderung der sozialen Not der überlasteten arbeitenden Schwestern zu verwenden, — die soziale Liebestätigkeit ist im besondern ein Frauenapostolat.

Besonders der weiblichen Jugend der oberen Stände sei der Aufruf zum sozialen Apostolat ins Stammbuch geschrieben. In einem modernen Frauenroman „Alt-Heidelberg" stellt sich die Heldin die Frage, was denn die hundert und hundert Frauen und Mädchen in ihres Vaters Fabrik von früh bis abends zu schaffen hätten, und sie muß sich zur Antwort geben: Sie haben an deinem Brautkleid zu weben. Da erwachte in dem jungen Leben zum erstenmal das soziale Gewissen. Wir erleben es heute in der Frauenorganisation, daß jene Damen, denen es gegeben ist, den sozialen Gedanken zu fassen, verschüttete Kraftquellen ihres Seelenlebens wiederfinden, von denen die nur sich selbst Suchende keine Ahnung hat. Gerade in den Jahren lachenden Lebens kann zuweilen ein einziger Veronikagang zu den Müh-

seligen und Beladenen den jungen Köpfen die Traumwelt der Märchenprinzen zertrümmern und das Menschenleben in seinem rauhen Ernste offenbaren und sie erkennen lassen, daß nicht in der Venuslosung, sich auszuleben, sondern in der Veronikalosung, sich einzuleben in die Not leidender Mitschwestern, das Kennzeichen seelischer Größe liegt. Jeder Tag stellt vor kleine soziale Aufgaben: ein wenig mehr Selbstbeherrschung gegenüber der Näherin, ein wenig mehr Pünktlichkeit in der Rechnung gegenüber dem ringenden Handwerk, und andere alltägliche soziale Kleinarbeit. Wir dürfen nicht auch noch auf diesem Gebiete über lauter höherer Mathematik das Einmaleins vergessen.

Der Massennot steht freilich die einzelne Nothelferin hilflos gegenüber. Deshalb müssen die Einzelkräfte zu einer sozial-caritativen Großmacht mit festen Arbeitszielen gesammelt und geschult, der Frauenapostolat muß organisiert werden. Es braucht nicht viel Herz und Hirn, um hinter den Türen über Vereinsmeierei und emanzipierte Frauentage zu spotten. Wenn schon in der Urkirche der Diakonat der Witwen in der Armen- und Krankenpflege nach festen Regeln geordnet war, wenn schon die Großmeister der mittelalterlichen Liebestätigkeit, der hl. Vinzenz, der hl. Philippus Neri, der hl. Johannes von Gott, der Patriarch der Spitalpflege, ihre Hilfskräfte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßten, dann ist eine solche Vereinigung noch viel notwendiger gegenüber der Massennot in dem heutigen Umfang.

Der Zusammenschluß ist das größte Machtmittel im sozialen Leben der Gegenwart, ist sozusagen das achte Sakrament im 19. und 20. Jahrhundert. Es ist nicht genug, planlos da und dort ein Almosen zu geben. Die christliche Mildtätigkeit von heute hat einen Zug ins Große. Es gilt Krippendienst in den Säuglingsanstalten an den kleinen Geschwisterchen des Kindes von Bethlehem; es gilt Schutzengeldienst in den Fürsorgevereinen für die weibliche Jugend, in Patronagen und Mädchenschutz und Bahnhofmission; es gilt Vinzenzarbeit an den Armen und Veronikadienst

an den Kranken und Genesenden, auch in der Einrichtung der ländlichen Krankenpflege und dem planmäßigen Kampf gegen Tuberkulose und Trunksucht und die andern Seuchenherde des Volkslebens. Es gilt die wirtschaftliche und sittliche Hebung ganzer Berufsklassen, wie der Heimarbeiterinnen und Kellnerinnen; es gilt, durch Denkschriften an die gesetzgebenden Stände die Axt an die Wurzeln des Giftbaumes zu legen, statt immer nur von seinen Ästen abzuhacken. Es gilt die Errichtung von Heimen, Wärmestuben, von Volksküchen und Lesehallen, von Stellenvermittlung und Rechtsauskunfteien, und andere Riesenaufgaben, die nur von einer Organisation, in einigen Punkten, wie in der Bekämpfung des Menschenhandels mit weißen Sklavinnen, sogar nur von einer internationalen Organisation gelöst werden können. Der Zusammenschluß ist das einzige Mittel, um einem Liebeswerk über das Grab der einzelnen Liebesjüngerin hinaus die Zukunft zu sichern. So grüßen wir die Organisation der österreichischen katholischen Frauen: hier sind die einzelnen Verse zu einem Magnifikat und die einzelnen Kapellen zu einem Dome zusammengeschlossen.

2. Die soziale Liebestätigkeit ist ein religiöses Programm der katholischen Frauenwelt.

Die Religion ist und bleibt die unversiegliche Kraftquelle der großherzigen und ausdauernden Menschenliebe. Die Zuleitung des Kraftstroms aus den Glaubenswahrheiten der Religion in die Werkstätten der sozialen Arbeit liegt nicht immer so offen wie die Leitung in der Fabrik. Der ganze sozial-caritative Arbeitsapparat von heute ist aber tatsächlich, ausgesprochen oder unausgesprochen, bewußt oder unbewußt, nur durch Einschaltung religiöser Kräfte in Betrieb gesetzt worden.

1. Jedes Dogma unseres Glaubens ist zugleich eine soziale Großmacht, ein Kraftstrom der Liebestätigkeit, vor allem das Dogma der Dogmen, **der Gottesglaube**. Einer der größten Denker und Dichter der Weltgeschichte, der Dichter des Buches Job, hat

vor Jahrtausenden die soziale Bedeutung des Gottesglaubens erfaßt und die Menschenrechte der Sklaven daraus abgeleitet: der gleiche Gott habe den Herrn wie den Sklaven erschaffen (Job 31, 13). Und ist er nur käufliche Marktware, billige Sperlingsware wie der Sklave in der alten Welt, — er ist ein Geschöpf und ein Ebenbild Gottes. Dieser Zusammenhang zwischen Gottesglaube und Menschenliebe ist solidarisch und so organisch, daß mit der Verzerrung des Gottesgedankens in heidnischen Religionen auch die Menschenliebe, die Humanität, zertrümmert wurde. Die Leugner der göttlichen Majestätsrechte waren immer auch die Totengräber der Menschenrechte und der Menschenliebe. Manche unmenschlichen Mißstände im heutigen Industrieleben hätten niemals so himmelschreiende Formen annehmen können, wenn nicht mit dem Gottesglauben das Bewußtsein der Verantwortung vor einem höheren Herrn geschwunden wäre.

Im 31. Kapitel der biblischen Sinnsprüche, in dem sog. goldenen Abc der Frauenwelt, wird die Tagesordnung einer hochgesinnten Frau nach Gottes Herzen in einem hohen Liede, dem schönsten Frauenliede der Weltliteratur, besungen. Zu einer Zeit, da die Handarbeit noch mit dem Sklavenmal gestempelt war, greift die Frau als Freundin rastloser Arbeit nach dem Spinnrocken, und bis spät in die Nacht hinein sieht man ihre Lampe brennen. Sie hat für ihren Teil die Dienstbotenfrage gelöst; ihre Dienstboten, sagt der Sinnspruchdichter, brauchen den Winter nicht zu fürchten, denn die Herrin hat sie warm gekleidet. Aber auch diesseits der Haustüre „öffnet sie ihre Hand dem Armen, und Belehrung kommt von ihrer Zunge". Wie eine Feuerzunge vor Pfingsten leuchtet dieses Evangelium sozialer Liebestätigkeit in den heiligen Rollen, und der Schlußvers des Liedes: „Viele Frauen haben Reichtümer gesammelt, du hast sie alle übertroffen, Liebreiz ist trügerisch und Schönheit ist vergänglich, die gottesfürchtige Frau soll in Ehren stehen." Die Tugendrose wird ihr nur deshalb gespendet, weil ihre soziale Mildtätigkeit wie ihre andern Frauenideale mit sieben Ankern in der Gottesfurcht

verankert liegen. Soziale Liebestätigkeit ist ein religiöses Programm der Frauenwelt.

Auch im Annalied der Bibel, im Vorspiel des marianischen Magnifikat, ist die soziale Bedeutung des Gottesglaubens ausgesprochen. Der Gott, der „aus dem Staube den Armen erhebt“, der nach andern biblischen Liedern der Vater der Vaterlosen und die Heimat der Heimatlosen ist, der „in der Höhe wohnt und in Gnaden auf das Kleine herabschaut“ (Ps. 112, 5 f.), verpflichtet damit alle Gottesgläubigen, der Verlassenen in den Niederungen des Lebens sich anzunehmen. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist der Gottesglaube ein Kraftstrom sozialer Liebestätigkeit.

2. Jedes Dogma ist eine soziale Großmacht, **auch der Christusglaube.** Das Heilandleben ist ein himmelweites Meer von Heilandliebe. Er las aus den hungernden Gesichtern die Bitte: Gib uns Brot! Las aus den Herzen die Bitte: Vergib uns unsere Schuld! Hörte von den Kranken auf den Tragbahren die Bitte: Erlöse uns von dem Übel! Und er sprach das Heilandwort: „Mich erbarmt des Volkes“ (Matth. 15, 32), und gab damit den Auftakt zum hohen Lied der Liebe, das seitdem zum Himmel steigt. Der Menschenfreund von Nazareth hat nicht aus der Ferne seine Wohltaten gespendet, er hat den Kranken persönlich die Hand aufgelegt und damit die persönlichen Dienstleistungen der Liebe geweiht. Die Geldkasse ist der unentbehrliche Munitionswagen der fliegenden Truppen des guten Hirten, aber noch unentbehrlicher ist der Heilandgeist in der persönlichen Bemühung um die Hilflosen und Trostlosen und Glaubenslosen in dem weiten Spital, das man sonst Erde nennt. Staat und Gemeinde haben große Summen für die Zwecke der sozialen Fürsorge in ihre Jahresrechnung eingesetzt, der Geist der Heilandliebe beim Auswechseln dieser Liebesgaben ist ein Angebinde der Heilandreligion. Den glimmenden Docht nicht löschen, auf eine arme Frau nicht Steine werfen und selbst dort, wo die Not aus einem Verbrechen keimte, aus persönlicher oder aus ererbter Schuld, selbst für arme Schächer am Kreuz, für Findelkinder der elften Stunde, in einem Heiland-

herzen noch ein Plätzchen haben — solche Liebestätigkeit ist Geist von seinem Geiste und Pulsschlag von seinem Herzen. Mancher Arme hat den Glauben an Gott verloren, weil er den Glauben an die Menschen, an die Menschlichkeit der Menschen verloren hatte, und mancher hat den Glauben an Gott wiedergefunden, als er einem guten Menschen begegnete, vielleicht in seiner letzten Woche im Krankenhause, der ihm die Verbitterung, die größere Hälfte seiner Armut, aus dem Herzen redete. Der Christusglaube ist ein Kraftstrom sozialer Liebestätigkeit. Veronikaaugen finden in dem geringsten Bruder den Schatten des Meisters wieder, und dann ist auch der ärmste Kranke im Lichte des Christusglaubens etwas Heiliges geworden. Paul Richter hat gesagt: „Das ist mir der schlechteste Mann, in dessen Augen nicht alle Mütter ehrwürdig sind im Gedanken an die eigene Mutter.“ Ich möchte das Wort des Klassikers ergänzen: Das ist mir der schlechteste Christ, in dessen Augen nicht alle Kreuzträger ehrwürdig sind im Gedanken an den eigenen Heiland. — So ist er, der Heiland der Welt, der Urquell der christlichen Liebestätigkeit. „Als Herz in der Brust trägt er die Sonne, die rote flammende Sonne, und das rote flammende Sonnenherz gießt seine wärmenden Strahlen über Land und Meer.“

Es sind niemals so große Gegensätze im Kampfe sich gegenübergestanden wie damals, als 1529 hier unter den Mauern von Wien die Religion des Kreuzes und die Religion des Halbmondes um Europa kämpften. Christus mit dem blutigen Kreuze als Stifter der Christenreligion und Mohammed mit dem blutigen Krummsäbel als Stifter der Türkenreligion, aber mit dem großen Unterschied, daß der Säbel des Propheten von Mekka in fremdes Blut, dagegen das Kreuz Christi in eigenes Opferblut getaucht war. Die Religionen der beiden Männer sind die weltgeschichtliche Einlösung ihres letzten Willens: die Religion des Halbmondes ein Menschenwerk der Schwärmerei, die Religion des Kreuzes ein Gotteswerk der Liebe und des Heilandtums. Tatsächlich hat diese Heilandreligion ihren Jüngern das Herz von

Stein aus dem Leibe genommen und ihnen dafür ein Herz von Fleisch, ein Heilandherz, gegeben.

3. Jedes Dogma unseres Glaubens ist eine soziale Majestät, **auch der Kirchenglaube.** Das Christentum als Weihe der Wiege und der Arbeit, als Überwindung der Selbstsucht, als Taufe der Werktage mit dem Sonntagsgedanken, als Wertung der Zeit im Lichte der Ewigkeit, — besonders die katholische Glaubenslehre enthält eine Fülle sozialer Gedanken: daß wir sogar den Toten noch helfen können, daß in der Gemeinschaft der Heiligen die Verdienste der triumphierenden Kirche der streitenden Kirche zugute kommen, daß die Königin der Frauenwelt eine fürbittende Großmacht ist, eine Gnadenmutter der Barmherzigkeit in dem Grade, als sie selbst ein Gnadenkind der Barmherzigkeit war, daß, wie Calderon es einmal dramatisierte, jeder Buchstabe ihres Namens ein Hospital der Leidenden ist, — die katholische Lehre, daß die Arbeit am Heile anderer Seelen das sicherste Mittel ist, die eigene Seele zu retten, das sind große soziale Werte. Ein entlaufener Sklave, der zu seinem Herrn zurückkehren will, bittet den Apostel Paulus um einen Empfehlungsbrief an seinen Herrn, und Paulus hat Zeit für den armen Flüchtling, und dieser Empfehlungsbrief an Philemon steht heute in der Heiligen Schrift als Urevangelium der kirchlichen sozialen Liebestätigkeit. Die Kirchengeschichte weiß von einem bunten Vielerlei caritativer Bruderschaften zu erzählen. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben", das reiche Leben der Liebestätigkeit, das im Herzen unserer Kirche pulsiert. Wenn alle Krankenhäuser und andern Denkmäler kirchlicher Liebestätigkeit an einem einzigen Erdenfleck vereinigt wären, es wäre eine steinerne Bücherei mit der schönsten Verteidigung unserer Kirche.

4. Und doch will die Loge die Liebestätigkeit aus dem Nährboden der Religion ausheben. Die Humanität, die Achtung der allgemeinen Menschenrechte und die Übung der allgemeinen Menschenliebe um der Menschen willen oder um der Humanität willen, nur nicht aus religiösen Gründen um Gottes willen, soll

selber Religion, und zwar die eigentlich moderne Form der Religion sein. Caritas soll zum Abgott erhoben werden. Es ist wahr, das Wort Humanität war schon dem Wörterbuch der heidnischen Römer bekannt, und eine Frau der griechischen Tragödie, Antigone, hat das Wort gesprochen: „Nicht mitzuhassen, nein, mitzulieben will ich leben." Humanität ist auch etwas menschlich Großes, und gerade hier zeigt sich, wie das Christentum alles menschlich Edle und Große an sich genommen und in den Adelstand einer christlichen Tugend erhoben hat. Wenn aber das Wort Liebe heute in goldenen Schriftzügen auf dem Aushängeschild der Loge oder auf den Fahnen der Heilsarmee prangt, dann ist das, bewußt oder unbewußt, eine Anleihe vom Kreuze, beschlagnahmtes Kirchengut; denn auch die Welt außerhalb der Kirche atmet heute in der Luft der sittlichen Hochziele, die durch die Missionsarbeit der Kirche Gemeingut der Menschheit geworden sind. Die Sonne des Glaubens kann untergegangen sein, aber die Erde zehrt noch von der Wärme der Tagessonne. Liebestätigkeit ist ein Wertmesser der Religion, nicht aber deren Stellvertreterin und gleichwertiger Ersatz. Tabitha, die Bannerträgerin der christlichen Armenliebe in der Apostelgeschichte, ist mehr als Antigone, mehr als dieses lebende Bild des klassischen Humanitätsideals.

Friedrich Nietzsche hat das Mitleid einen Schandfleck der Religion und die Veranstaltungen der Liebestätigkeit ein Hindernis in der Ausbildung des Übermenschen genannt. Die Mißratenen, sagt er, solle man zugrunde gehen lassen und man solle ihnen noch dazu helfen. Es war der schrecklichste Bannfluch, der je auf Erden gesprochen wurde, der Bannfluch über die von den Jahrhunderten gesegnete christliche Liebe. Es liegt eine erschütternde Tragik in der Tatsache, daß der nämliche Mann, der so grausam die Liebe verflucht hatte, später in geistiger Umnachtung auf die Liebestätigkeit guter Mitmenschen angewiesen war, und es war ein Glück für unsere Kultur, daß der Bannfluch von Nietzsche, der keine Übermenschen, wohl aber Unmenschen erzogen hätte, mit ihm selber begraben wurde.

Auch der Sozialismus hat die Almosen der christlichen Liebe mit dem Banne belegt: „Wir wollen keine Almosen, wir wollen keine Barmherzigkeit, denn das Almosen ist eine Entwürdigung und ein Armutszeugnis für den Armen.“ Wir geben zu, die edelste Form der Nothilfe besteht darin, dem Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen und den Arbeitsscheuen zur Arbeitsfreude zu erziehen. Wenn aber die Arbeit fehlt oder die Arbeitskräfte krank liegen oder der Verdienst nicht reicht, dann muß das eigentliche Almosen zu Hilfe kommen. Eine Entwürdigung des Armen kann das Almosen nicht sein, weil im Lichte unserer Weltanschauung auch der Almosenspender vom Almosen aus Gottes Händen lebt und selber täglich betet: Vater, gib uns unser tägliches Brot! Im biblischen Armenrecht wird die menschenfreundliche Forderung, bei der Ernte ein paar Ähren für die Armen auf dem Acker liegenzulassen, mit dem religiösen Gedanken begründet: Laßt die Armen mitessen, weil ihr selber Kostgänger am Tische Gottes seid! Der schönste Dank für Gottes Gaben besteht darin, daß man die Gaben Gottes weitergibt.

Die soziale Liebestätigkeit ist für die katholische Frauenwelt ein religiöses Programm. Wenn Aussaat und Ernte auf dem Felde der christlichen Liebe vielleicht weit auseinanderliegen, wenn Verkennung des guten Willens oder Mißerfolg oder auch persönliche Empfindsamkeit verbittern und in den Schmollwinkel treiben möchten, dann wird die Religion wieder an die Arbeit rufen. Übertriebene Empfindlichkeit hat schon genug edle Frauenkraft verrosten lassen, und verrostete Nächstenliebe ist ein Raub an den Armen. Oder wenn die Stunden der Müdigkeit kommen, wenn wir mit Björnson den Versuch zur Lösung der sozialen Frage überschreiben möchten: Es geht „Über unsere Kraft“, dann wird wieder die Religion die Jüngerin der Liebestätigkeit ermuntern: Sei nicht müde! Der Menschen wegen hast du diese Arbeit nicht begonnen, der Menschen wegen darfst du diese Arbeit nicht wegwerfen. Wie ein Grabstein lastet das körperliche und sittliche Elend auf der armen Mitwelt, und

wir hören heute noch die Frauenfrage: „Wer wird uns den Grabstein wegwälzen?“ (Mark. 16, 3.) Die Frauen am Ostermorgen haben aber nicht gesprochen: „Es geht über unsere Kraft“, sie sind nicht auf halbem Wege umgekehrt. Christliche Liebe ist ein Osterprogramm, und Ostern hat den Grundgedanken: Nicht der Haß, sondern die Liebe, nicht der Tod, sondern das Leben werden das Schlußwort sprechen.

Heute morgen erzählte das Evangelium, wie Petrus und Johannes zum Grabe eilten, Petrus, der Wortführer des Glaubens, zusammen mit Johannes, dem Jünger der Liebe. Auf einer Katakombenlampe steht das Wort: „Petrus stirbt nicht.“ Petrus, der Sohn des Jonas, ist gestorben, aber Petrus, der Schlüsselinhaber des Glaubens, soll nicht sterben. Im Evangelium geht die Rede, Johannes sterbe nicht (Joh. 21, 23). Johannes, der Sohn des Zebedäus, ist gestorben, aber Johannes, der Jünger der Liebe, soll nicht sterben. Johannes stirbt nicht.

3. Die soziale Liebestätigkeit ist ein völkisches Programm der österreichischen Frauenwelt.

Die noch lebenden Jüngerinnen der sozialen Liebe wollen nicht genannt sein. Sie würden bange sein, daß ihnen die schönste Perle aus der Krone falle, wenn man ihre stille Veronikaarbeit auf den öffentlichen Straßen ausposaunt. Die noch Lebenden wollen heute nicht genannt sein, aber die toten Heldinnen der Liebe dürfen wir nennen, und die großen Frauengestalten der österreichischen Geschichte haben wahrhaftig auf dem ersten österreichischen Frauentag ein treues Gedenken verdient. Freilich gewinnen wir von der Liebestätigkeit der Toten kein vollständiges Bild aus den Urkundensammlungen und den andern Fundorten geschichtlichen Wissens. Die christliche Liebe liebt nicht die Posaune; sie geht am liebsten wie eine tiefverschleierte Gottesbraut in strengster Unbekanntheit durch die Geschichte. Ihre größten Taten bleiben dem Statistiker und Geschichtsschreiber verborgen. Die nämlichen Archive, die so viel erzählen von der wundenschlagenden

Männerarbeit auf den Schlachtfeldern, erzählen so wenig von der wundenheilenden Frauenarbeit in den Lazaretten des guten Hirten, und doch ist diese Frauentätigkeit eine ebenso große vaterländische Tat, ein Gleichwert für den Heeresdienst des Mannes.

1. Ich habe die **Chronik von Wien** durchblättert. Aus allen ihren Blättern raunen Klagelieder von schweren Feuerunglücken und Wasserkatastrophen, von Pest und Hungersnot und sieben andern Zornesschalen. Aus der Chronik von Wien rauschen aber auch die hohen Lieder christlicher Liebestätigkeit, die für jede Not eine Notwehr und für jedes Leid ein Spital erbaute. Ungefähr in der gleichen Zeit, in welcher der Grundstein zum Stephansdom gelegt ward, wurde das erste Siechenhaus in der damaligen Alservorstadt gebaut. Sie sehen, ein Volk, das seinem Gott Gotteshäuser baut, wird auch seinen Kranken Krankenhäuser bauen. Ähnlich führten im Elsaß um die gleiche Zeit des 13. Jahrhunderts jene Häuser, die zur Versorgung armer Frauen und Mädchen gebaut wurden, geradezu den Namen „Gotteshäuser" — eine bildhafte Aussprache des Gedankens, daß Gottesdienst und Armendienst Hand in Hand gehen. 1810 wurde in Wien eine Gesellschaft adeliger Damen zu wohltätigen Zwecken und ein Verein zur Unterstützung verschämter Armen gegründet; der erste österreichische Frauentag von 1910 hat also im Zeichen des Jahrhundertjubiläums eines sozial-caritativen Frauenwerkes getagt. Heute leuchtet die Sonne sozialer Liebe über der Kaiserstadt an der Donau als Morgensonne in den Findelhäusern, Kinderhorten und Waisenhäusern am Morgen des Lebens, als Mittagssonne in den vielen Krankenhäusern und sozialen Vereinen, als Abendsonne in den Pfründnerhäusern und sogar als Mitternachtsonne in den Pflegeanstalten für die Blinden und geistig Umnachteten und im „Haus der Barmherzigkeit" in der Antonigasse für die Unheilbaren. So soll sie weiterleuchten in der Chronik von Wien, die Sonne sozialer Liebe, von der jüngsten Vinzenzschwester bis hinauf zu den Engeln der Barmherzigkeit im Kaiserhause. In einer Millionenstadt, in der die ganze Drachensaat leiblichen und

seelischen Elendes in unheimlicher Fülle aufkeimt, braucht es eine große Vereinigung apostolischer Liebestätigkeit, und ich darf von dieser Stätte aus an die katholische Frauenwelt von Wien die Bitte richten: Melden Sie sich um Gottes willen zur Mitarbeit, eine jede nach ihren Verhältnissen, die eine durch finanzielle Beiträge, die andere durch persönliche Mitarbeit! Üben Sie aber auch ein wenig Liebe nach der Seite, daß Sie nicht alle Arbeit auf die Schultern der Vorstandsdamen abladen!

2. Aber nicht bloß die Chronik von Wien, auch die **Jahrbücher der österreichischen Geschichte** führen uns durch eine lange Reihe edler Frauengestalten, in denen das Veronikahochziel Mensch geworden ist, und man möchte der jungen Welt von heute das Bibelwort sagen: „Frage doch nach bei früheren Geschlechtern und forsche fleißig in der Geschichte der Väter!" (Job 8, 8—10.) *Die soziale Liebestätigkeit ist ein völkisches Programm der österreichischen Frauenwelt.* P. Rösler hat in seinem vortrefflichen Buche über die Frauenfrage (S. 368 und 369) drei Namen genannt, die als Heldentypen des sozial-caritativen Gedankens in der bürgerlichen, in der adeligen und in der kaiserlichen Frauenwelt der österreichischen Geschichte gelten mögen:

Maria Elisabeth Stampfer (gestorben 1695), die Frau eines Werkführers in den obersteirischen Bergwerken, erzählt uns in ihrem Tagebuch mit einer erstaunlichen Ausdrucksfähigkeit die großen Ereignisse ihres Lebens. Ihr 16jähriger Karl Siegmund verlangte auf dem Sterbebette seine Sparkasse, um daraus für die alte Wärterin des Hauses und für die Kirche je einen Dukaten zu nehmen, ein echter Sohn seiner mildtätigen Mutter. Als 1680 die Pest den Totentanz durch die österreichischen Länder tanzte, hatte Mutter Stampfer, zugleich die Ärztin des Hauses, in großen Töpfen Heiltränke für das ganze Dorf zu brauen. Es ist rührend zu lesen, mit welcher sozial-patriotischen Wärme die einfache Frau in einem Winkel des Reiches die Geschicke des Vaterlandes verfolgte und besonders nach dem Abzug der Türken 1683 in ihr

Tagebuch schrieb: Gott gebe dem Hause Österreich Glück und Segen! Mutter Stampfer hatte keine Angst, durch soziale Liebestätigkeit ihrem Haushalt entrissen zu werden. Zwischen dem häuslichen und sozialen Leben spinnen sich so viele Beziehungsfäden hin und her, daß man die Mutterpflichten im häuslichen Leben, besonders an den heranwachsenden Kindern, restlos nicht erfüllen kann ohne Mitleben des sozialen Lebens.

Als Typus der österreichischen Edelfrauen nenne ich Maria Kordula v. Prank (gestorben 1705), in erster Ehe die Frau eines Offiziers, mit dem sie nach der Sitte der Zeit auf dem Feldzug gegen die Schweden die Mühen des Krieges teilte. Im Felde Mutter und Witwe geworden, kam sie mit der Leiche ihres Mannes und ihren zwei kleinen Kindern nach Steiermark zurück, um bald darauf auch ihre Kinder und später ihren zweiten Mann zu begraben. Sie lebte ein Frauenleben von erschütternder Schwere, sie erbrachte aber gerade am Friedhof ihres Lebensglückes den Beweis, bis zu welcher Höhe heldenmütiger Opferkraft eine Jüngerin des Kreuzes, eine Pilgerin von Mariazell, sich erheben kann. Kordula v. Prank versteinerte nicht in ihrem Schmerz zum menschenscheuen und lebensmüden Ichmenschen, versteinerte nicht im Rückblick nach dem Aschenhügel ihrer Vergangenheit wie die Frau des Lot; Kordula stellte ihre Witwenjahre in den Dienst sozialer Liebe. 78mal übernahm sie Patenstelle und damit als Waisenmutter die Obsorge für arme und allerärmste Kinder und verkörperte an ihrer Person einerseits das urkirchliche Hochziel des Witwendiakonates, anderseits das hochmoderne soziale Hochziel des Vormundschaftswesens. Was heute die Vormundschaft an dem elternlosen Mündel erstrebt, war in dem Gedanken unserer Kirche von jeher der Zweck der Patenschaft — auch ein Beweis, daß Name und Form der sozialen Liebestätigkeit modern, der Gedanke aber alt sein kann.

Neben diesen Frauengestalten aus bürgerlichen und adeligen Kreisen sei mit einem Wort auch noch eine Fürstin der christlichen Liebe aus dem Kaiserhause genannt, die Mutter Ferdinands II.,

die Erzherzogin Maria. Wie die Wohltätigkeit überhaupt als herrlicher Edelstein in der Krone des Hauses Habsburg leuchtet, wie auch eine Maria Theresia bei allen Kämpfen um ihre Erblande eine Mission des Friedens und der Liebe in großem Stil ausübte durch Abschaffung der Folter und durch Versorgung der Witwen und Waisen, so hatte namentlich Erzherzogin Maria ihr Leben unter die fürstliche Losung gestellt: Ich will die Abschaffung des Elends. Die hohe Frau, die als Mutter einen Ferdinand II. erzog, hat damit den Gang der Reichsgeschichte tiefer beeinflußt, als ein Dutzend Frauen im Parlament ihn beeinflussen könnte. Erzherzogin Maria ließ ihre Töchter am Tische der Klosterfrauen dienen; sie sollten dienen lernen, bevor sie Herrscherinnen wurden, und damit den tiefsten Gedanken der sozialen Liebestätigkeit erfassen, dem König der Könige in dem Ärmsten der Armen zu dienen. Christliche Liebe, „in deinem Lager ist Österreich!"

Die soziale Liebestätigkeit ein völkisches Programm, ein heiliges Erbgut! Moderne stürmische Menschenkinder rechnen im allgemeinen mehr mit den Wechseln der Zukunft als mit den Überlieferungen der Vergangenheit und übersehen leicht die geschichtlichen Zusammenhänge, die die Gegenwart mit tausend Fäden an die Vergangenheit knüpfen. Wir zehren, mehr als wir gewöhnlich glauben, am Erbe unserer Väter und halten manches für neuzeitlichen Zuwachswert, was in Wirklichkeit ein Vermächtnis der Geschichte ist. Der Liebesgedanke ist ein heiliges Erbgut, und es wird eine Ehrenschuld der Frauenwelt sein, dieses Erbgut wie einen Nibelungenschatz heilig zu hüten und ohne Verkümmerung des alten guten Geistes in immer neuen Formen auszuprägen in der Richtung, die der Frauentag der Osterwoche 1910 gewiesen hat. Erbgüter dürfen nicht als toter Schatz auf dem Brachfeld vergraben werden. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", um es in Münzen umzuprägen, die für unsere Zeiten Umlaufswert haben.

Der Herr gab reiche Aussaat in dieser Osterwoche, der Herr wird reiche Ernte geben. Es wird nicht aus jedem Samenkorn

eine Ähre reifen, es wird das Erntefeld auch nicht von heute auf morgen schnittreif werden. Sie werden vielleicht andern Händen die Ernte überlassen müssen oder nur Ähren einheimsen, wo Sie Garben erhofften, — genug, der Herr gab die Aussaat, der Herr wird die Ernte geben.

Die soziale Frauenliebestätigkeit will in dem weiten Trümmerfeld zertrümmerter Frauenexistenzen das Königszelt des barmherzigen Samariters aufrichten. Lassen Sie mich als letzten Segensgruß für diesen Zeltbau das Wort eines biblischen Sehers erwähnen: „Spanne weit die Seile und schlage fest die Zeltpflöcke und dringe vor nach rechts und links und nimm die Völker dir zum Erbe!" (Js. 54, 2.) Katholische Frauenorganisation, spanne weit die Seile, in weitherzigem Ausbau der Grundgedanken dieses Frauentages, immer weiter mit der Ausdehnungskraft des göttlichen Liebesgedankens! Schlage fest die Pflöcke! Immer tiefer muß die Liebestätigkeit im Boden des religiösen Bekenntnisses festgepflockt werden, wenn das Königszelt der Liebestätigkeit den Wüstenstürmen trotzen soll. Immer weiter, immer tiefer, und dann in Gottes Namen in die Zukunft mit dem Osterprogramm, mit dem Veronikaprogramm der katholischen Frauenbewegung!

IV. Die Ahnengalerie der katholischen Lehrerin.

Vortrag auf der Jubiläumsversammlung des Katholischen deutschen Lehrerinnenvereins in Coblenz am 15. Mai 1910, zuerst erschienen in der „Monatsschrift für katholische Lehrerinnen" 1910, Heft 8. Der Vortrag fiel in die Pfingstwoche, daher der mehrfache Hinweis auf dieses Fest.

Die Wiege der Offenbarungsreligion stand im Lande der Frauenentrechtung, und dennoch hat sie — das ist eines der göttlichen Siegel an ihrer Wiege — grundsätzlich das Recht der Frauenwelt auf den Mitgenuß ihrer Wahrheitsgüter und Gnadenmittel in ihr Pfingstevangelium aufgenommen. Einer der Könige im Reiche der griechischen Philosophie schickte die eigene

Frau aus dem Zimmer hinaus, damit sie nicht durch ihre Gegenwart die philosophischen Gespräche der Männer störe, und als Raffael in seinem großartigen Fresko die Geschichte des hellenischen Geisteslebens an die Wand des Vatikans schrieb, war unter den lehrenden und lernenden Gruppen der „Schule von Athen" keine einzige Frauenfigur zu sehen. Aus dem Saal auf Sion, wo die Sendboten des Christentums ihre Pfingstnovene hielten, wurden die Frauen nicht hinausgeschickt (Apg. 1, 14), und wenn die christliche Kunst die Ausgießung der Feuerzungen im Bilde darstellt, hat in der Apostelschule auf Sion im Gegensatz zur Schule von Athen auch eine Frau einen Ehrenplatz erhalten. Das Wort aus dem ersten Petrusbrief, der schönste Schmuck der Frauen sei die Herzensbildung und die Geistesbildung (1 Petri 3, 3—4), dieses Wort aus dem ersten päpstlichen Rundschreiben ist wie eine Pfingstzunge in die Menschheit gefallen. Ein Jahrhundert hat es dem andern zugerufen: Die Jungfrau nach dem Herzen Gottes ist die kluge Jungfrau mit der leuchtenden Lampe! In ihrer ganzen Tragweite ist die frohe Botschaft vom Bildungsrecht der Frauenwelt bis heute noch nicht überall ausgereift: Daß die Ausbildung gottgegebener Talente auch für die Frauenwelt ein gutes Recht und kein Raub an weiblicher Würde ist, — daß in der Familienrechnung neben den Studienkosten für die Söhne des Hauses auch die Ausbildung jener Kinder etwas kosten darf, die „nur" Töchter sind, — daß Frauenintelligenz kein bloß bedingter Wert ist, insofern „manche Männer mit klugen Frauen sich weniger langweilen", — daß die prahlerische Halbbildung und Einbildung der femmes savantes in Molières Komödie ebenso abgrundtief unter der wahren Bildung steht wie die Scheinheiligkeit unter der Heiligkeit und die Naseweisheit unter der Weisheit, — diese und andere Folgerungen sind noch nicht überall vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang durchgedrungen. Auch das Pfingstcharisma des Christentums ist, wie seine andern großen Hochziele, dem Gesetze der langsamen, stufenmäßigen Entwicklung im Zeitmaß des wachsenden Senfbaums unterstellt. Grundsätzlich aber

hat das Reich Gottes die Tore zu seinen Wahrheiten und Gnaden auch der Frauenwelt geöffnet.

Diesem ersten Evangelium an die Frauenwelt: Ihr dürft Schülerinnen im Reiche Gottes sein, hat die Kirchengeschichte ein zweites Evangelium hinzugefügt: Ihr dürft auch Lehrerinnen werden. Ihr seid nicht nur aufnehmend und lernend zum Mitgenuß der Offenbarungsgüter eingeladen, ihr seid auch mitwirkend und lehrend zur Austeilung des Brotes der Wahrheit berufen. Auf welchen Stufengängen und in welchem Umfang die christliche Frauenwelt diese Lehraufgabe im Reiche des religiösen Gedankens in den ersten zwölf Jahrhunderten des christlichen Zeitalters erreichte und betätigte, soll im folgenden in einigen bezeichnenden Zügen und lebenden Bildern dargestellt werden. Ich brauche kaum zu sagen, daß es sich im Rahmen von 50 Minuten nur um einige Augenblicksbilder, nicht um eine lückenlose Geschichte weiblicher Lehrtätigkeit handeln kann.

Jubiläumsversammlungen stehen zunächst im Zeichen der Rückschau. Das Festbuch des Katholischen deutschen Lehrerinnenvereins und die großzügige gestrige Chronik aus berufenem Munde haben über die 25 Jahre unseres Jubelvereins Rückschau gehalten. Es war ein froher Blick in ein reiches Festbuch göttlicher Gnaden und menschlicher Arbeiten, es war stellenweise auch ein ernster Katakombengang an die Gräber von Mitschwestern, die bereits die allerletzte Schulprüfung hinter sich haben. Lassen Sie mich jetzt die geschichtliche Linie noch weiter rückwärts ziehen, weit über 1885 hinauf, bis hinauf zu den ersten 25 Jahren kirchlichen Lebens nach dem ersten Pfingstfest. Lassen Sie uns in der Chronik blättern, die von der Lehrmission der Frauenwelt in der altchristlichen und frühmittelalterlichen Kirchen- und Kulturgeschichte erzählt, und an den Gräbern stehen, welche die Ahnfrauen der katholischen Lehrerin aufgenommen haben. Vor dem geschichtlichen Rückblick haben wir aber die grundsätzliche Frage zu beantworten: In welchem Sinn kann man überhaupt von einer Berechtigung der Frauenwelt zum Apostolat des Wortes sprechen?

1. Die Lehrtätigkeit als gutes Recht der Frau.

1. **Ein theologischer Rechtstitel.** Über dem Eingang der alten und der neuen Universität in Würzburg sind zwei Weltanschauungen in Stein geschrieben: über dem Eingang der alten Universität ein Steinbild von der Sendung des Pfingstgeistes in feurigen Zungen, — über dem Eingang der neuen Universität das Steinbild des Prometheus, der den Feuerbrand vom Himmel sich geholt hat. Nach dem Evangelium des Christentums hat die Gottheit das Feuer des Pfingstgeistes in Gnaden zur Erde herabgesandt, nach der Göttersage des Rationalismus hat die Prometheusmenschheit auf eigene Faust dem Himmel Licht und Feuer abgetrotzt. Der Geist Gottes weht, wo er will, nicht wo die Menschen wollen. Auf diesem Pfingstgedanken von der Sendung des Geistes ruht der Gedanke der Lehraufgabe in Fragen des Gottesreiches und die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche, wobei die lehrende Kirche von den amtlichen Inhabern des apostolischen Lehramtes, d. i. vom Papste und den mit ihm in Einheit verbundenen Bischöfen, gebildet wird. Wer im Namen Gottes lehren will, muß im Namen Gottes gesandt sein.

Die Unterscheidung einer lehrenden und hörenden Kirche bedeutet für die Lehrenden kein Übermenschentum und für die Hörenden keine Herabwürdigung zum almosenempfangenden Bettler; denn auch die Lehrenden haben das Licht und die Lehre, die sie spenden, selber empfangen, und die Hörenden sind berufen, ihrerseits die empfangene Lehre weiterzugeben. Wie es neben dem besondern ein allgemeines Priestertum gibt, so gibt es auch neben dem kirchlichen Lehramt eine Lehrsendung der Laienwelt, einen Laienapostolat. Dem Gesetz der natürlichen Ordnung, daß die Dinge einander ihre Wärme mitteilen, daß alles, was Licht ist, auch leuchtet, und alles, was warm ist, auch wärmt, diesem physikalischen Gesetz entspricht in der Gnadenordnung der Gedanke des Apostolates: Wer selber von der inneren Wahrheitsfülle des Gottesreiches einmal durchleuchtet und durchwärmt ist, wird je nach seinem

Können auch ein Apostel dieser Wahrheit werden. Dieser tief-soziale Plan der Offenbarung, daß jeder Schüler der Heilslehre zu einem Verkünder und Apostel der Heilslehre sich vollenden müsse, ist bereits im Buch der Sinnsprüche (22, 17 f.) zum Ausdruck gekommen, in jenem Buch der biblischen Literatur, in welchem die Form einer schulmäßigen Jugendunterweisung im biblischen Altertum sich am klarsten widerspiegelt: Mein Sohn — Schüler und Lehrer nannten sich damals Sohn und Vater (vgl. Richt. 17, 10) — mein Sohn, „neige dein Ohr und höre auf meine Worte, ... und allezeit sollen sie auf deinen Lippen bleiben". Wer selber zum Licht und Heil erwacht ist, muß andere durch sein Lehramt zum Licht und Leben erwecken wollen. Jeder rechte Jünger des Evangeliums muß ein Sendbote derselben werden.

Die Frauen waren niemals in der Kirche beamtete Träger des kirchlichen Lehramtes mit Stab und Stola. Die Feuerzunge, die sich am Pfingstfeste auf das Haupt der Königin der christlichen Frauenwelt niedersenkte, hat sich nicht in gleicher Weise als Bildzeichen des Lehramtes auf die Frauen der Zukunft vererbt, wie sich das Pfingstcharisma als Lehrauftrag von den Aposteln auf die Bischöfe vererbt hat. Man kann also in dem Sinne, in welchem man von Kirchenvätern und Kirchenlehrern spricht, nicht auch von Kirchenmüttern und Kirchenlehrerinnen sprechen. Wohl aber liegt nach dem vorhin Gesagten in dem Beruf zur Jüngerschaft des Kreuzes auch für die Frauen ohne weiteres der Beruf zum Apostolat im Dienste des Kreuzes. Als Paulus am Flusse Stridon den Frauen von Philippi die frohe Botschaft verkündete und Lydia, die Edelfrau, als erste Christin auf europäischem Boden sich taufen ließ (Apg. 16, 13—15), war das grundsätzliche Recht des Frauenapostolates im weiteren Sinne des Wortes anerkannt. Denn wie für die Männer der Taufschein zugleich ein Lehrdiplom, eine Mahnung zur tätigen Mitarbeit in der Ausbreitung der Gedanken des Evangeliums sein will, so muß auch jeder weibliche Täufling und Firmling zu einem weiblichen Apostel sich vollenden. Die Rabbiner erzählen, es seien zwölf Heukörbe

mit leerem Stroh vom Himmel gefallen, und neun von den zwölf Körben seien der Frauenwelt zugefallen. Das war ein bitterböses Wort für die Frauenwelt. Paul Richter bemerkt aber dazu, die Männer hätten dann zu ihren angestammten drei Körben die neun Körbe der Frauen als Mitgift erheiratet, und das war ein bitterböses Wort für die Männerwelt. Freuen wir uns, daß die Feuerzungen, die vom christlichen Himmel gefallen sind, in ihrer Bildersprache der christlichen Frauenwelt eine frohere Botschaft bringen.

2. **Ein psychologischer Rechtstitel.** Der erste religiöse Rechtstitel der Frau auf den Laienapostolat wird durch einen zweiten Rechtstitel psychologischer Natur bestätigt. Man hat in den zwei Geistesrichtungen der griechischen Philosophie, die in Aristoteles und Plato ihren Höhepunkt erreichten, und ebenso in den beiden Golfströmen des mittelalterlichen Geisteslebens, die unter dem Namen Scholastik und Mystik bekannt sind, den männlichen und weiblichen Geistestypus im Durchschnitt wiederfinden wollen. Man hat gesagt, die scharf logische Unterscheidungsgabe und Begriffsbildung auf dem Wege reinen Denkens nach Art des Aristoteles und der Scholastiker, das sei Mannesart, manchmal sogar bis zum Rationalismus übertrieben. Dagegen die idealisierende Auffassung der Dinge auf dem Wege der innerlich schauenden Vorstellung nach Art des Plato, das beschauliche, gemütsinnige Sichversenken nach Art der Mystiker, manchmal bis zur Überspannung des Gefühls im Mystizismus, das sei Frauenart. Der Vergleich hinkt. Das Geistesleben zeigt mehr persönliche als geschlechtliche Schattierungen. Frauenhirn und Männerhirn lassen sich nicht so leicht unterscheiden wie Frauenhut und Herrenhut. Ein Körnchen Wahrheit liegt aber doch in jenem Vergleich: die Brüder des Aristoteles sind dank ihrem abstrakten begrifflichen Denken mehr zum Erforschen der Wahrheit vorbestimmt, — und tatsächlich haben, wo neue Bahnen der Forschung in schöpferischer Pionierarbeit eröffnet wurden, die Männer fast immer meilenweit die Frauen überholt, — während die Schwestern des Plato dank

ihrer Vorliebe für idealisierende, innerlich schauende Vorstellungen und körperlich-anschauliche Darstellung für die Mitteilung fertiger Wahrheiten in Lehrform eine natürliche Begabung besitzen. Mit andern Worten, das Gesetz des täglichen Haushalts, der Mann sei mehr für den Gütererwerb, die Frau mehr für die Verwaltung der erworbenen Güter geboren, hätte auch für die Güter im Geistesleben Geltung. Nun aber hat die Schule nicht die Aufgabe, neue Bahnen des Fortschritts zu eröffnen, sie hat mehr eine güterverwaltende als gütererwerbende Sendung, und dafür kann nach dem Gesagten ein psychologischer Rechtsanspruch den Frauen nicht abgestritten werden.

2. Die Lehrtätigkeit der Frau als geschichtliche Tatsache.

Die Vorfrage nach dem grundsätzlichen Recht der weiblichen Lehraufgabe führt uns auf unsere eigentliche Themafrage nach der tatsächlichen geschichtlichen Ausübung dieses Auftrages, zunächst in der apostolischen Urkirche, in der goldenen Jugendzeit des Christentums.

1. **In der Schule des Heilandes** waren, sogar im engeren Jüngerkreise, auch Frauen zugelassen, nicht bloß in Bethanien, wo die Schwester des Lazarus, so recht ein Bild der hörenden Kirche, zu seinen Füßen den Worten des Lebens lauschte. Nicht einmal der Argwohn der Pharisäer konnte in diesen Frauenbildungsbestrebungen ein Ärgernis und eine Gefahr für die Religion erblicken. In zwei Fällen hat Imanuel Frauen sogar mit einer regelrechten Lehraufgabe betraut: einmal am Jakobsbrunnen, wo er einer Anhängerin einer sehr freien Sittlichkeitsauffassung die Wasser des Lebens schöpfte und sie dann als seine Botin in ihre Heimat entließ, und „viele aus der Stadt glaubten an ihn auf das Wort der Frau" (Joh. 4, 39). Noch bestimmter war der Lehrauftrag an die Frauen (Matth. 28, 7—10), besonders an Maria Magdalena (Mark. 16, 10), als die ersten Boten der Auferstehung den Brüdern den Ostergruß des Auferstandenen zu überbringen. Damals wurde wie mit

Osterglocken die lehrtätige Mitarbeit der Frau im neuen Gottesreiche eingeläutet. Die Apostel haben jene erste Osterpredigt aus Frauenmund nicht als eine unbefugte Einmischung in ihren Amtskreis betrachtet, und nicht einmal die heißblütigen Donnersöhne im Apostelkreise haben Feuer vom Himmel über die Anmaßenden herabgerufen; denn jene Lehrerinnen, die von der höchsten Tatsache der Christenlehre Botschaft brachten, waren durch Jmanuels Sendung beglaubigt, waren Schülerinnen aus *seiner* Schule. *Im Buche Isaias* steht ein herrliches Lied (50, 4—9), *ein Wappenspruch für die Lehrerwelt.* Der Prophet sieht einen gottgesandten Lehrer vor die Menschheit treten, ausgestattet mit der Pfingstgabe einer Feuerzunge, dem schönsten Bildzeichen des Lehramtes: „Der Herr gab ihm eine geschulte Zunge, um stützen zu können den Müden mit Worten." Vorher aber, bevor dieser Musterlehrer lehrend vor die Menschen tritt, ist er in aller Herrgottsfrühe lauschenden Ohres in Gottes Schule gewesen: „Der Herr öffnet das Ohr ihm, erweckt in der Frühe das Ohr ihm, (Gott) wie einem Lehrer zu lauschen." Wie ein Pfingstfeuer leuchtet dieses Prophetenwort auf den Hügeln der Vorzeit: Menschenlehrer, sei ein Gottesschüler! Wir sagten vorhin: Jede rechte Jüngerin des Gottesreiches muß eine Lehrerin desselben werden, und jetzt sagen wir: Jede Lehrerin im Geiste Jmanuels muß eine Schülerin in Gottes Schule sein.

2. **Das paulinische Lehrverbot.** Wer von der Lehrstellung der Frau in der apostolischen Urkirche spricht, muß sich natürlich mit dem *paulinischen Lehrverbot im ersten Korintherbrief* (14, 34—35) auseinandersetzen: „Die Frauen sollen in den gottesdienstlichen Versammlungen schweigen (mulieres in ecclesiis táceant); es ist ihnen nicht erlaubt, zu reden. . . . Wenn sie *lernen* wollen, sollen sie zu Hause ihre Männer fragen. Es ist eine Schande, wenn in den gottesdienstlichen Versammlungen eine Frau das Wort nimmt." Der Text an sich spricht eine deutliche Sprache. Hätte nur St. Paul auch in andern Fragen immer so deutlich gesprochen! Die Stelle klingt aber weniger schroff im Zusammen-

hang des ganzen Briefes. Die korinthische Gemeinde hatte damals eine Blütezeit der Geistesgaben, und jeder, der vom Geiste Gottes erweckt wurde, durfte von diesem sog. Zungen- oder Weissagungscharisma öffentlich Zeugnis geben. Soweit diese Gnadengabe auch einzelnen Frauen zuteil wurde, konnte und wollte der Apostel nicht zu schweigen gebieten, wo der Geist Gottes zu reden gebot. Paulus kannte das Wort des Pfingstpropheten (Joel 2, 28 f), daß der Geist Gottes über alle Welt ausgegossen werde, und daß auch die Töchter, nicht bloß die Söhne des Volkes, weissagen würden. An einer früheren Stelle des gleichen Korintherbriefes (11, 5) hatte der Apostel den Frauen das Weissagen erlaubt, vorausgesetzt, daß sie nach der Sitte der Zeit den Schleier trugen, und in Cäsarea hätte er als Hausfreund sein Absteigequartier sicher nicht im Hause des Diakons Philippus genommen, wenn die prophetische Redegabe von dessen vier Töchtern in seinen Augen eine Schande und eine Schändung des Evangeliums gewesen wäre (Apg. 21, 8—9). Nun aber war in der korinthischen Gemeinde dem Lichte ein Schatten gefolgt und die Unordnung eingerissen, daß Frauen, ohne vom Geiste Gottes erweckt zu sein, aus unlautern Beweggründen in der Kirche drauflos weissagten und durch ihre ungehörigen Überspanntheiten die ganze Kirchenordnung in Verwirrung brachten. Diesem örtlichen Unfug setzte Paulus schließlich das felsenfeste Wort entgegen: Mulieres taceant! Im Titusbrief (2, 3—4) mahnt der gleiche Apostel, in seelsorgerlichen Unterweisungen ältere Frauen „zu guten Lehrerinnen auszubilden, damit sie die Jugend Besonnenheit lehrten (dóceant)". Das taceant im Korintherbrief und das doceant im Titusbrief können nicht wie ein paulinisches Nein und ein paulinisches Ja gegeneinander ausgespielt werden. Im ersten Fall handelt es sich um eine unberechtigte Anmaßung einer amtlichen Lehrtätigkeit innerhalb der Kirche, im zweiten Fall um eine außerkirchliche verdienstvolle Lehraufgabe.

Das paulinische Lehrverbot war also zunächst durch örtliche Mißstände in der korinthischen Gemeinde veranlaßt worden,

wurde aber in der Folge mit allgemeinrechtlicher Wirkung in die Rechtsübung und in das Rechtsbuch der Kirche (vgl. das 3. Buch der apostolischen Konstitutionen) übernommen, besonders aus zwei Gründen. Erstens war in der Urkirche die Lehrtätigkeit in Konvertitenunterricht und Katechese mit der eigentlichen Seelsorge, mit der Verwaltung der Liturgie und der Sakramente, also mit einem den Brüdern Jesu vorbehaltenen Dienste, auf das innigste verbunden. Im Richterbuch (17, 10) sind Lehrer und Priester einheitliche Begriffe, und auch noch in der Urkirche standen sich Lehrpult und Kanzel viel näher als heute. Das paulinische Kanzelsperrgesetz für die Frauen mußte zweitens auch deshalb von der Kirche neu eingeschärft werden, weil in den Lehrsystemen einzelner Irrlehren den Frauen eine schrankenlose Lehrbefugnis eingeräumt wurde. Lydia Stöcker (Die Frau in der alten Kirche [1907] 24 ff.) erinnert an die Gnostiker, die in ihrer phantastischen Gotteslehre von der paarweisen Selbstentfaltung der Gottheit das Weibliche sogar in das Göttliche hineintrugen, und an die Montanisten, in deren System weibliche Schwärmerei eine führende Rolle spielte, ähnlich wie heute bei den russisch-polnischen Mariawiten. Die beiden Fackelträgerinnen der montanistischen Bewegung, Maximilla und Priszilla, wurden geradezu als Verkörperung des Heiligen Geistes und wie ein neues delphisches Orakel halb vergöttert. Gegen solche Verirrungen mußte die Kirche ihre Maßnahmen treffen. Lydia Stöcker steht also im Banne eines konfessionellen Vorurteils, wenn sie meint, der Kampf gegen die weibliche Lehrtätigkeit in der Kirche habe erst dann eingesetzt, als die Kirche sich hierarchisch, d. h. katholisch gegliedert habe. Nicht die Ausbildung der katholischen Hierarchie, sondern der überspannte Feminismus der Irrlehre drängte zum paulinischen Lehrverbot zurück.

3. **Frauenmission in den paulinischen Gemeinden.** Übrigens hat der gleiche Paulus in seinen Briefen die treue Mitarbeit einzelner Frauen auf verschiedenen Posten seines Missionsbezirkes dankbar anerkannt. Nach einer Annahme

von Adolf Harnack soll sogar einer der paulinischen Briefe, der Hebräerbrief, nicht von Paulus, sondern von Priska verfaßt sein. Schade, daß auch Gedanken, nicht bloß Menschen, blendend schön und dabei falsch sein können. Es wäre zu schön gewesen, wenn auf der Ehrentafel der inspirierten Schriftsteller der neutestamentlichen Literatur, deren Stimme in den ungezählten Zungen des Pfingstgeistes in alle Welt hinausdringen sollte, außer der Sängerin des Magnifikat ein Frauenname als Unterschrift des Hebräerbriefes einen Ehrenplatz erhalten hätte. Unter den apokryphen Märtyrerakten berichten die „Paulus- und Theklaakten" von der neubekehrten Thekla, die dem Apostel als Jüngerin nachzog, ihre Glaubenstreue in qualvollen Martern erprobte und schließlich von Paulus die ausdrückliche Lehraufgabe erhielt, das Wort Gottes zu verkünden, und bis zu ihrem Tode eine helle Leuchte des Evangeliums blieb. Zum Glück sind wir nicht auf diese moderne Priskaannahme und unechte Theklaerzählung angewiesen, um den Frauendiakonat an der Seite des Weltapostels zu würdigen. In seinen Briefen, am ausdrucksvollsten im 16. Kapitel des Römerbriefes, hat er selber vor aller Welt die Namen seiner treuen Mitarbeiterinnen genannt. Dort schreibt er zuerst (V. 1—2) seiner „Schwester" Phoebe ein Zeugnis, sie habe der Gemeinde von Kenchris und „ihm selber große Dienste geleistet". Dann bestellt er (V. 3) einen besondern Gruß an Priska, die hier wie anderwärts (Apg. 18, 18 26. 2 Tim. 4, 19) sogar vor ihrem Manne genannt wird. Dann fallen mitten unter den Männernamen goldene Worte für die Frauenwelt, der Gruß an Maria (V. 6), an Tryphäna und Tryphosa und Persis (V. 12), „die viel im Herrn gearbeitet haben". Auch im Schlußkapitel des Philipperbriefes (4, 2—3) dankt er den beiden Frauen Evodia und Syntyche, „die mit ihm im Evangelium gearbeitet haben und deren Namen im Buche des Lebens geschrieben stehen". Solche Paulusworte sind die schönsten Tugendrosen, die je dem Apostolat der Frauen gespendet wurden. Näheres darüber in meinem Buch „Charakterbilder der biblischen Frauenwelt" (in der Samm-

lung „Charakterbilder der katholischen Frauenwelt“ I, 1, herausgegeben von P. Herber und M. Grisar) S. 212 ff.; bes. S. 223 bis 230.

4. **Der Witwendiakonat im christlichen Altertum.** Kirchenrechtliche Urkunden, darunter eine Kirchenordnung des 3. Jahrhunderts, nennen in ihren Aufzählungen der kirchlichen Stände neben dem Diakonat und Subdiakonat der priesterlichen Berufe auch einen Witwen- und Jungfrauendiakonat mit halbamtlichem Charakter, der in den ältesten Teilen unserer Liturgie, in den Karfreitagsgebeten, heute noch in diesem Zusammenhang erwähnt wird. Die Mitglieder des Witwendiakonates mußten, wie die klassische Stelle 1 Tim. 5, 9—16 verlangt, wenigstens das 60. Lebensjahr erreicht, den leidenden Brüdern bereits gedient und im Guten sich bewährt haben. Nach den Untersuchungen von Heinrich Schäfer wurde dieser altchristliche Frauendiakonat auch von abendländischen Kirchen übernommen. Besonders für Trier und die Rheinlande ist er noch im 7. Jahrhundert urkundlich nachzuweisen. Die Wolke von Streitfragen, die um diesen Witwen- und Frauendiakonat heute noch sich lagert, darf uns hier nicht aufhalten, ebensowenig die caritative Mission jener Frauen. So viel scheint sicher zu sein, daß die Diakonissen jener altchristlichen Frauenorganisation bei der Taufe der erwachsenen weiblichen Täuflinge (schon aus Gründen des Anstandes) mitwirkten, und daß sie noch im 6. Jahrhundert kranken Frauen und Kindern die heilige Kommunion in das Haus bringen durften. Zu unserem Thema ist außerdem festzustellen, daß sie in Ausübung eines Lehrauftrags der weiblichen Jugend und den erwachsenen Frauen zur Vorbereitung auf die Taufe und zur Befestigung der Taufgnade Religionsunterricht erteilten und der Religion des Kreuzes einen Weg bahnten in die Frauengemächer, die nach der strengen Abgeschlossenheit des Morgenlandes von Priestern nicht betreten werden durften. Ich frage mich, ob nicht auch heute noch im Reiche des Halbmondes, wo die Mission des Kreuzes, zum großen Teil wegen der Abgeschlossenheit der Frauen, auf

einem toten Geleis festliegt, durch Wiedererweckung des altchristlichen Frauendiakonates ein neuer, friedlicher Kreuzzug unternommen werden könnte. Wir brauchen aber gar nicht bis in die Türkei zu gehen. Heute am 18. Mai wird in Wien auf dem vierten österreichischen Caritaskongreß ein Vortrag über „Die Bedeutung der Laienkatechese" gehalten, die von Wiener Damen im Geiste des hl. Klemens Hofbauer in je zwei Wochenstunden in den Mietkasernen der Wiener Vororte an jenen armen Kindern betätigt wird, die schon bei Lebzeiten ihrer Eltern Waisenkinder sind. Diese Frauenkatechese ist eine moderne Wiedergeburt des Frauendiakonates in der altchristlichen Kirche.

5. **Die Zeit der Kirchenlehrer und der Lehrberuf des Monikatypus.** Die Lebensgeschichte der großen Kirchenlehrer des Morgen- und Abendlandes weiß viel von geistig hochstehenden Frauen zu erzählen, die entweder als Schülerinnen zu den Füßen der Kirchenlehrer saßen oder ihrerseits auf deren Bildungsgang entscheidenden Einfluß ausübten. Der hl. Ambrosius richtete in Mailand im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts durch seine Reden an die Jungfrauen eine stille, segensreiche Hausmission ein, während der hl. Hieronymus um die gleiche Zeit in Rom und Bethlehem mündlich und brieflich einen Kreis von römischen Edelfrauen in das Studium der heiligen Schriften einführte und die erste Erziehungslehre christlicher Mädchenerziehung verfaßte. Der hl. Basilius, der Vater des orientalischen Ordenslebens, legte am Abend seines Lebens auf dem Höhepunkt persönlicher Lehrtätigkeit das öffentliche Bekenntnis ab, niemand anders als seine Großmutter Makrina habe den Grund zu seiner geistigen Ausbildung gelegt. Sein Bruder, Bischof Gregor von Nyssa, sammelte, nachdem er selber Bischofsversammlungen geleitet hatte, in zarter Liebe die letzten Worte seiner sterbenskranken Schwester, der jüngeren Makrina, in einer Abhandlung, worin er selber seine Schwester seine Lehrerin nennt. In ähnlicher Weise blieben Gregor von Nazianz seiner Mutter Nonna, Chrysostomus seiner Mutter Anthusa und Augustinus seiner Mutter Monika die Hälfte ihres Himmels schuldig.

Der mütterliche Beruf des Weibes bedeutet an sich schon eine Lehraufgabe ohne Schulferien, vorausgesetzt, daß die Mutter sich nicht mit der natürlichen Mutterschaft und mit der leiblichen Pflege ihres hochwohlgebornen Kindes begnügt, daß sie vielmehr, eine rechte Monika, durch seelische Wiedergeburt und geistige Führung des Kindes, auf die tausend kleinen Fragen des täglichen Lebens und auf die großen Fragen des ewigen Lebens Rede und Antwort stehend, den Mutternamen zum zweitenmal, diesmal in einem tieferen Sinne, sich verdient. Das biblische Wort, das die Hausfrau eine Leuchte ihrer Umgebung nennt (Sir. 26, 21), mag diese häusliche Lehraufgabe der Frauenwelt versinnbilden.

6. **Die Kanonissenschulen des Mittelalters.** Vom altchristlichen Frauendiakonat führt eine gerade Entwicklungslinie zu den Kanonissen oder adeligen Damenstiften, die vom 6. bis 12. Jahrhundert in großer Zahl (es sind an die 100 mit Namen bekannt) diesseits der Alpen, zumeist auf fränkischer, westfälischer und niedersächsischer Erde, in strafferer Zusammenfassung als die altchristlichen Diakonissen, vorerst aber ohne die strenge klösterliche Form der Ordensschulen, erstanden. Heinrich Schäfer hat mit ehernem Fleiß die zerstreuten Nachrichten über die halbvergessenen Kanonissen quellenkritisch zu einer Monographie gesammelt. Mit diesen Damenstiften waren Schulen verbunden, Internate wie Externate, und zwar muß sich, wenn wir aus dem Kleinbild der erhaltenen Urkunden auf das Ganze schließen dürfen, ein weitverzweigtes Schulsystem von der Erentrudisschule in Salzburg und von Zürich im Süden über den Odilienberg im Elsaß und Trier hinweg bis Köln und Düsseldorf und Essen erstreckt haben. Diese Kanonissenschulen waren in der ersten Hälfte des Mittelalters diesseits der Alpen die eigentlichen Werkstätten weiblicher Bildungskunst und die Wiege der Frauenbildung, die da und dort in den Ritterburgen und an den Fürstenhöfen der damaligen Zeit aufleuchtete. Seit dem 11. Jahrhundert ist der Name Scholastika als Amtsname der Schulvorsteherin in einem solchen Kanonisseninstitut nachzuweisen. Die Entlassungsprüfung, Emanzi-

pation genannt(!), wurde vor einem nur aus Lehrerinnen bestehenden Prüfungsausschuß abgelegt. Jene Schulen erreichten natürlich bei weitem nicht die Höhe, auch nicht die Breite moderner Schulbildung, weder in bezug auf die Zahl der Schülerinnen noch in bezug auf die Fülle des Lehrstoffes. Sie hatten nicht den Ehrgeiz, die armen Kinderköpfe mit jener oberflächlichen Vielwisserei zu füllen, die von allem etwas und vom Ganzen nichts weiß. Statt dessen war ihre Schularbeit durch eine tiefreligiöse, hohe Auffassung des Lehrberufes gesalbt und ganz und gar dem Gottesdienst des Menschenlebens eingeordnet. Die künftigen Kanonissen der Schule wurden vor allem für den Chordienst vorgeschult durch Latein, Gesang und Psalmenstudium, und die Rutenstreiche, die der „Emanzipierten“ bei der Entlaßprüfung zu guter Letzt verabreicht wurden, galten wie eine Art Ritterschlag für den Ehrendienst im Heiligtum. Aber auch die „Weltkinder“ der Kanonissenschule sollten lernen, daß die Bildung zwar eine schöne Mitgift vom Vater des Lichtes, ein strahlendes Angebinde der Religion und eine Diakonisse des Heiligtums sei, daß sie aber niemals als Ersatz der Religion wie eine Abgöttin auf den Altar erhoben werden dürfe. Wenn übrigens heute die Zahl der des Lesens Unkundigen immer kleiner und die Zahl der Selbstmörder immer größer wird, so ist damit zahlenmäßig bewiesen, daß die Bildung allein, die Göttin der aufgeklärten Schule, die erlösende Kraft der Religion nicht vollwertig ersetzen kann.

7. **Die Klosterschulen des Mittelalters.** Die Kanonissenstifte mit ihrer halb klösterlichen Lebensordnung waren die geschichtlichen Bindeglieder zwischen den altchristlichen Diakonissen und den streng klösterlich eingerichteten Frauenorden des Mittelalters. In Italien hatten die Benediktinerinnen schon seit dem 6. Jahrhundert ihre Niederlassungen, diesseits der Alpen gewannen sie in größerer Ausdehnung erst seit dem 12. Jahrhundert als Ablösung der Kanonissenstifte festen Boden. Den Frauenschulen des hl. Benediktus und der hl. Scholastika reihten sich seit dem 13. Jahrhundert die Kirchen und Schulen der Zisterzienserinnen, seit dem

14. Jahrhundert die Schulen der Dominikanerinnen zur Seite Die Jahrbücher der Missionsgeschichte singen ein hohes Lied auf die unterrichtliche Mitarbeit besonders der Benediktinerinnen in der Bekehrung der germanischen Stämme. Wo das Himmelreich dem Senfbaum gleich war, den ein Mann auf seinem Felde pflanzte, da war es auch dem Sauerteige gleich, den eine Frau in die Mehlmasse mischte (Matth. 13, 31—33). So steht in der angelsächsischen Missionsgeschichte neben St. Patrick die hl. Brigida, in der deutschen Missionsgeschichte neben St. Bonifatius die hl. Lioba als Lehrerin des Kreuzes unter den Germanen, und es war doch nach dem Wort aus „Dreizehnlinden" „eine Riesenarbeit", diese wilden Bären „bildend zu belecken".

Innerhalb der Klostermauern hatten die Ordensfrauen nach der Ordensregel neben den gottesdienstlichen Übungen und den Handarbeiten täglich eine feste Zeit zu lesen und zu studieren, biblische und liturgische Handschriften abzuschreiben und auszumalen und die weibliche Jugend in Singen und Lesen und züchtigem Wesen zu unterweisen. Karl Bücher hat aus dem Frankfurter Archiv die diesbezügliche Verordnung einer klösterlichen Ordensregel des 14. Jahrhunderts mitgeteilt: „Es lert die schuolmeisterin die jungen singen und lesen, wie sie mit zühten solden wesen, beide sprechen unde gen, ze kore nigen unde sten." In Zeiten, in denen die Beschäftigung mit den Büchern in den Augen der kampf- und turnierlustigen Männerwelt als etwas Unmännliches galt, war den Ordensfrauen die tägliche Lesung der Meisterwerke der christlichen Literatur, besonders der Heiligen Schrift und der Väterschriften, zur Pflicht gemacht. Auch die Frauenklöster hielten sich nicht überall auf der idealen Höhe ihrer Jugendzeit, und mancherorts war, als die prüfende Stunde der Glaubensneuerung kam, das Öl in den Lampen der Jungfrauen ausgegangen. An andern Orten wurden aber gerade durch die Glaubenstreue einzelner Frauenklöster, wie des Zisterzienserinnenklosters Marienthal in der sächsischen Lausitz, ganze Ländergebiete dem alten Glauben erhalten. Wenn man den Baum nach seinen Früchten beurteilen

darf, werfen die lichtverklärten großen Frauengestalten des deutschen Mittelalters auch auf die Klosterschulen einen Lichtstrahl zurück, aus denen sie hervorgegangen waren oder in deren Geisteswelt sie lebten: eine Herzogin Hadwig vom Hohentwiel, die das Griechische als Unterrichtsfach in den Studienplan der Schule von St. Gallen einführte, eine Kaiserin Mathilde, die häufig vor dem ersten Hahnenschrei den ganzen Psalter gebetet hatte, eine hl. Hildegard von Bingen, das Orakel ihrer Zeit, eine hl. Hilda, ebenfalls Äbtissin, die mehr als einmal an Bischofsversammlungen teilnehmen durfte und insofern an jene Hulda des Alten Bundes erinnert, die sogar vom Hohenpriester um Rat gefragt wurde (4 Kön. 22, 14), eine Roswitha von Gandersheim, „vielleicht der kühnste und originalste Frauentypus“ (Rösler, Die Frauenfrage [2] [1907] 256), eine hl. Gertrud die Große, die Leuchte der Mystik, eine Herrad vom Odilienberg im Elsaß, die in ihrem „Garten der Wonne“ (Hortus deliciarum) uns eine Darstellung der gesamten Erziehungswissenschaft des 12. Jahrhunderts und eine der wichtigsten Quellen der mittelalterlichen Kulturgeschichte geschenkt hat, und andere Lichtgestalten, die zu hell strahlen, um einer stockfinstern Umgebung anzugehören. (Die Bürgerschulen, die seit dem 14. Jahrhundert von den Städten errichtet wurden, die Beguinenschulen, die besonders die armen Kinder des Volkes in Lesen und Schreiben und weiblichen Handarbeiten unterrichteten, gehören nicht mehr zu meinem Thema.)

3. Schlußfolgerungen.

1. Kirche und Schule. Wir werden nie eine lückenlose Geschichte der weiblichen Lehrtätigkeit in den altchristlichen und frühmittelalterlichen Jahrhunderten zu lesen bekommen. Der Lehrberuf ist an sich und zumal im Geiste des Evangeliums ein stiller Apostolat, ohne Lärm und Außenprunk, und die Jahrbücher der Geschichte werden dieses stille Heldentum innerhalb der Schulmauern, abseits vom Lärm der Straße, niemals lückenlos buchen, so wenig wie die Großtaten der Gnade in der Stille des Heilig-

tums. Es genügt aber auch eine lückenhafte Darstellung der Erziehungsgeschichte, um die Kirche als die große Lehrerin und Erzieherin der Völker zu erweisen, vor deren Lehrstuhl auch die als Jünger sich einfinden, die sonst als Lehrer auf dem Lehrpult stehen. Wir hätten heute kein Schulsystem in diesem herrlichen Ausbau, wenn nicht die Menschheit von der gottgesetzten Lehranstalt der Kirche den Gedanken abgelesen hätte: Die Wahrheit wird nicht von jedem einzelnen Menschenkind neu erfunden, sie wird in autoritativer und festgefügter Form von der lehrenden Kirche der hörenden übermittelt. Der Schulgedanke der gebildeten Völker ist beschlagnahmtes Kirchengut. Vom Priskatypus der apostolischen Urkirche bis zum Monikatypus der Väterzeit, vom Scholastikatypus des frühen Mittelalters bis zu den Beguinen des späten Mittelalters, die ihre Schulen geradezu Gotteshäuser nannten, hat die lehrtätige Frauenwelt im Geiste der Kirche und unter dem Segen der Kirche ihre Mission vollendet. Der Scholastikatypus der neuen Zeit, der Orden des göttlichen Kinderfreundes ohne Ordenskleid, wird diese große Überlieferung der Jahrhunderte aufgreifen und in die neue Zeit übersetzen müssen.

2. Gegenwart und Vergangenheit. Die beiden letzten Jahrhunderte seit Fénelon haben in Schrift und Tat einen vielgestaltigen pädagogischen Betrieb in Bewegung gesetzt, und „das Jahrhundert des Kindes" wird noch weitere neue Lehrweisen und Unterrichtsformen sich schaffen. Der Pfingstgeist ist nicht in einer Feuerzunge, sondern in einer Fülle von Zungen erschienen und hat in den verschiedenen Jahrhunderten in verschiedenen Zungen und auf verschiedenen Wegen die lichtsuchenden Menschengeister in der Schule der Kirche zum Lichte geführt; er wird auch für die neue Zeit in dieser Schule die rechten Zungen beredt machen. Unsere Schularbeit gehört der Gegenwart und nächsten Zukunft, aber der Unterbau der Gegenwart ist die Vergangenheit, und die Schule von heute ist durch unlösliche geschichtliche Zusammenhänge mit der Schule von gestern

verbunden. Auch die Schule des 20. Jahrhunderts wirtschaftet, mehr als man gewöhnlich glaubt, bei allen neuen Lehrweisen mit den geerbten Talenten früherer Jahrhunderte. Theobald Ziegler, in dessen „Geschichte der Pädagogik" niemand Begeisterung für Altertum und Mittelalter suchen wird, sagt dort in der Einleitung: „Wenn im wechselnden Spiele der Theorien und Methoden heute so vieles auftaucht, was sich . . . als neu ausgibt, so wird die Geschichte lehren können, wieviel von diesem scheinbar Neuen schon dagewesen ist."

3. Die Lehrmission der Toten an die Lebenden. An der nordafrikanischen Küste bei Algier steht auf dem Berge das Heiligtum Notre-Dame d'Afrique und davor auf einer vorspringenden Felsenplatte ein einsames leeres Steingrab, im Anblick des weiten Mittelländischen Meeres den Toten zum Gedächtnis, die draußen im Meere ein vergessenes Grab gefunden haben. Aux morts de la mer! Ein treues Gedächtnis den Berufsschwestern, die vergessen im Meere der Zeiten ruhen! Wenn an jedem Jahresfest des Vereins der verstorbenen Vereinsschwestern gedacht wird, dann mag an einem Jubiläumsfest der Rückblick sich erweitern und ein Gebetsgedenken für alle Kolleginnen zum Himmel steigen, die vergessen im Meere der Zeiten ruhen. Bis der Halleysche Komet wiederkommt, wird der Katholische Lehrerinnenverein sein Jahrhundertjubiläum feiern. Von uns wird niemand mehr dabei sein. Aber hoffentlich werden sie dann auch der Toten zwischen 1910 und 1985 gedenken.

Wir sprachen von der Lehrsendung der Frauenwelt. Auch die Toten haben einen Lehrauftrag an die Lebenden. Wir haben sie gesehen, die Ehrengarde des göttlichen Kinderfreundes, wie sie in langem Zuge im Geiste des Pfingstgeistes durch die Zeiten zieht, und haben sie gehört, wie sie das hohe Lied vom Werte der Kinderseele singt. Alle diese großen Frauengestalten der Vergangenheit im Dienste des göttlichen Kinderfreundes sind Berufsahnen der katholischen Lehrerin; denn sie haben in ihrer Bibel das Buch der Weisheit gelesen und in ihren

Gebeten das Ave Maria gebetet. Lernen Sie von den Toten Ahnenstolz, katholisches Bewußtsein! Wir sind nicht Arbeiter der elften Stunde, wir schlagen unsere Wurzeln in altchristliches Erdreich. Unsere Erziehungshochziele sind nicht Strandgut der Neuzeit. Wir machen uns die neuen Lehrweisen und Mittel der neuen Schule zunutze, in den höchsten und letzten Grundsätzen aber sind unsere erziehlichen Hochziele Geist vom Geiste des ersten Pfingsttages.

Auch die Toten haben eine Lehrsendung, und wir lernen von den Toten, daß das Geheimnis der großzügigen und die Zukunft erobernden Wirksamkeit auch auf pädagogischem Gebiet die Organisation ist. Der altchristliche Witwendiakonat war organisiert, die Kanonissenschulen und Ordensschulen des Mittelalters waren in andern Formen, aber mit dem gleichen Gedanken des modernen Vereinslebens, organisiert. Lernen wir von den Toten: Der Zusammenschluß ist das Geheimnis unserer Kraft, um mit Gottes Gnade Großes zu schaffen und das Geschaffene über das Grab der einzelnen Lehrerin hinweg für die Zukunft zu sichern. Im Katholischen deutschen Lehrerinnenverein hat die Organisation unter dem Segen Gottes in wachsendem Ausbau die verschiedenen Lehrgebiete und Fürsorgegebiete zu einem einheitlichen Dom mit verschiedenen Kapellen zusammengeschlossen. Lassen Sie die Begeisterung für diesen Verein nicht verglimmen wie das bengalische Feuer gestern abend am Ehrenbreitstein! Sagen Sie es zu Hause allen Kolleginnen, die 12000 Mitglieder des Vereins sollten wie zwölf Apostel in apostolischer Auffassung des Lehrberufs und in apostolischer Einheit zusammenstehen zur Lehraufgabe der Frauen in der Neuzeit!

V. Die heilige Eucharistie als Weihe des Familienlebens und der Familienlektüre.

Rede in der Frauenversammlung auf dem XX. Eucharistischen Weltkongreß zu Köln am 5. August 1909.

Im Gotteszelt des Alten Bundes, in der Vorkammer unseres Tabernakels, stand auf der einen Seite der goldene Tisch mit den zwölf geweihten Broten und auf der andern Seite der goldene Leuchter mit den sieben geweihten Flammen. Mit zwölf Prophetenzungen haben die zwölf Brote auf dem goldenen Tische den Vätern der Vorzeit in der Sprache der Bilderschrift zugerufen: Euer Gott läßt euch nicht hungern, er öffnet seine Hand, vom Heiligtum aus euch zu nähren mit dem Brote seiner Gnade. Wie im Chorgebet antworteten von der Gegenseite die Flammen vom goldenen Leuchter: Euer Gott läßt euch nicht im Finstern, er läßt sein Angesicht über euch leuchten, vom Heiligtum aus euch zu lehren mit dem Lichte seiner Offenbarung. Brot und Licht — die schönsten Gottesgaben im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade! Wo immer der Hunger eines Menschenkindes gestillt wird, der leibliche oder seelische Hunger, von der Muttermilch an der Wiege bis zur heiligen Wegzehrung auf dem Sterbebett und darüber hinaus bis zur ewigen Kommunion des Himmels, alles ist Brot aus Gottes Händen. Und wo immer ein Lichtstrahl in ein Menschenleben fällt, Sonnenstrahlen aus dem Herzen der Mutter, Sonnenstrahlen aus dem Herzen des Heilandes, alles Licht zwischen Taufkerze und Sterbekerze und darüber hinaus, bis das ewige Licht uns leuchtet, alles ist Licht aus Gottes Augen.

Brot und Licht in der höchsten Form, die Fronleichnamsgabe unter der Gestalt des Brotes und die Pfingstgabe unter dem Bilde des Lichtes, Eucharistie und Evangelium sind als schönstes Brautgeschenk der Kirche Gottes zur Verwaltung und Verteilung übergeben. Mir ist der Auftrag geworden, in dieser großen Versammlung des Katholischen Frauenbundes und seiner Gäste mit ein paar Gedankenstrichen den Anteil der christlichen Familie an

diesen heiligen Gottesgaben anzudeuten: die heilige Eucharistie als himmlische Seelenspeise und die gute Lesung, das Licht aus den Büchern, als geistige Nahrung unserer Familien. Mit andern Worten: die heilige Eucharistie als Weihe des Familienlebens und als Weihe der Familienlektüre.

1. Die Weihe des Familienlebens.

Die heilige Eucharistie hat von Haus aus tiefinnere Beziehungen zur Familie: Der Genuß des alttestamentlichen Osterlammes, also sozusagen die vorchristliche Kommunion, war eine Familienfeier, ein rechter Hausgottesdienst. So war es damals, als die Geheimnisse des Gottesreiches, mit sieben Schleiern verhüllt, noch in der Wiege lagen. Und als die Schleier weggezogen waren, als das Zepter des Priesterkönigs vom Abendmahlsaal auf Sion ausgegangen war, da öffnete sich wieder das Haus gläubiger Familien gastlich der heiligen Eucharistie, damals als noch keine Kirchen standen und die Apostel in Rom im Hause der hl. Praxedis und anderer Frauen die heiligen Geheimnisse feierten. Da war dem Hause der Familie, der ersten Herberge der heiligen Eucharistie, Heil widerfahren. Mit tiefem Sinn hat seitdem die Kirche den 127. Psalm, ein Familienidyll des Alten Bundes, im Fronleichnamsbrevier auf die Tafelrunde des eucharistischen Tisches angewendet. Unter einem vierfachen Gesichtspunkt ist die heilige Eucharistie der Haussegen der Familie: zunächst als Hochschule des Glaubens.

Als Hochschule des Glaubens schult die heilige Eucharistie unser Auge, in der Hülle des Menschlichen das Göttliche und in der Hülle des Irdisch-Unscheinbaren das Ewig-Große zu erkennen. Reicht die Spannkraft des gläubigen Geistes so weit, daß wir in der Hülle der Brotsgestalt unsern Herrn und Gott erkennen, dann reicht auch die geistige Sehkraft, um mit den Augen des Glaubens in der Ehe, die vor dem Tabernakel geschlossen wird, das Schattenbild des zweimal heiligen Zweibundes zwischen Christus

und seiner Kirche und in den getauften Kindern dieser Ehe Kronprinzen des himmlischen Vaters, Geschwisterchen des Jesukindes, Kapellen des Heiligen Geistes zu erblicken. Dann reicht die Sehkraft, um in der oft recht nüchternen Hausarbeit und in der sozial-caritativen Frauenarbeit diesseits der Haustür die Erfüllung des blutgesiegelten Testamentes unseres Heilandes zu erkennen. Dann reicht die Sehkraft, um in den Kranken der Familie die Abbilder des kreuztragenden Heilandes und in allen Bitterkeiten des Familienlebens die Grüße einer guten Vorsehung zu erkennen. All diese großen Geheimnisse der christlichen Lebensanschauung, die das Leben der Familie verklärend in eine höhere Welt heben, sind in der heiligen Eucharistie verankert. Darin liegt der erste eucharistische Segen für die Familie.

Ein Haussegen von unerschöpflicher Segenskraft ist die heilige Eucharistie zweitens als Hochaltar der Gnade. Das Christentum Christi ist nicht bloß Weltanschauung; in seinem innersten Wesen ist es Erlösung und Sakrament. Darum ist auch die heilige Eucharistie, der Höhepunkt der christlichen Religion, nicht bloß die Hochschule der Weltanschauung, sie ist im innersten Wesen der Hochaltar der Gnade. Nun aber muß der Gnadenstrom, den das heiligste Sakrament in Umlauf setzen will, um das Angesicht der Erde zu erneuern, zuerst in die Familie, in die Keimzelle der menschlichen Gesellschaft, hineingeleitet werden. Wie das Erlösungswerk Christi, die Erneuerung der Menschheit, mit der Heiligung der Wiege und des Familienlebens seinen Anfang nahm, so will auch die Gnade des eucharistischen Heilandes erst Haussegen und dann Weltsegen sein.

Ein Hochaltar der Gnade wird das heilige Sakrament des Altars für die Familie, wenn die Kinder ihre erste heilige Kommunion und wenn die Eltern ihre letzte heilige Kommunion empfangen, wenn bei der Erstkommunion der Kinder die Eltern, vielleicht nach einem Zustand gegenseitiger Entfremdung, den Weg zu ihrem Herzen und manchmal an der Hand ihres Kindes auch den Weg zu ihrem Heiland wiederfinden, und wenn bei der Letzt-

kommunion der Eltern die Familienstube in eine Sakristei sich verklärt, deren Kirche nicht mehr auf dieser Erde steht. Ein Hochaltar der Gnade wird das heilige Sakrament des Altars für die Familie, wenn Eltern und Kinder gemeinsam zur heiligen Kommunion gehen, und wie sie zu Hause an einem Tische das Brot dieses Lebens genießen, in einer gemeinsamen Kommunion am Tische des Herrn eines Herzens und eines Sinnes werden. So flutet der Segen der Eucharistie reich wie ein Paradiesesstrom durch die Häuser.

Das Geheimnis des Altars ist drittens als Opfer wie als Kommunion das Höhenfeuer sittlicher Opferkraft und auch unter diesem Gesichtspunkt ein Familiensegen. An diesem Höhenfeuer entzündet sich jener selbstlose, opferstarke Familiensinn, der in erster Linie glücklich machen und dann erst glücklich werden will, der das Glück mehr in den erfüllten Pflichten als in den erfüllten Wünschen sucht, persönliche Wünsche und Launen opfern kann, nur damit der Friede wie eine ewige Lampe im Heiligtum der Familie nicht erlösche. Will die Arbeit, zum größeren Teil das Los des Mannes, den Vater erdrücken, aus der heiligen Eucharistie kommt ihm neue Arbeitskraft, wenn nur gerade er, der für die Familie das tägliche Brot des leiblichen Lebens verdient, dem Brot des ewigen Lebens sich nahen wollte. Will das Leid, zum größeren Teil das Los der Frau, die Mutter erdrücken, wie ein Gruß flüstert es aus dem Tabernakel: „Sei mutig, meine Tochter! Sei des Meisters wert! Du mußt der Welt die Kraft der heiligen Kommunion beweisen!" An den Quellen, aus denen die Märtyrerfrauen sich Heldenkraft zum Sterben tranken, wird das schwache Geschlecht auch zum Heldentum des häuslichen Lebens erstarken. Wie viele Schwestern der Martha und Monika gehen Tag für Tag zur heiligen Messe, um an diesem Herdfeuer sittlicher Opferkraft die Fackel einer großen, starken Opferliebe sich anzuzünden und dann untertags auf ihrem Arbeitsfeld in der Kraft des Altaropfers die Opfer des täglichen Lebens zu bringen! So sprühen die Funken vom Altare, von

diesem Herdfeuer der Opferkraft, in die Häuser, und viele Wasser der Trübsal werden sie nicht löschen.

Noch ein Segen hat in der Eucharistie seine Quelle und in der Familie seine Mündung: Für die Erziehungsarbeit der Familie ist die heilige Eucharistie geradezu eine pädagogische Richtlinie.

Die Mutter Samsons erhält vom Engel des Herrn die Weisung: Du sollst nichts Berauschendes trinken und nichts Unreines essen, denn das Kind, dem du das Leben schenken sollst, wird ein Gottgeweihter sein. Hier ist in einem Bibelwort (Richt. 13, 3 ff.) das zarte Geheimnis ausgesprochen, daß die Heiligung der Mutter die Heiligung des Kindes unter ihrem Herzen werden kann. Wieviel mehr wird die heilige Kommunion, das Essen der himmlischen Speise seitens der Mutter, auch dem Kinde ihres Herzens zugute kommen!

Die kleine Maria Magdalena von Pazzis drückt sich an die Mutter, da diese von der heiligen Kommunion zurückkommt: Mutter, laß mich ganz nahe bei dir sitzen, damit ich ganz nahe beim Heiland bin. Und ein anderes sechsjähriges Kind sieht mit heiliger Ehrfurcht zum Vater empor; denn der Vater kommt aus der Kirche und hat dort den Heiland empfangen. Die Augen des Kindes sehen schärfer als unsere Augen, sie sehen das strahlende Segenskreuz, das der Heiland dem Vater auf die Stirn gezeichnet. So verklärt die heilige Kommunion das Ansehen der Eltern, und darin liegt ein unschätzbarer erzieherischer Wert, ein pädagogischer Segen.

Und ziehen die Kinder fort vom Elternhaus in eine Welt, wo Unschuld und Gottes Gnade furchtbar billig sind, dann wissen gläubige Eltern, daß sie von der Kommunionbank aus eine Heerschar guter Geister ihren Kindern nachsenden können, um sie zu behüten auf all ihren Wegen. Ich kenne für einen jungen Mann in der Fremde keinen stärkeren Beweggrund sittlicher Zucht als diesen Gedanken: „Den Leib, den deine Mutter dir gegeben, den dein Heiland in der heiligen Kommunion geweiht hat, den

Leib darfst du nicht der Schande preisgeben", und kenne für eine Mutter kein schöneres Kommuniongebet als dieses: „Herr, laß die Kinder, die ich mit meinem Herzblut erzogen, die du mit deinem heiligen Fleisch und Blut ernährt, Herr, laß unsere Kinder nicht geschändet werden." Und ziehen die Eltern fort von der Erde, senkt sich die große Scheidewand des Todes zwischen Eltern und Kinder, dann ist es Grundsatz bei guten Kindern, wo möglich am Namenstag oder am Sterbetag der Eltern die heilige Kommunion zu empfangen. Dann hebt sich wieder die Scheidewand, und die Speise des ewigen Lebens verbindet wieder, was der Tod getrennt hat. Die heilige Eucharistie — ein erzieherischer Segen der Familie schon vor der Geburt der Kinder und noch nach dem Tode der Eltern!

So ist das Geheimnis des Altars die Weihe des Lebens am häuslichen Herde von der Wiege bis zum Grabe als Hochschule des Glaubens, als Hochaltar der Gnade, als Höhenfeuer sittlicher Opferkraft. Grund genug, die Häuser zu schmücken, wenn der Herr im Triumphe durch die Straßen zieht und die Häuser der Familien segnet. Wie aus dem Stadtbilde von Köln, aus dem Gewirr der Häuser der Kölner Dom zum Himmel ragt, eine Riesenmonstranz des heiligsten Sakramentes, so ist die heilige Eucharistie das Höhenland katholischen Familienlebens in diesen Häusern im Umkreise des Domes.

2. Die Weihe der Familienlektüre.

Es ist etwas Merkwürdiges um das Wissenwollen der Menschenkinder, um jenen geistigen Hunger, der schon die Kinder treibt, mit ihren tausend Fragen die Mutter zu quälen, der sogar im dunklen Erdteile die Neger dem Koranleser lauschen läßt, der schließlich auch die Freude am Lesen geboren hat. „Sehnsucht nach Offenbarung" hat Goethe diesen tiefen Zug der Menschennatur genannt. Dieser Wissensdurst kann in sehr reich abgestuften Formen sich äußern; ich denke nach unten an den Bäckerjungen, der aus Neugierde das Extrablatt auf der Straße

kauft, und nach oben an den äthiopischen Minister, der auf der Heimfahrt vom Osterfeste in Jerusalem den Propheten Isaias als Reiselektüre liest (Apg. 8, 28 ff.). Im Grunde aber ist dieser Wissensdurst ein gesunder Trieb, ein schönes Wiegengeschenk vom Vater des Lichtes, der nach dem Psalmworte (103, 2) mit dem Lichte wie mit einem Mantel umkleidet ist und mit einem schöpferischen „Es werde Licht" (1 Mos. 1, 3) zwischen Licht und Finsternis teilte.

Jeder Glaubensakt ist zugleich ein Geistesakt, ein Lichterlebnis; der Glaube an die Eucharistie, an das höchste Geheimnis unserer Liturgie, ein Geistesakt im ragenden Sinne des Wortes. Thomas von Aquin, der hier in Köln in der Mitte des 13. Jahrhunderts weilte, gerade damals, als die Fundamente zum Kölner Dom gelegt wurden, der in seinem unsterblichen Fronleichnamshymnus Lauda Sion Salvatorem einen geistigen Kölner Dom erbaute, Thomas von Aquin, der Meistersänger der Eucharistie, ist zugleich eine Sonne der Geisteswissenschaft. Auch unter dem Schleier der Brotsgestalt ist der Heiland Licht, und Finsternis ist nicht in ihm (1 Joh. 1, 5). Auch das Geheimnis der Geheimnisse will den Geist nicht umnachten und die Stirn nicht verbrettern. Im Gegenteil, den Jüngern von Emmaus wurden beim Brotbrechen „die Augen aufgetan" (Luk. 24, 31). „Tretet herzu, und ihr sollt erleuchtet werden" (Ps. 33, 6). Die heilige Eucharistie ist Baum des Lebens, aber auch Baum der Erkenntnis, die Besiegelung des Bibelwortes, daß wir für das Licht und nicht für die Finsternis berufen sind (1 Petri 2, 9), die Besiegelung des natürlichen Wissenstriebes.

Aber freilich, der an sich gute Wissenstrieb und Lesetrieb der Jugend muß wie jede Naturanlage erzieherisch ausgebildet werden. Es wäre wie ein Gottesraub an einer Gottesgabe, dieses Talent ungenützt im Schweißtuch zu vergraben. Es kann die Lesewut zu wild-grotesken Unarten verführen und dem Zuchtlosen eine Falle werden. Der Lesehunger kann aber auch unter Zucht und guter Führung ein Schwungrad geistigen Fortschritts und

ein Höhensteuer religiösen Höhenflugs werden. Der Junge, der durch seine dummen Indianer- und Räubergeschichten zu dummen Streichen oder gar zum Verbrechen verhetzt wurde, hätte durch gute Lesung in strenger Zucht ein Mann des Guten werden können. Nun aber hängen die sittliche Erlaubtheit und sittliche Güte des Lesens besonders von zwei Bedingungen ab: es darf höhere Güter (wie berufliche Pflichten oder Gottes Gnade) nicht zu Schaden bringen und muß auf den rechten Gegenstand hingerichtet sein. Mit andern Worten: Zwei Dinge gehören zum rechten Lesen: der rechte Leser und das rechte Buch. Daraus entstehen drei Fragen der Erziehung zum Lesen: Wie man lesen soll, was man nicht lesen soll, was man lesen soll.

Zur ersten Frage: Wie man lesen soll, fordert die christliche Leseordnung eine vernünftige Absicht und Selbstbeherrschung. Die einen lesen zum bloßen Zeitvertreib und werden älter dabei; die andern lesen zur Erweiterung ihres geistigen Gesichtskreises und werden klüger dabei; wieder andere lesen zu ihrer Erbauung und werden besser dabei. Lesen soll den müden Geist abspannen, nicht überspannen, soll den suchenden Geist anregen, nicht aufregen. Die gute Absicht schreibt das Vorwort des Buches, die Selbstbeherrschung muß das Schlußwort diktieren. Der Leser darf sich nicht vom Buche beherrschen lassen, er muß das Buch beherrschen. Die heilige Eucharistie ist die kräftigste Triebfeder dieser Selbstbeherrschung. „Kind", spricht die Mutter, „du darfst nicht bis Mitternacht fortlesen, du mußt morgen früh zur heiligen Messe gehen." „Dem, der siegt" (in dem schönsten Sieg der Selbstbeherrschung), „will der Herr vom Baume des Lebens zu essen geben" (Offb. 2, 7). Der Genuß des himmlischen Mannas und der Trunk aus dem Kelche des Heiles müssen nach und nach den Geschmack am Lesefutter verlorener Söhne und am Becher Babylons verleiden.

Zum zweiten Punkt der Lesepädagogik: Was man nicht lesen soll. Die Auslagen mancher Geschäfte, dann und

wann auch die Gerichtsverhandlungen, werfen grelle Schlaglichter in eine dunkle Ecke unserer Kultur, wo die Seelenhändler hausen, die aus den niedersten Trieben des Menschen Metall schlagen und Geschäfte machen. Die Schundliteratur ist ein Moloch, der jahraus, jahrein Hunderte von Kinderopfern fordert, von Kindern, die alle mit dem Blute des Heilandes erlöst und mit dem Sorgenkreuze ihrer Eltern gezeichnet sind. Medizinische Traktate und Traktätchen, deren ärztliche Ratschläge jeder sittlichen Ordnung Hohn sprechen, haben in unsern Familien schlimmer gehaust als der schwarze Tod und dem Vaterlande mehr Menschenleben gekostet als der blutigste Krieg. Der Freund der wahren Kunst kann nur mit tiefer Entrüstung beobachten, wie unter der falschen Flagge der Kunst kunstlose und sittenlose Ware, in der ausgeschämtesten Form schon auf dem Titelblatt kenntlich, in die Familien eingeschmuggelt wird. Voltaire hat gesagt: „Es gibt Bücher, bei deren Lektüre man Lust verspürt, auf allen Vieren zu kriechen." Noch drastischer hat ein deutscher Satiriker, der so wenig wie Voltaire ein Heiliger war, es ausgesprochen: „Noch immer schmückt man den Schweinen bei uns den Rüssel mit Lorbeerblättern." Nehmen Sie ein derbes Wort in einer derben Sache nicht übel!

Gott Dank, es hat eine starke Bewegung eingesetzt, um der Schlammflut eine feste Wehr zu bauen, und die mutigen Vorkämpfer dieser Bewegung, wie die „Allgemeine Rundschau" und der „Volkswart", verdienen kräftige Unterstützung. Wir können nicht wie St. Paulus auf dem Marktplatze von Ephesus die schlechten Bücher mit kurzem Prozeß dem Feuer weihen; ein Funke aber von jenem paulinischen Feuer muß in jedem zünden, dem die Ehre seines Hauses und die Gnade Gottes in den Herzen der Jugend etwas Heiliges ist. Den Frauen hat Gott einen größeren Ekel vor dem Gemeinen und ein stärkeres Mitleid mit den Opfern der schlechten Lektüre ins Herz gegeben. Die Frauen müssen deshalb in der ersten Reihe mithelfen, damit das Gemeine in den Schaufenstern und aus den Händen der Jugend verschwinde. Die Mutter vollends, die verantwortliche Bücherverwalterin

des Hauses, das Ministerium des Innern, muß auf das Lesen ihrer Kinder ein scharfes Auge haben. Die junge Welt weiß mit geschicktester Gewandtheit die zweideutigen Bücher der Leihbücherei oder der Schulkameraden hinter dem Rücken der Mutter zu verstecken und im Konversationslexikon gewisse Dinge unter gewissen Stichworten zu finden. Eine kluge und entschiedene Aufsicht seitens der Mutter kann der Familie schwere Kosten ersparen.

Der Herr hat im heiligen Sakrament sein Zelt unter uns aufgeschlagen, in bürgerlicher Nachbarschaft bei den Wohnungen der Menschenkinder — eine Oase des Himmels auf irdischer Steppe. Dem Volke von Sion wurde gesagt: Der Herr ist in eurer Mitte; der Boden, auf dem ihr lebt, ist geweiht durch die Nähe des Heiligtums auf Sion. Wieviel mehr sind unsere Häuser durch die Nähe des Tabernakels geweiht! Gnaden sind immer auch Pflichten. Gottes Zelt unter den Menschenkindern ist eine Gnade, ist aber auch eine heilige Pflicht, sein eigenes Zelt nun in die Nähe des Heiligtums zu stellen, nicht in die Umgebung der Kloake, aus der die Schlammliteratur emporsteigt. So wird *die heilige Eucharistie zum Bücherverbot aller schlechten Bücher.* Der Tand kann uns nicht heilig sein, solange das Heilige uns nicht zum Tande ward.

Schundlektüre feinerer Sorte ist auch jene Pfennigware in schillernden Farben und jene Sensationsliteratur, die nichts als Phantasiefutter ist, ohne unmittelbar religionsfeindlich oder unsittlich zu sein, und mit ihren ewigen Drehorgelmelodien von den getauschten und wieder zerbrochenen Ringen viel kostbare Zeit vertändelt. Solche Romanleserinnen träumen sich in eine Welt der Phantasie hinein, die mit dem wahren Weltbild nicht zusammenstimmt. Kommt dann die rauhe Wirklichkeit des Lebens und bläst den Phantasten die Luftschlösser der Phantasie wie Kartenhäuser über den Haufen und wirft ihnen die langen Wunschzettel ihrer Romanwelt zerfetzt vor die Füße, dann gibt es unzufriedene und griesgrämige und verbitterte Menschen, die für die ernsten Auf-

gaben des Lebens nicht taugen. Auch dieses „Lügenbrot" steht auf der Verbotsliste der Eucharistie, denn die Eucharistie ist das Sakrament der Wahrheit.

Ich rede hier vom Bücherlesen, nicht vom Bücherschreiben. Und doch darf ich mit einem Wort die Schriftstellerinnen, die eine große Sendung an die Mitwelt haben, daran erinnern, daß die heilige Eucharistie auch eine literarische Richtlinie ist. Die edlen Künste haben in heiligem Wettstreit die Zierde des Gotteshauses geliebt, aber trotz aller künstlerischen und ästhetischen Umrahmung liegen die eigentliche Herrlichkeit und Größe der Eucharistie in ihrem Innern. Ein Buch, das nichts als Außenputz ist, dessen Herrlichkeit in der schönen Einbanddecke und auf dem Titelblatt aufgeht, ist wie eine Sünde gegen die Eucharistie. Erst recht, wenn es ein Gebetbuch ist. Vor dem Tabernakel bestimmt sich danach auch das rechte Verhältnis zwischen literarischer Schönheit und religiöser Sittlichkeit, und damit löst sich eine schwere Frage der modernen Literatur. Wie das Geheimnis des Altars den äußeren Rahmen der Kunst nicht verschmäht, seine eigentliche Größe aber im Innern birgt, so darf auch die ästhetisch-künstlerische Außenseite der Literatur einerseits nicht unterschätzt, anderseits aber nur als Mittel, nicht als Zweck — nur als Rahmen, nicht als Bild eingeschätzt werden. Die Kunst soll unsern Gott im Tabernakel mit anbeten, soll aber nicht als Abgöttin selber auf den Altar erhoben werden. Die Sittlichkeit darf niemals der Schönheit geopfert werden. Insofern ist die heilige Eucharistie auch eine Richtlinie der Literatur.

Der dritte Abschnitt der häuslichen Lesepädagogik: Was man lesen soll. Die Familie muß dem Hauspersonal gute und dem einzelnen passende Bücher bereitstellen. Der bloß verbietende Hinweis auf das, was man nicht lesen soll, würde in den Kindern Adams den Hunger nach den verbotenen Früchten erst recht reizen, wenn wir nicht gleichzeitig wirklich erlaubte Lesefrüchte ihnen reichen. Zu diesem Zweck gehört in jedes Haus eine dem wirtschaftlichen und geistigen Stande der Familie an-

gepaßte kleine Hausbücherei, eine „Seelenapotheke“, wie die Griechen die Bücher nannten. Großmutter wird den Kopf dazu schütteln, und doch besitzen wir noch aus dem 9. Jahrhundert, also tausend Jahre vor Großmutters Zeiten, einen Brief der Markgräfin Dhuoda an ihren Sohn mit der Mahnung, sich „recht viele Bücher“ anzuschaffen. Der Bücherschrank — verschließbar, weil er andere Bücher für die Kleinen und andere für die Großen enthält — gehört zum Hausgerät der Familie des 20. Jahrhunderts dringlicher als der Silberschrank. Legen wir mehr Bücher unter den Christbaum, setzen wir einen festen Posten für Bücher und Zeitschriften in der Familienrechnung an, so wird nach und nach eine kleine Hausbücherei zusammenwachsen, die auf Geschlechter hinaus wie ein stiller Hausmissionär im Hause wirkt. Es ist eine neue Belastung der Familienkasse, eine neue Steuer in einer steuerreichen Zeit, aber es ist eine Vermögensanlage, die den Kindern reiche Zinsen bringt. Mit den Summen, die alljährlich groschenweise für Hintertreppenliteratur verschleudert werden, könnte man viele gute Büchereien errichten.

Die sozialwirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Familien sind zu verschieden, als daß man in Bausch und Bogen für alle Familien ein festes Bücherverzeichnis aufstellen könnte. Sie haben hier am Rhein den Borromäusverein (Bonn, Münsterplatz 10), der für die Einrichtung von Büchereien besondere Vergünstigungen gewährt. Auch das Organ des Katholischen Frauenbundes und „Die christliche Frau“ enthalten wertvolle Winke zur Anschaffung von Büchern, und gewiß werden auch Ihre Seelsorger, die Diener der Eucharistie, Ihnen Ratgeber in dieser Frage sein.

Den Grundstock der Familienbücherei sollen die heiligen Schriften des Neuen und Alten Testamentes in einer kirchlich genehmigten Ausgabe bilden, das Buch der Bücher, die kleine Bücherei des göttlichen Wortes, die mit dem Blute des Lammes geschrieben und mit dem Siegelringe des Heiligen Geistes gesiegelt ist. Wie am Tische des Herrn alle Familien das gleiche

Manna empfangen, so verschieden auch ihre Tischkost zu Hause sei, so ist auch das Buch der Bücher Geisteskost für alle, so verschieden auch sonst die Bücherkost der einzelnen sei. Die Lesung und Betrachtung der Heiligen Schrift ist sogar eine Art geistiger Kommunion; denn die Seele des heiligen Buches ist Heilandgeist. Das goldene Büchlein der „Nachfolge Christi", das wie ein fünftes Evangelium durch die Menschheit wandert, sagt in dem Kapitel über die zwei von Gottes Hand gedeckten Tische (4, 11), von Evangelium und Eucharistie: „Zwei Dinge sind mir zum Leben unerläßlich: Licht und Brot, Gottes Wort in der Heiligen Schrift als Licht meiner Seele und Gottes Sakrament als Brot des Lebens." Damit ist unser Gedankengang wie eine eucharistische Prozession zum Schlusse zu dem Punkte zurückgekehrt, von dem wir ausgegangen sind: Herr, gib uns Brot und führe uns zum Lichte!

In der Familie von Nazareth standen die Bücher der Väter, die heiligen Rollen mit dem Gesetz und den Propheten, hoch in Ehren; aber höher noch als die heiligen Bücherrollen stand in der heiligen Familie der persönliche Imanuel, das Allerheiligste in Menschengestalt. In der Liturgie der Kirche lagen die biblischen Bücher auf einem Ehrenplatz, auf dem Altar neben dem Tabernakel; aber höher noch als die Bibel stand in der Kirche die Person des Heilandes, das lebendige Gotteswort, das Allerheiligste in Brotsgestalt. Christozentrisch, nicht bibliozentrisch, hat unsere Kirche dem König des Tabernakels nie zugemutet: „Steig herab von deinem Thron, mache Platz, damit das Bibelbuch als Allerheiligstes im Tabernakel liege, wie es in den Synagogen ist." Bücher und Bücherweisheit hoch in Ehren, besonders das Buch der Bücher; höher aber steht uns die Person des Heilandes, die persönliche Bibel, nach Dantes Wort („Paradies", Schlußgesang 85) ein lebendiger Sammelband der Weltliteratur:

> „In seiner Tiefe sah ich, wie sich sammelt,
> Gebunden in ein einzig Buch der Liebe,
> Was in der Welt auf Zetteln sich zerstreut."

VI. Frauenapostolat und Eucharistie.

Rede auf dem XXIII. Eucharistischen Weltkongreß zu Wien am 13. September 1912.

Im Kaiserdom von Speyer liegt Rudolf von Habsburg begraben. Am Fuße eines Altars hat der Fürst mit dem eucharistischen Herzen seine Ruhestätte gefunden. Der Bischof von Speyer bringt dem Eucharistischen Kongreß in Wien den Gruß vom Grabe des erlauchten Ahnherrn des österreichischen Kaiserhauses. Im Kaiserdom von Speyer wird in diesen Tagen eine eucharistische Andacht gehalten: Das gewaltige Tantum ergo Sacramentum, das in diesen Tagen um die Wiener Hofburg rauscht, soll über dem Grabe des ersten Habsburgers einen Widerhall finden. Calderon, der Meistersänger der heiligen Eucharistie, hat ja die Andacht zum heiligsten Sakrament „Österreichs Ruhm" und „das schönste Erbe des Hauses Habsburg" genannt.

Vom Frauenapostolat soll ich reden, von der Mitarbeit der Frau im Dienste der Seelsorge. Seelsorge ist die organisierte Sorge um die Seelen kraft der priesterlichen Weihe und kirchlichen Sendung. Seelsorge ist die Kunst des guten Hirten und des barmherzigen Samariters zu stärken, was schwach ist, zu heilen, was krank ist, zu verbinden, was verwundet ist, zu sammeln, was zerstreut ist, und heimzuholen, was verirrt ist. Seelsorge ist die höchste Form sozialer Betätigung.

Nun aber sind die Aufgaben der modernen Seelsorge in den Großstädten und Industriegebieten ins Riesenhafte gewachsen, und auch auf kleineren Seelsorgsposten haben die Kommunionerlasse des Heiligen Vaters neue seelsorgerliche Aufgaben aufgerollt. Je länger, je lauter werden die Priester, die verantwortlichen Träger der amtlichen Seelsorge, nach Arbeitsgehilfen aus den Reihen der Gläubigen rufen. Bei der Feier der heiligen Messe wendet sich der Priester zum Volk und spricht das wundersame Wort: Orate fratres — „Betet, Brüder, daß mein und euer Opfer wohlgefällig werde vor Gott, dem allmächtigen Vater!" Zu diesem

Orate fratres kommt heute ein Laborate fratres, zu dem Ruf nach Mitbetern kommt der Ruf nach Mitarbeitern im apostolischen Saat- und Erntefelde, der Ruf nach dem Laienapostolat oder Laiendiakonat. Hat nicht der Heilige Vater damit, daß er die Frühkommunion der Kinder erstens von der Erlaubnis der Eltern und zweitens von der Erlaubnis des Beichtvaters abhängig machte, die Zusammenarbeit von Laienwelt und Klerus in der höchsten Aufgabe der Seelsorge selber gefordert?

Auch an die Frauenwelt des 20. Jahrhunderts ist der Ruf ergangen: „Was steht ihr müßig? Geht auch ihr in meinen Weinberg!" Auch an die Anschrift der Frauen ist der Ruf nach Laiendiakonen gerichtet, — schon deshalb, weil bei manchem Orate fratres nur Schwestern in der Kirche sind. Der Heiland hat das Himmelreich in einem Atemzug mit einem Manne verglichen, der einen Baum auf dem Felde pflanzt, und mit einer Frau, die den Brotteig im Hause bereitet, und unmittelbar nach dem Gleichnisse vom guten Hirten, der in der Wüste dem Irrgelaufenen nachgeht, hat er dem Frauendiakonat das Gleichnis von der Hausfrau erzählt, die nach einer einzelnen verlorenen Drachme sucht. Prälat Swoboda von Wien hat in seinem Buch „Großstadtseelsorge" auch dem Frauendiakonat goldene Worte gewidmet.

Nun aber ist die priesterliche und pfarramtliche Seelsorge auf der ganzen Linie mittelbar oder unmittelbar ein Ministerium der Eucharistie. Die Bahn der berufsmäßigen Seelsorge gleicht der Bahn einer eucharistischen Prozession, die vom Altare ausgeht und nach ihrem Rundgang durch die Straßen zum Altare zurückkehrt, und da der Laienapostolat in gleichlaufenden Linien dem priesterlichen Hirtenamte zur Seite geht, ist auch für ihn das Geheimnis des Altars die erste Quelle, von der er ausgeht, und das letzte Ziel, bei dem er landet. Die tägliche Kommunion, bis vor kurzem ein Vorrecht der Priester, ist nunmehr allen Gläubigen gestattet. Mit diesem priesterlichen Recht übernehmen die täglichen Kommunikanten aber auch die priesterliche Pflicht, ihren Teil an der Rettung der Seelen im Geiste des guten Hirten

mitzuhelfen. Frauenapostolat und Eucharistie! Wir wollen uns klar werden, in welchen Formen der Frauenapostolat im Dienste der Seelsorge sich nach außen betätigen und mit welchen eucharistischen Gedanken er sich nach innen beseelen kann. Wer einer Tätigkeit einen neuen Gedanken gibt, hat ihr eine neue Seele gegeben. Ich rede nicht von dem Apostolat der Mutter im Kreise der Familie. Ich rede auch nicht von dem Apostolat der Lehrerin, die in der Schule die Saaten Gottes bestellt, solange es Frühling ist. Auch nicht von dem Gebetsapostolat der Gottesbraut im Ordensschleier. Auch nicht von dem Apostolat der Schreibfeder in Frauenhänden. Ich rede hier vom Frauendiakonat außerhalb der Familie und der Schule, außerhalb des Klosters und der Redaktionsstube.

1. Frauenhilfe im Kirchenschmuck — der Lydiadiakonat.

An erster Stelle nenne ich jene Form weiblicher Hilfsarbeit, die von der ersten Christin auf europäischem Erdboden, von Lydia in Philippi, betätigt wurde. Für das erste Heiligtum, das Bundeszelt des Alten Bundes, einen Schatten unseres eucharistischen Königszeltes, hatten Frauenhände Schmucksachen geopfert (2 Mos. 35, 22—29), Frauenhände liturgische Gewänder verfertigt (2 Mos. 35, 25—26; 36, 6). Und als im Jahre 52 nach Christi Geburt, neunzehn Jahre nach der Abendmahlfeier auf Sion, auf der ersten paulinischen Missionsstation in Europa die heiligen Geheimnisse gefeiert wurden, war es eine Frau, die Purpurhändlerin Lydia, die der Christengemeinde ihr Haus als erste Herberge der Eucharistie zur Verfügung stellte und gewiß auch aus den Truhen ihren schönsten Purpur hervorholte, um mit dem Stoffe der Könige den Tisch und Saal für die Feier der heiligen Geheimnisse auszuschmücken.

Lydia ist die Erzherzogin und biblische Schutzfrau jener Damen, die in den Paramentenvereinen die Kunst ihrer Handarbeit in den Dienst des Gotteshauses stellen. Darum nenne ich den Frauendiakonat im Dienste des Heiligtums einen Lydiadiakonat.

Kraftvoll die Quadern zum Tempelbau aufeinandertürmen, ist Manneskunst; geschmackvoll das Innere des Heiligtums einrichten helfen, so daß es dasteht wie eine Braut, geschmückt für den eucharistischen König, ist Frauenkunst. Mancherorts ist es Sitte, nach der Hochzeit das Brautgewand zu einem Meßgewand umzuarbeiten. Oder man setzt sich mit einem gestifteten Kirchenfenster oder einem andern Ausstattungsstück in der Kirche ein Denkmal, statt mit einem Grabstein auf dem Friedhofe. Edle Lydiaseelen lieben den Schmuck des Gotteshauses und wollen nicht in einem Zedernpalaste wohnen, wenn die Lade des Herrn im Armenhause steht. Die Mitglieder der Paramentenvereine, die jahraus, jahrein die eine oder andere Wochenstunde der Anfertigung von heiligen Gewändern widmen und besonders für diese Tagung so unermüdlich vorarbeiteten, haben sicher auf dem Eucharistischen Kongreß einen besondern Gruß des Dankes verdient. Wie manches Paramentenstück könnten die Damen als stillen Beter ins Heiligtum schicken, wenn sie für eine Handarbeit die verlorenen Viertelstunden ihres täglichen Lebens zusammenlesen wollten, so treu, wie der Priester nach der heiligen Kommunion die Bruchstücke der heiligen Hostie sammelt.

2. Frauenhilfe in der Armenpflege — der Tabithadiakonat.

Im Evangelium werden zwei wunderbare Brotvermehrungen erzählt, und beide Male wird als seelische Triebfeder das Erbarmen Jesu mit dem hungernden Volke genannt (Matth. 14, 4; 6, 34; 15, 32. Mark. 8, 2). So gewiß diese Brotwunder als eine Art Vorspeise auf das eucharistische Mahl hinweisen sollten, so gewiß ist in der Eucharistie der Heilandgeist milden Erbarmens mit dem hungernden Volke verewigt. Damals bei der Brotvermehrung wurde die Frage aufgeworfen, die heute noch die Kernfrage der sozialen Frage ist: „Woher nehmen wir in der Wüste so viel Brot, um so viel Volk zu sättigen?“ (Matth. 15, 33.) In dem biblischen Bericht über die Brotwunder ist auch das Endziel der seelsorgerlichen Liebestätigkeit angegeben: Irdisches Brot und leibliche Wohltaten können, ohne dem elenden

Seelenfang und Seelenkauf zu dienen, für die höhere, himmlische Brotspende der Seelsorge vorbereiten, wie auch der Heiland bei den Brotwundern vom irdischen Brote des Leibes auf das himmlische Brot der Seele hinüberleitete; das Endziel der Seelsorge aber kann nur die Sorge um die Seele sein. In dem biblischen Bericht ist sogar die Art und Weise der Armenpflege angedeutet: Der Heiland hat nicht planlos Brot und Fisch unter die Volksmenge geworfen, „er ließ sie nach Abteilungen lagern, je 50 Mann" (Luk. 9, 14). Armenpflege im Geiste Jesu ist also organisierte Armenpflege, planmäßiges, nicht blindes Verteilen der Gaben.

Dieses Heilandprogramm seelsorgerischer Armenpflege ist in der Kirche Geschichte geworden. Gleich in der Urkirche war mit der Feier der heiligen Geheimnisse eine Speisung der Armen verbunden, und bei dieser Gelegenheit ist der Diakonat als kirchliches Amt entstanden. Die Apostelgeschichte (9, 36—42) hat uns den Namen einer Frau erhalten, deren Bild im Morgenrot christlicher Liebestätigkeit erstrahlt, und nach dieser Tabitha, der Armenmutter von Joppe, „voll guter Werke und Almosen", taufen wir die Mitarbeit der Frau in der Armenpflege auf den Namen Tabithadiakonat. Auch in der späteren Kirchengeschichte lagen Engelbrot und Armenbrot auf dem Tische der Kirche nebeneinander. Eine Enkelin Kaiser Ferdinands I., die österreichische Erzherzogin Anna Katharina Juliana, die in der Hofkapelle zu Innsbruck das 40stündige Gebet vor dem Allerheiligsten erstmalig einführte, war auch den Armen in Tirol eine edle Tabitha. Und heute noch liegt ein tiefsozialer Gedanke darin, daß am Tische des Herrn die Reichen neben den Armen, die Satten neben den Hungrigen knien. Die Kostgänger am Tische des Herrn sollen Kostspender werden für den Tisch der Armen. Reichen Kindern sollte es eine Freude sein, zum Danke für die eigene erste heilige Kommunion ein armes Kind für den ersten Kommuniontag auszustatten, und alle Damen, die öfters kommunizieren, sollten in irgendeiner Form, mit ihren Almosen, besser noch mit ihrer persönlichen Arbeit an den Elisabethvereinen,

überhaupt an der Armenpflege ihrer Pfarrei sich beteiligen. Armenbrot ist unser Deo gratias für das eucharistische Himmelsbrot. Ein Kommuniontag ohne jede Caritas wäre ein Kommuniontag ohne Danksagung.

3. Frauenhilfe in der Krankenpflege — der Veronikadiakonat.

Ein drittes Arbeitsfeld, auf dem die Frauenwelt dem Seelsorger vorarbeiten kann, ist die Krankenpflege, der Samariterdienst an Spitalkranken und Hauskranken, Geist vom Geiste Veronikas, die dem verlassenen Kreuzträger ihren Schleier reichte und ihm den blutigen Schweiß von der Stirn wischte. Kreuzträger gibt es heute noch in allen Gassen, aber Gott Dank auch eine unverwüstlich heldenhafte Veronikaschar, die das Frauenevangelium der sechsten Station des Kreuzweges erfaßt hat. Die Sanduhr des Todes rinnt und rinnt immer weiter, aber auch die Stundenuhr barmherziger Heilandliebe schlägt alle Tage 24 Stunden. Durch die 34 Spitäler von Wien mit ihren mehr als 7700 Krankenbetten, durch dieses weite Trümmerfeld gebrochener Menschenkraft rauscht ein mark- und beinerschütterndes Miserere menschlichen Jammers, aber auch ein herzerhebendes Magnifikat christlicher Samariterliebe mit und ohne Ordensschleier. Geist vom Geiste Veronikas hat auch den Genesenden ein Heim gebaut, um ihnen die Lebenssorgen zu erleichtern, die in den Tagen der Genesung vielfach schwerer drücken als in den Tagen der eigentlichen Krankheit.

Da aber unmöglich alle Kranken in Spitalpflege kommen können — in Wien nur 70 vom Hundert, von den Schwindsüchtigen sogar nur 40 vom Hundert —, muß für die Armen neben der Krankenhauspflege die Hauskrankenpflege organisiert werden. Hier in Wien hat der „Zentralverein für Hauskrankenpflege“ mit 44 weltlichen Pflegeschwestern in 3000 Nachtwachen bei den verlassenen Kranken im letzten Jahre (1911) eine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet. Um den verlassenen Kranken noch mehr helfen zu können, sollte dieser Zentralverein noch mehr freiwillige Pflegeschwestern und Wohltäter finden. Auch aus dem Dritten Orden wären, nament-

lich für die ländliche Krankenpflege und zum Kampf gegen die mörderische Tuberkulose, noch viele Ersatzkräfte für den Veronikadiakonat aufzurufen. Manches kranke und verträumte Mädchenleben würde in der berufsmäßigen Krankenpflege geheilt werden von Visionen und Gewissensängsten, von Einbildungen und Träumen. Einen Schwerkranken auf den Tod vorbereiten, ist ein Tag geistlicher Übungen, und wenn die Pflegeschwester nach einer in der Krankenpflege durchwachten Nacht auf dem Heimweg in eine Kirche eintritt, dann flüstert es aus dem Tabernakel: „Ich war krank, und du hast mich besucht."

Krankenpflege im Geiste des Evangeliums will freilich mit den kranken Leibern auch die kranken Seelen gesund machen, also mittelbare Seelsorge werden. Viele, die in gesunden Tagen für die ewigen Aufgaben der Menschenseele keine Zeit gefunden haben, sind in stillen Krankheitstagen für einen religiösen Zuspruch dankbar empfänglich. Die Eucharistie wurde am Abend des Heilandlebens eingesetzt, am Vorabend des bittern Leidens, und soll als Krankenkommunion auch den Abend des Menschenlebens, auch die Tage des Leidens verklären, Meerleuchten über den Wassern der Trübsal sein. Auch der Veronikadiakonat lebt von eucharistischen Gedanken.

4. Frauenhilfe in der Kinderkatechese — der Priskadiakonat.

Die Römerin Priska, deren Name in den biblischen Büchern des Gottesreiches in goldenen Schriftzügen leuchtet, war in Korinth zusammen mit ihrem Manne vom Völkerapostel in die Geheimnisse der Kreuzesreligion eingeweiht worden und in der Paulusschule aus einer Jüngerin zu einer Missionärin des Evangeliums emporgereift. Von ihr und ihrem Manne wurde ein unklarer Wanderredner „in den Weg des Herrn eingeweiht" (Apg. 18, 24—28). Der nämliche Paulus, der in Korinth mit einem sehr deutlichen Machtwort (1 Kor. 14, 34 f.) den Frauen die Teilnahme am amtlichen Lehramte im kirchlichen Leben verwehrte, hat Priska, die geistig hochstehende Bekennerin des Evangeliums,

seine „Mitarbeiterin in Christo" genannt und damit zu dem Priska-diakonat der Frauenwelt seinen apostolischen Segen gegeben.

Die christliche Frauenwelt hat das Geisteserbe Priskas und damit die tatkräftige Anteilnahme an der Ausbreitung der christlichen Wahrheit, auch an der Missionsbewegung der neuesten Zeit, treu bewahrt. Die „Missionsvereinigung christlicher Frauen und Jungfrauen" hat in den letzten Jahren einen wahren Siegeszug durch die Reihen der gebildeten Frauen gefeiert. Dieser Missionseifer wird mit der Zeit auch der Glaubensverbreitung im Reiche des Halbmondes eine Gasse bahnen helfen; die katholische Frauenärztin könnte vielleicht hierin vorangehen und den mohammedanischen Frauenkerker öffnen, den eine Männerhand niemals öffnen kann. Unsere Priskadiakonissen brauchen aber nicht bis in die Heidenmission und in die Türkei zu gehen; in unsern heimischen Großstädten, zumal in den Außenbezirken, treiben sich genug Kinder herum, die wie Heidenkinder aufwachsen. Die Gasse ist ihre Heimat, der Schmutz ihr Spielkamerad, der Hunger ihr Abendmahl, und oft hat das Verbrechen die Stirn dieser Kinder gestempelt, bevor der Heiland in der heiligen Kommunion sie in die Arme schließt. Zur Rettung dieser Gassenkinder, auch der in der Schule zurückgebliebenen oder kränklichen Kinder, ist in verschiedenen größeren Städten, wie in Wien, Prag, Salzburg, München, die sog. Laienkatechese eingerichtet worden, eine Art fliegender Schulen neben dem fahrplanmäßigen, von Priestern erteilten Religionsunterrichte, der in den festen Geleisen der geordneten Schule läuft. Nach den bisherigen besten Erfahrungen verspricht dieser neue Frauendiakonat im Dienste der Kinderseelsorge eine große Zukunft. In Wien arbeitet die vortrefflich eingerichtete Kinderkatechese unter Aufsicht des fürsterzbischöflichen Ordinariates. Für neue Mitarbeiterinnen hätte sie Arbeit in Fülle.

Auch der Priskadiakonat ist von eucharistischen Leitgedanken getragen in seinen Arbeitszielen und seiner Arbeitsweise. Satzungsgemäß hat die Laienkatechese das nächste Ziel, die Kinder der Gasse unter Oberleitung der geistlichen Behörde auf

die erste heilige Kommunion vorzubereiten. Das Allerheiligste im Tabernakel und ein Kind an der Kommunionbank — schöneren Anblick hat unsere Erde den Augen Gottes nicht zu bieten. Dem Allerheiligsten Tabernakel bauen und Kinder zur Kommunionbank führen gehört also zu der Menschheit größten Taten. Kardinal Manning hat einmal gesagt: Solange in den Straßen von London ein katholisches Kind ohne Schulunterricht herumlaufe, so lange baue er keine neue Kathedrale, denn aus jedem Kinde sei eine lebendige Kathedrale zu erbauen.

Auch die Gesetze der Arbeitsweise mag die Kinderkatechese von der heiligen Eucharistie ablesen, vor allem das Gesetz der stillen Arbeit. In Bethlehem war es auch stille; dort aber ließ sich wenigstens das Gloria der Engel hören und der Stern der Weisen sehen; über dem Tabernakel dagegen läßt der Herr keine Engel singen und keine Sterne stillestehen. Die knisternde Kerze macht mehr Lärm von sich als der Heiland in Brotsgestalt. Wenn die untergehende Sonne am Abendhimmel schwebt wie eine feurige Riesenhostie, „als erhöb' ein Priester den Leib des Herrn", erscheint sie dem Auge klein wie ein Feuerball von einem halben Meter im Durchmesser, und doch hat die große Sonne den 108fachen Durchmesser unserer Erde. Und wenn die Hostie in der Monstranz ausgesetzt wird, erscheint sie dem Fleischesauge klein wie ein Mazzenscheibchen von fünf Zentimeter im Durchmesser, und doch ist sie der ganze Heiland und seine ganze Gnade. Unscheinbare Gestalt nach außen und höchstes Sein im Innern, wenig Außenschein und viel Innensein — dieses Gesetz der Eucharistie ist auch ein Gesetz des Priskadiakonats.

5. Frauenhilfe in der Vereinsarbeit und inneren Mission — der Hirtendiakonat.

Sirach (1, 2) stellt die Welt vor die Frage: „Die Höhe des Himmels, die Weite der Erde und die Tiefe des Abgrundes, wer hat sie ausgemessen?" Die Höhe himmlischer Liebe und die Weite irdischen Jammers, aber auch der Abgrund teuflischer Bosheit

sind in der Tat nicht zu ermessen. Ein böser Geist der Kinematograph. Diese herrliche Erfindung, die für unsere Jugend ein hochbedeutsames Unterrichtsmittel, auch für Weltgeschichte und biblische Geschichte, sein könnte, ist für sie ein gefallener Engel geworden. Die jungen Menschenkinder, die fort und fort bis zum letzten Heller ihrer Sparkasse aus diesem Becher von Babylon den Taumelwein sinnlicher Anreizung trinken, verlieren den Geschmack an dem Kelch des Heiles, der mit dem Blute des unbefleckten Lammes gefüllt ist. — Eine Siebenheit von bösen Geistern die glaubenmörderische und sittenmörderische Presse, diese Maschinengewehre der Gottesleugnung, die Gottes Reich und Gottes Gnade in den Seelen zu Boden werfen. — Eine Legion von Teufeln Prostitution und Mädchenhandel und der ganze Höllentrichter moralischen Elends, das damit zusammenhängt, wahrhaft teuflische Schatten an der modernen Kultur, durch welche das weibliche Geschlecht, das Geschlecht der Mutter Gottes, in seiner Ehre abgrundtief erniedrigt wird.

Wo aber Flammen aus dem Abgrunde schlagen, muß auch Feuer aus der Höhe lodern. Feuer aus der Höhe lodert in der „Österreichischen Frauenorganisation", der Schwester des Deutschen Frauenbundes, und in ihren Monatsschriften „Österreichische Frauenwelt" und „Frauenland". Der flammende Widerspruch, der neulich in Wien gegen die Kinotheater von der Frauenorganisation miterhoben wurde, war eine apostolische Tat. Feuer aus der Höhe lodert in der sozialen Abteilung dieses Verbandes, der in wenigen Jahren in den Jugendhorten und Arbeiterinnenvereinen zur wirtschaftlichen und sittlichen Hebung ärmerer Schwestern eine Hilfstruppe von guten Hirtinnen im Laienkleid gebildet hat. Feuer aus der Höhe lodert in den „Sozialen Frauenschulen", die in systematischer Form die Jugend der gebildeten Stände für den sozialen Hirtendiakonat der nächsten Zukunft erziehen wollen. Die Bahnhofsmission ist heute eine unentbehrliche Mitarbeiterin der Stadtseelsorge. Die Polizeiassistentin, die ihren Beruf im rechten Geiste auffaßt, kann viele verlorene Drachmen wiederfinden,

wenn sie mit dem Mädchenschutzverein und den andern sozialen Horten Hand in Hand arbeitet. Auch den Frauen in den Strafanstalten wird der Laienorden des guten Hirten ohne Ordenskleid mehr und mehr seine Sorge zuwenden. Der Seelsorger im Priestertalar wird diese Mitarbeit um so dankbarer begrüßen, da sie zum großen Teil von Männern überhaupt nicht zu leisten wäre. Die soziale Rettungsarbeit bringt wenig Augenblickserfolge. Ihre Saaten reifen nicht nach festen Kalenderzeiten, und doch dürfen die Nothelfer nicht rasten, solange der Notschrei gefährdeter Jugend und geschändeter Frauenehre in die Ohren gellt. Die soziale Rettungsarbeit bringt überhaupt weniger persönliche Befriedigung als die Mitarbeit in rein religiösen und rein caritativen Vereinen. Und doch ist sie kein Stiefkind der Frömmigkeit, kein Irrläufer der Liebe, keine Entwürdigung weiblicher Würde. Und doch ist sie Geist vom Geiste des guten Hirten und rein wie eine Opferkerze am Altar. Wir ehren die Helden vom Kahlenberg, die im Jahre 1683 Wien und die abendländische Kultur vor den Türken gerettet haben. Nicht weniger groß sind die Frauen, die heute unsere sittliche Kultur gegen das Türkentum sittlicher Verwilderung verteidigen helfen.

Im heiligen Sakrament hat der dreimal Heilige sein Wohnzelt unter uns aufgeschlagen, und damit ist Jerusalem in ein Ehrengewand gekleidet und nichts Unreines sollte durch seine Gassen gehen (Is. 52, 1). Das Haus des eucharistischen Gottes in der Bannmeile eines Hauses der Sünde, der Weizen der Auserwählten unter dem Unkraut von Sodoma, das schreit zum Himmel wie eine unwürdige Kommunion. Salomon wehrte dem heidnischen Weibervolk, auf Sion zu wohnen, und begründet das mit dem Wort: Diese Stätte sei „geheiligt durch den Einzug der Lade des Herrn“ (2 Chron. 8, 11). Siehe, hier ist mehr als Salomon und Sion! Ein Geistlicher, der einen Gottesraub in seiner Kirche erleben mußte, sagte mir: „Es war die schrecklichste Stunde meines Lebens, als ich früh die Hostien am Fußboden erblickte.“ Hostien am Boden, Hostien in der Kloake — das

Schrecklichste, was sich erleben läßt; aber das Zweitschrecklichste: wenn solche, die auch einmal die heilige Hostie empfangen haben, dann den Pfad verlieren und in den Sumpf der Kloake geraten.

Noch in einem andern Sinn erneuert der Laienorden vom guten Hirten aus eucharistischen Gedanken seine Kraft. Zwei Gefahren werden das außerhäusliche soziale Wirken der Frau immer begleiten: die Gefahr, daß wir uns selber suchen, und die Gefahr, daß wir uns selber verlieren. Man kann über lauter Sozialarbeit sich verlieren, während man Verlorene sucht. Man kann die Steine seines eigenen Heiligtums auf der Gasse zerstreuen, während man Zerstreute sammelt. Darum sprechen wir auf allen sozialen Ausgängen immer wieder in der Kirche vor und beten um Wachstum inneren Geistes und bleiben in Verbindung mit dem Geheimnis unserer Kraft.

Die Statistik bringt in der rauhen Sprache der Zahlen schauerliche Kunde vom Tiefstand des religiös-sittlichen Lebens, von Kindern, die nicht getauft, von Ehen, die nicht vor dem Altare gesegnet, von Männern und Frauen, die keine Ostern halten, von Verstorbenen, die ohne Wegzehr den letzten Weg gegangen sind. Hier öffnet sich der klugen und tatkräftigen Frau das weite Arbeitsfeld der inneren Mission im Dienste der eigentlichen Seelsorge. Mag allerdings sein, daß manche Kinder leichter zur Taufe und manche wilde Ehen leichter zur Einsegnung zu bringen wären, wenn die Stolgebühren überall abgelöst würden, wie es vielerorts bereits geschah. Meine Damen! Man hat die Seelsorge die Kunst der Künste genannt. Nehmen Sie Ihre ganze Kunst zusammen, die Kunst der Veranlagung und das große Können der Gnade, um den Schuldbelasteten den Trost der priesterlichen Lossprechung, den wilden Ehen den Segen der Kirche, den Sterbenden die Gnade der Sterbesakramente zu vermitteln. Die Tote von Bordighera (Marie Baronin v. Vittinghoff-Schell, gest. 22. Januar 1912), der wir in diesen Tagen ein treues Gedenken weihen, war eine Meisterin in dieser Kunst der Künste, weil sie eine wahre Jüngerin der heiligen Eucharistie

war. Am sichersten werden die Frauen den Sakramentenempfang der Männer fördern, wenn sie in wortloser Predigt ihren Männern den persönlichen Tatbeweis erbringen, daß die heilige Kommunion nicht launisch und widrig, sondern selbstlos und opferstark macht.

Selbstverständlich muß jegliche Form von Frauenhilfe in der Seelsorge, der Lydia- und Tabithadiakonat, der Veronika- und Priskadiakonat, in lebendiger Verbindung mit der geistlichen Behörde bleiben und der pfarramtlichen, verantwortlichen Seelsorge sich unterordnen. Frauenhände dürfen nicht nach Zeptern greifen, die nach Gottes Willen in geweihte Hände gelegt wurden. Von den Wilderern im Weinberge des Herrn, von den Freischärlern hinter der Front der streitenden Kirche, von Laien, die den Pfarrer spielen, ist ebensowenig Heil in Israel zu erwarten wie von Pfarrern, die den Bischof spielen. Der Frauendiakonat soll den seelsorglichen Einfluß der berufsmäßigen Seelsorger nicht abschwächen, sondern stärken. Anderseits sollte aber auch der hochwürdige Klerus das ewige Mißtrauen gegen Frauenorganisation und Frauenapostolat aufgeben und eine Bewegung, die viel Gutes leisten kann, nicht mit dem billigen Schlagwort Emanzipation abtun. Man sollte nicht warten und warten, bis derartige Zeitströmungen sich selber ihr Strombett graben. Die Frauenbewegung könnte sonst den Lauf der Donau gehen, die auf langen Strecken durch katholisches Land fließt und am Ende im Kulturbereich der Türkei mündet.

Die tiefe Bewegung, die in der Frage des kirchlichen Stimm- und Wahlrechtes für die Frauen zurzeit durch andersgläubige Kultusgemeinden geht, wird den katholischen Pfarrgemeinden erspart bleiben. Auch der Diakonat der altchristlichen Diakonissen, die mit kirchlicher Erlaubnis kranken Frauen und Kindern sogar die Krankenkommunion bringen durften, wird in der Neuzeit nicht mehr aufleben. Und doch stehen wir auf altchristlichem, paulinischem Boden, wenn wir heute dem Frauenapostolat im Dienste der Seelsorge mit beiden Händen unsern Segen geben. St. Paulus

hat im Römerbrief und im Philipperbrief vor aller Welt auf unvergänglicher Ehrentafel eine Reihe von Frauen genannt, „die vielen und ihm selber auch eine Stütze waren" (Röm. 16, 2), „die mit ihm im Evangelium gearbeitet haben und deren Namen im Buche des Lebens stehen" (Phil. 4, 2—3). Um diesen Zusammenhang des neuzeitlichen Apostolatsgedankens mit dem altchristlichen Kirchengebrauch recht stark zu betonen, habe ich absichtlich für die Überschriften die altchristlichen Namen Lydia und Tabitha, Veronika und Priska gewählt.

In den Katakombenkapellen war mit Vorliebe neben dem Altar das Bild des guten Hirten dargestellt. Der Eucharistische Kongreß führte uns zum Altar und damit zum Bilde des guten Hirten. Frauendiakonat, Laienorden vom guten Hirten, die Wurzel deiner Kraft heißt Eucharistie und deine Losung lautet: Auf zu apostolischen Taten!

Viertes Buch.

Bekenntnis zur Kirche.

I. Die Weltkirche segnet die Völker.

Kanzelrede zum Jubiläum der Anima in der Nationalkirche der deutschen Katholiken in Rom am 26. April 1906.

Der goldene Meilenstein, an dem die Völkerstraßen zusammenmünden, steht heute noch in Rom, aber nicht mehr auf dem römischen Forum. Eindrucksvoller noch als in den dreizehn Beichtstühlen in St. Peter für dreizehn verschiedene Sprachen, dauernder noch als in den Sprachenfesten der Propaganda und in den vielsprachigen Predigten von S. Andrea della Valle prägt sich der völkerumspannende und völkervereinigende Charakter der katholischen Kirche in den Pilgerhäusern und Studienhäusern aus, welche die verschiedensten Völker des Morgen- und Abendlandes wie einen Kranz von Seitenkapellen um St. Peter herum gebaut haben. Sie haben sich alle einen Platz an der Sonne sichern wollen. Der Traum des Propheten von der Wallfahrt der Völker zum heiligen Berge (Js. 2, 2 f.), der Traum des Psalmisten von dem Preisgesang in allen Zungen auf den Herrn (Ps. 116) ist Wahrheit geworden, und wenn heute am Grabe des Apostels Petrus das gleiche Credo in den verschiedensten Sprachen gebetet wird, so setzt sich an seinem Grabe in anderer Form das Sprachenwunder seiner Pfingstpredigt (Apg. 2, 6 ff.) fort.

Auch die Katholiken deutscher Zunge haben hier in Rom im Jahre 1406, vor 500 Jahren also, in der Anima ein Hospiz erhalten, als Papst Innozenz VII. eine damals schon bestehende

Stiftung mehr privater Natur zu einem kirchlich-völkischen Institut im eigentlichen Sinne des Wortes erhob. Damit war der Name Gottes angerufen über Santa Maria dell' Anima, damit war für die Pilger aus den weiten Gauen des alten deutschen Reiches in einer Zeit, in der noch alle Straßen nach Rom führten, ein gastliches Obdach in der Ewigen Stadt geschaffen, ein Stück Heimat ferne von der Heimat, ein Treffpunkt des geselligen und religiösen Lebens nach der Richtlinie des Psalmwortes (17, 50), das Paulus in seinem Briefe gerade an die Römer (15, 9), auch an die heutigen, wiederholt: „Ich will dich preisen, o Herr, unter den Völkern."

500 Jahre sind seitdem über das Grab von St. Peter hinweggezogen. Sogar in Rom, in der Ewigen Stadt, wo die Jahrhunderte einander näher liegen, wo Altertum und Neuzeit sich die Hände reichen, ist ein halbes Jahrtausend eine lange Zeit. 500 Jahre sind eine lange Kette von Umwälzungen und Neugründungen auf wirtschaftlichem wie auf geistigem Gebiete. 500 Jahre sind ein umfangreicher Kalender von glücklichen und kritischen Tagen. 500 Jahre sind eine lange Litanei von frommen Pilgergebeten, eine Riesensumme von göttlichen Gnaden und menschlichen Arbeiten. Im Buche des Lebens, zu einem kleinen Teil auch in den Pilgerbüchern unseres Archivs, steht es aufgeschrieben, wieviel tausend und tausend Pilgern unsere deutsche Anima, nicht die geringste unter den Städten Judas, in diesen 500 Jahren drüben im Pilgerzimmer das Brot des Leibes und hier in der Kirche das Brot der Seele reichte. Deshalb haben wir heute zu ungewohnter Stunde die Türen unserer Nationalkirche geöffnet und die ganze deutsche Kolonie in Rom eingeladen, mit den älteren und jüngsten Jahrgängen des Priesterkollegs, zugleich im Namen jener Landsleute, die schon heimgegangen sind, in die deutsche Heimat oder in die ewige Heimat, aus ganzer Seele ein „Großer Gott, wir loben dich" zu singen. Gottes Wort: „Ich war fremd, und ihr habt mich beherbergt" (Matth. 25, 35; vgl. 5 Mos. 10, 19), hat den Grundstein zu diesem Pilgerhause geweiht und eingesenkt, Gottes

Erbarmen hat die Anstalt in den Stürmen der Jahrhunderte erhalten. Ihm müssen wir vor allem die Weihegabe des Dankes (Ps. 115, 17) opfern, und dann werden wir auch an den Stufen des päpstlichen und kaiserlichen Thrones den Palmzweig ehrfurchtsvoller Dankbarkeit niederlegen.

Die Jubelfeier der Anima ist wie die Anima selber kirchlich-völkisch. Wenn ich in dieser weihevollen Stunde unter Ausschaltung aller politischen Gesichtspunkte einzig und allein die religiös-sittliche Sprache des Jubelfestes verdolmetsche, so lenken sich unsere Gedanken an diesem kirchlich-völkischen Festtage von selber auf die Beziehungen zwischen der Weltkirche einerseits und zwischen den völkischen Anstalten, besonders unserer deutschen Anima anderseits und auf die Segnungen, die sich von der Kirche über die Institute der verschiedenen Völker in Rom und durch sie über die Völker ergießen. Die Weltkirche, selber international, segnet die Nationen.

1.

Den völkischen Anstalten, diesen Völkerinseln in der Tiberstadt, wird von zwei Seiten das Heimatrecht in der Weltkirche abgesprochen: von solchen, welche das Volk ganz und gar in der Kirche, und von solchen, welche die Kirche ganz und gar in dem Volke aufgehen lassen wollen, — von solchen, welche die Nation auch in nationaler Hinsicht verkirchlichen, und von solchen, welche die Kirche nationalisieren wollen. Die Religion Jesu Christi hat nicht erst von Paulus, sondern von ihrem göttlichen Stifter den Auftrag erhalten (Matth. 28, 19 f.), alle Völker zu lehren, allen Völkern den Gnadenstrom der heiligen Sakramente zuzuleiten und alle Völker in einem weltumspannenden Gottesreiche zu vereinigen, in welchem die Sonne nicht mehr untergeht. Diese Einigung sollte aber nicht in der Weise erfolgen, daß die einzelnen Völker ihre völkische Eigenart preisgeben und auch in völkischer Hinsicht sich gleichförmig machen. Die Werke Gottes

in der Natur sind durch eine eherne Gesetzmäßigkeit zu einer wunderbaren Einheit verbunden und doch wieder durch die reichste Abstufung nach Gattung und Art in ein wunderbares Farbenspiel gegliedert. Dieser Gott, der die Bäume des Waldes nicht alle gleichartig und den Regenbogen nicht einfarbig erschuf, will auch in der übernatürlichen Ordnung kein starres Einerlei. Die Völker sollen einig sein im Glauben, einig durch die Unterordnung unter ein gemeinsames Oberhaupt und sollen doch ihre guten Eigenarten, ich sage ihre guten Eigenarten, ihre völkische Veranlagung, ihre Farben und ihre Fahnen behalten dürfen. Man kann darum, ohne doppelherzig zu sein, seine Kirche und seine Heimat lieben. Man kann, ohne zwiegeschlechtig zu sein, katholisch und vaterlandsliebend sein. Darin gründet das Heimatrecht der völkischen Anstalten im Schoße der Weltkirche. Darin liegt sogar ein Kennzeichen des göttlichen Ursprungs der christlichen Religion und ihrer Erhabenheit über die alten Religionen Asiens, welche auch das Bestreben hatten, eine Weltreligion zu werden, aber immer im Rahmen eines engherzigen völkischen Gedankens.

Im 44. Psalm, dem Brautgesang der heiligen Kirche, steht sie als Königin an der Seite des Königs, in buntfarbige Gewänder gekleidet (V. 10 15). In ihrem Herzen pulsiert ein so reiches Leben, daß aus dieser inneren Lebensfülle immer neue Andachtsformen, immer neue Einrichtungen wohlfahrtlicher oder völkischer Natur geboren werden, und so ist gerade das buntfarbige Brautgewand der Kirche das äußere Abzeichen ihrer inneren Lebensfülle und Gestaltungskraft. „Am farbigen Abglanz haben wir das Leben." Was ist das Schönste an den Mosaikbildern der altchristlichen Basiliken? Daß mit den verschiedenfarbigen Steinen, mit Rot und Blau und Grün, ein einheitlicher Gedanke abgebildet wird. Was ist das Größte an der christlichen Kirchenbaukunst? Daß hier die Bauten in verschiedenstem Baustile dem gleichen Gott im Sakramente als Wohnung dienen. Verlangen wir doch nicht, daß alle Steine des Mosaikbildes die

gleiche Farbe und alle Kirchen den gleichen Baustil haben, und grollen wir den romanischen Völkern nicht, wenn sie auch mit ihrem Herrgott lebhafter verkehren als wir ruhigen Germanen. Die Wahrheitsfülle unseres heiligen Glaubens ist so tief, daß kein Volk sagen kann: Ich verstehe sie ganz. Die Gnadenfülle unserer heiligen Religion ist so groß, daß kein Volk sie ganz erschöpfen kann, und die sittlichen Hochziele auch für das soziale Leben sind so hoch, daß kein Volk auf der obersten Stufe steht und verächtlich auf ein anderes Volk herabschauen dürfte, das auf der Stufenleiter der sozialen Sittlichkeit eine Sprosse tiefer steht.

2.

Eine zweite Segnung: Die völkischen Anstalten können an der Geschichte des großen Gottesreiches die Gesetze ihrer Entwicklung und, wenn es notwendig würde, die Rechtfertigung ihrer Vergangenheit ablesen. Die völkischen Anstalten haben nicht eine göttliche Aufgabe wie die Kirche selber, sie haben nicht die Verheißung der Unfehlbarkeit und Unvergänglichkeit, ihr Angesicht ist nicht ohne Flecken und Runzeln wie das Angesicht der Gottesbraut (Eph. 5, 27). Dadurch aber, daß diese Schöpfungen christlicher Liebe und kirchlicher Anhänglichkeit in Rom aus dem Schoße der Kirche geboren und durch die kanonische Errichtung als kirchliche Anstalten anerkannt wurden, sind sie in den Schatten von St. Peter gestellt, und mehr oder minder spiegeln sich die großen Gesetze, welche die Geschichte des Gottesreiches beherrschen, auch in diesen Seitenkapellen des Petersdomes wider.

Die Pietà von Michelangelo und andere Kunstwerke der Ewigen Stadt sind keine Gnadenbilder; der Strom der Reisenden wogt ohne ein Ave an ihnen vorüber. Die Bilder, vor denen das Volk das sorgenbelastete Herz sich erleichtert, sind meistens sehr einfache und künstlerisch sehr geringwertige Madonnenbildchen; denn der Herr „erwählt das Kleine" (1 Kor. 1, 27). Auf das

Gebet des Elias zog am Horizont eine kleine Wolke herauf, „nicht größer wie die Hand eines Mannes" (1 Kön. 18, 44), und diese kleine Wolke brachte dem Lande den ersehnten Regen. Und als der Erlöser in Menschengestalt kam, um den Gnadenregen der Erlösung über die Völker auszugießen, kam er in der unscheinbarsten Gestalt, in welcher der Mensch überhaupt sich darstellen kann, in der Gestalt eines neugebornen Kindes. Damit wurde in der geheimnisvollen Tatsachensprache der Heiligen Schrift das Gesetz verkündigt: Gottes Werke haben einen kleinen Anfang. Je größer das Werk ist, auf welches Gottes Absichten hinzielen, um so kleiner sind die Anfänge, damit kein Mensch sich rühme vor dem Herrn und auch das blöde Auge erkenne: Hier ist die Hand des Allmächtigen im Spiele. Es war ein recht bescheidener Anfang, als der päpstliche Offizier Johann Peter von Dordrecht am Ausgange des 14. Jahrhunderts ein Haus samt einer Kapelle für die deutschen Pilger als Herberge einrichtete, und doch ist aus diesem kleinen Anfang die große deutsche Volksstiftung der Anima hervorgegangen. So spiegelt sich als erstes das Gesetz der kleinen Anfänge, ein Grundgesetz im Reiche Gottes, auch in der Geschichte der Anima wider.

Ein zweites Gesetz ist das Gesetz der allmählichen Entwicklung. Das Reich Gottes ist nicht mit einem Zauberschlag in der Menschheit aufgerichtet worden. Jahrhundertelang reifte der Erlöser im Schoße des Alten Bundes und monatelang im Schoße seiner gebenedeiten Mutter der Stunde der Geburt entgegen, und auch nach der Geburt wuchs er nicht schneller als ein gewöhnlicher Mensch vom Kinde zum Knaben und vom Knaben zum Manne heran. Die Wahrheiten der Offenbarung sind in sich als Gottesgedanken ewig gleich und unveränderlich, einer Vermehrung ebensoweit entrückt wie einer Verminderung. Diese Wahrheiten sollten aber nicht auf einmal in ihrem ganzen Umfange stromweise, sondern nach und nach pillenweise und tropfenweise wie ein starkes Heilmittel der Menschheit verabreicht werden. Die Gedanken und Hochziele der Offenbarung sollen langsam, so wie der

Sauerteig in der Mehlmasse wirkt (Luk. 13, 21), zum Durchbruch und zum Siege gelangen. Wir ungeduldige Menschen möchten in schweren Zeiten Gott die Zügel aus der Hand nehmen und dem Siegeswagen des Reiches Gottes eine schnellere Gangart geben; wir vergessen, daß die geistigen und sittlichen Kräfte nicht mit der Plötzlichkeit eines elektrischen Stromes wirken, sondern im Zeitmaß des Senfbaumes (Matth. 13, 31) wachsen. Petrus war bereits den Tod eines Apostels gestorben. An seinem Grabe betete die erste römische Gemeinde um den Sieg des christlichen Gedankens. Da begann man das Kolosseum zu bauen. Mancher von den Jüngern Petri mochte kleingläubig dieses trotzige Wahrzeichen der heidnischen Weltmacht in die Höhe wachsen sehen. Und doch rufen heute die Trümmer des Kolosseums zum Grabe von St. Peter hinüber: „Galiläer, du hast gesiegt!" Und kein Ezechiel spricht über das Trümmerfeld des Palatins das Wort der Auferstehung (Ez. 37, 1—10). Wie oft mag in den Katakomben die Frage des Propheten (Is. 21, 11) wiederholt worden sein: „Wächter, wie weit ist es in der Nacht? Wächter, wie weit ist es in der Nacht?" Hat nicht bald für uns morituri des römischen Reiches auf dem Glockenturm der Weltregierung die Stunde der Erlösung geschlagen? Die Stunde der Erlösung schlug, aber zwischen den einzelnen Glockenschlägen vergingen viele Jahre. Es brauchte Jahrhunderte, bis das heidnische Rom wie mit eisernem Besen ausgefegt war. Rom ist nicht an einem Tage gebaut worden. Auch dieses Gesetz des allmählichen Ausbaues spiegelt sich in der Geschichte der Anima wider. Viele schenkten einen Baustein, einige schenkten gleich ein ganzes Haus, und so wurde die deutsche Nationalstiftung durch den Opfersinn unserer Landsleute so weit ausgebaut, daß die Stiftung den Rompilgern unentgeltliche Verpflegung und den Armen in Rom das tägliche Brot durch die Hand des hl. Vinzenz reichen konnte.

Ein drittes Gesetz ist das Gesetz der ruhigen Entwicklung. Lärm und Getöse, Marktschreiertum und äußerer Prunk sind nicht im Geiste Christi (Matth. 12, 19). „Ein Sturmwind

sprengte die Felsen, aber der Herr war nicht im Sturmwind und nicht im Erdbeben und nicht im Feuer" (3 Kön. 19, 11 f.). In der Geschichte der Kirche gibt es Zeiten, so ruhig, daß man meint, die Mühlen Gottes stünden stille. Auch über der Anima lag es zeitweise wie Friedhofsruhe, wie damals, als unsere Sakristei zu einem Pferdestall und unsere Kirche zur Scheune entwürdigt wurde. Der Herr lenkte aber alles wieder zum Besten.

3.

Eine dritte Segensquelle, die den völkischen Anstalten hier in Rom entspringt und in die Heimat fließt, heißt: Liebe zur heiligen Kirche und zu ihrem Oberhaupte in Rom. Im Evangelium Christi steht es beurkundet und verbrieft: Die Kirche Christi ist auf den Felsen Petri gebaut (Matth. 16, 18). Seit den Tagen, da der hl. Bonifatius mit dem Segen des Heiligen Vaters von Rom her zu unsern Vätern kam, ist das Angesicht der deutschen Katholiken nach Rom gerichtet. Noch vor wenigen Tagen, bei dem unvergeßlichen Empfang der deutschen Kolonie am Weißen Sonntag, hat der Heilige Vater der Anima das glorreiche Zeugnis ausgestellt, daß sie ihrer Überlieferung auch hierin treu geblieben. Die Anima ist uns von den Vorfahren überkommen als Erbgut aus glorreichen Tagen eines felsenfesten Glaubens. Die Anima ist selber ein in Stein gehauenes „Credo an die heilige, katholische und apostolische Kirche". Die Steine an der Confessio von St. Peter könnten heute an meiner Statt predigen: Wir haben im rollenden Kreislauf der Jahrhunderte eure Vorfahren hier knien sehen, vom erlauchten Fürsten bis herab zum einfachen Wanderburschen. Hier haben sie in deutscher Treue das Credo gebetet und daheim sind sie Apostel ihres Glaubens geworden. Wir sind alle schon unter der Kuppel von St. Peter gestanden und haben uns so zwerghaft klein gefühlt an der Seite jener Riesenpfeiler und haben uns doch auch wieder so groß gefühlt in dem Gedanken: Wir sind Kinder einer völkerumspannenden und zeitenüberdauernden Kirche, wir sind Sol-

daten einer Armee, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden.

In einer Zeit, in der es überall in Europa flüstert: „Siehe, hier ist Christus und dort ist er, was sucht ihr doch jenseits der Berge", in solchen Zeiten der „Los von Rom-Bewegung" ist es ein Segen für ein Volk, wenn aus seiner Anstalt in Rom apostolische Männer hervorgehen und in den Boden der Heimat wie einen geweihten Grundstein das Wort des Evangeliums einsenken: Sei ein kluger Mann und baue dein Haus nicht auf Flugsand, sondern auf Felsengrund (Matth. 7, 24). Wenn es keine Zweiteilung des Herzens ist, Gott im Himmel und sein Vaterland auf Erden zu lieben, dann ist es auch keine Dreiteilung des Herzens, seinem Gott und seiner Heimat und seiner Kirche zu gehören. Hier liegen die starken Wurzeln deiner Kraft! Vergessen wir es nicht: Wir haben an der Confessio von St. Peter das Credo gebetet. „Jerusalem, wenn ich dein vergesse, sei vergessen meine Rechte! Meine Zunge klebe mir am Gaumen, wenn ich dich nicht setze zum Höhepunkt meiner Freude" (Ps. 136, 5 f.).

4.

Noch ein vierter Segen fließt durch die kirchlich-völkischen Gründungen in Rom den einzelnen Landsmannschaften zu, ein Segen in Form einer sittlichen Pflicht. Niederlassungen im Auslande sind Vorposten, und Vorposten werden immer schärfer beobachtet. Unwillkürlich oder auch willkürlich wird man nach der religiös-sittlichen Führung der einzelnen Kolonisten das ganze Volk beurteilen: „So sind die Deutschen, so sind die deutschen Katholiken." Wenn es auch nicht recht ist, wegen einer einzigen faulen Beere die ganze Traube zu verwerfen, so wird nun doch einmal so geurteilt, und wir wissen, daß wir den Maßstab für die sittliche Wertung unseres Volkes bilden. Daraus ergibt sich für den einzelnen die heilige Pflicht, in seinem Benehmen beim Gottesdienste, in seinem Privatleben, im Geschäftsleben, in der caritativen Mitarbeit zur Hebung des sozialen

Elendes, in jeder Beziehung seinen Teil dazu beizutragen, daß der Name der Tedeschi auch unter einem vielfach anders gearteten Volke seinen guten Klang bewahre. Das sind wir unserem Vaterlande und unserem Glauben schuldig. In der Fremde ist jeder einzelne ein Bannerträger der völkischen Ehre, weit mehr als in der Heimat. Jedes Unrecht klebt wie ein Flecken an der Fahne unseres Volkes. Darin liegt ein neuer Pflichttitel zu sittlichem Leben, und darin erblicke ich für den einzelnen einen Segen.

Meine lieben Landsleute! Einer der schönsten Psalmen (Ps. 132) nennt es in erster Linie gut und sittlich schulend, in zweiter Linie angenehm und lieblich, wenn Brüder brüderlich zusammenleben. Da sei es, sagt der Psalm, wie wenn das Salböl vom Haupte des Hohenpriesters hinabfließe in seinen Bart und hinab bis an den Saum seines Gewandes. Da sei es, wie wenn der Tau vom Hermon hinabfließe über die Berge von Sion. Da entbiete der Herr seinen Segen auf ewig. Möge unsere liebe Anima, die von so viel Tausenden jenseits der Alpen, diesseits und jenseits des Böhmerwaldes dankbar genannt wird, vom Allmächtigen gesegnet werden! Möge der Segen, den der Hohepriester im Vatikan vor wenigen Tagen der deutschen Kolonie gespendet hat, wie Salböl vom Haupte her, wie Tau von Hermons Höhen herab über die ganze Kolonie sich ergießen bis hinab zum Ärmsten, — bis an den Saum des Gewandes!

Wir sind nicht wie die Kirche für Jahrtausende, nicht wie die Nationalanstalten für Jahrhunderte, wir sind für ein paar Jahrzehnte geboren. In Rom werden sie nach wie vor Steine ausgraben und Menschen eingraben, und wenn die Anima in hundert Jahren wieder Jubiläum feiert, wird von uns allen kein einziger mehr dabei sein. „Pilger sind wir auf Erden" (2 Kor. 5, 6), bis über kurz oder lang unser Wanderzelt abgebrochen wird. Der König der Jahrhunderte führe die Anima, die Jubilarin, die sorgende Mutter der deutschen Katholiken in Rom, über unser Grab hinweg ad multa saecula, durch die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends!

Santa Maria dell' Anima! Magnificat anima mea Dominum! Hoch preise deine Seele den Herrn und dein Geist frohlocke in Gott, deinem Erlöser! Großes hat an dir getan, der mächtig ist, und heilig ist sein Name. Amen.

II. Die Freiheit der Kirche.

Erweiterte Ausgabe einer Rede auf der 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz am 18. August 1913, im Verlag von Kirchheim & Co. in Mainz als Broschüre erschienen.

Die Rede bringt ohne diplomatische Verschleierung den katholischen Standpunkt zum Ausdruck, weil sie von einem katholischen Bischof vor einer Katholikenversammlung gehalten wurde. Wer im Banne eines andern Staatskirchenrechtes die Freiheit der Kirche anders meint, sollte im Interesse seiner Allgemeinbildung die Gelegenheit begrüßen, auch den katholischen Standpunkt in dieser Frage kennenzulernen.

Die Gedankengänge der Rede hätten sich in geschichtlichen Fernen verlieren oder in Höhen bewegen können, wo die Gedanken leicht beieinander wohnen. Katholikentagsreden wollen aber den Gegenwartsaufgaben dienen, die hart im Raume sich stoßen. Von einer „Demagogenrede" unterscheidet sich diese Freiheitsrede wesentlich dadurch, daß sie über den Schattenseiten kirchlicher Unfreiheit im deutschen Gegenwartsleben die Lichtseiten der Lage durchaus nicht übersieht, die Freiheit der Kirche nicht auf dem Wege der Erhebung gegen die staatliche Ordnung zurückfordert und die durch die Konkordate geschaffene Rechtslage anerkennt.

Am 28. Oktober 312 kämpften an der Tiberbrücke vor den Toren der Ewigen Stadt zwei Kaiser um die Weltherrschaft, Maxentius und Konstantin. Zwei Kaiser und zwei Weltreligionen! Denn hinter den Legionsadlern des Maxentius stand das Heidentum, das mit der Milch der Wölfin gesäugte Heidentum, der Fluch der alten Welt, und hinter der Christusstandarte Konstantins stand das Christentum, das mit dem Blute des Lammes genährte Christentum, der Segen der neuen Menschheit. Der Lorbeer des Tages fiel auf die Fahne, die mit den Anfangsbuchstaben des Christusnamens bezeichnet war. Darin

erblickte Konstantin, der Sieger, ein Gottesedikt zugunsten des Christentums, und als Widerhall dieses Gottesurteils erging wenige Monate später, im Jahre des Herrn 313, von Mailand ein Kaisererlaß, später zu einem Edikt erweitert, worin die bislang rechtlos geknechtete und geächtete Christusreligion in vollamtlicher Rechtsform zu einem staatsrechtlich anerkannten und geachteten Bekenntnis erhoben wurde. Dieses Religions„edikt" von Mailand war für das Christentum die Goldene Bulle und Magna charta der religiösen Freiheit.

Diese Jahrhunderttatsache aus dem Jahre 313, im Jahre 1913 vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang mit jubelnden Harfen gefeiert, soll auch dem diesjährigen Katholikentag die besondere Tagesfarbe geben. Darum grüßt uns auf dem Festblatt wie auf der Mitgliederkarte das Bild des Kaisers Konstantin, der als Mann der Vorsehung dem Christusnamen und der kirchlichen Freiheit eine Gasse bahnte. Als Bischof der Nachbardiözese soll ich den Tag von Mailand und den Tag von Metz, die Jahre 313 und 1913 miteinander in Verbindung bringen mit dem Thema: Das Mailänder Edikt und die Freiheit der Kirche. Kein schöneres Thema für einen Bischof als die Freiheit seiner Kirche, kein schöneres Los als ein Martyrium für dieses Thema. Der Katholikentag von Metz löst damit das Mahnwort unseres Heiligen Vaters Pius X. an die deutschen Bischöfe in Fulda ein: „Wir wünschen dringlich, daß die Konstantinfeste den Sinn aller Katholiken auf die Freiheit der Kirche hinlenken."

In Metz wurde 1792 der erste Freiheitsbaum der französischen Revolution gepflanzt. In Metz wurde 1356 auf dem Reichstage des Kaisers Karl IV. die Goldene Bulle, ein Grablied der päpstlichen Freiheit, verkündet. In Metz wurde im 14. Jahrhundert vor der Kathedrale das heilige Stadtbanner, die sog. Oriflamme, zum Heiligen Krieg entfaltet. In Metz stand im 9. Jahrhundert die Pflege des Gesangs in Blüte, und der Cantus Metensis hatte weit in der Welt seinen guten Klang. In Metz wollen wir heute, unter dem Freiheitsbaum des Kreuzes, ohne jeden Umsturz, die

Goldene Bulle der kirchlichen Freiheit verkünden, die siegreiche Oriflamme Konstantins entfalten und als „Cantus von Metz" das hohe Lied der kirchlichen Freiheit singen!

Zuerst klare Begriffe! Was ist Freiheit? Freiheit ist ein Wort in allen Wörterbüchern, ein Lied in allen Tagebüchern und Kommersbüchern, ein Abschnitt in allen Rechtsbüchern, ein Band an allen Vereinsfahnen, ein Traum bei allen Völkern, eine Redensart an allen Guillotinen, ein Register auf allen Orgeln, eine Melodie auf allen Drehorgeln der Gasse. Freiheit ist das geduldigste und vieldeutigste Wort der menschlichen Sprache. Freiheit ist so lange ein wesenloser Schein, den „ich meine", so lange ein leerer Schall ohne Inhalt, bis man dazu sagt, wovon man frei ist, ob frei von Lüge oder frei von Wahrheit, frei von Schuld oder frei von Unschuld, frei von Gedankenlosigkeit oder frei vom Denken, frei von Religionshaß oder frei von Religion, frei von Ketten oder frei von — Freiheit. Um klare Begriffe zu schaffen, müssen wir unterscheiden zwischen der sittlichen Freiheit im Seelenleben und der bürgerlichen Freiheit in der äußeren Lebenslage. Die sittliche, seelische Freiheit besteht in dem Freisein von Wahnideen, Vorurteilen, Leidenschaften und andern Hemmnissen des persönlichen Innenlebens. Die bürgerliche Freiheit besteht darin, daß die Einzelmenschen oder ihre gesellschaftlichen Verbände im Umkreise ihres rechtmäßigen Interessen- und Arbeitsgebiets nicht durch ungerechte Eingriffe von Außenstehenden geknebelt und in eine ihrem Daseinszweck fremdartige Bahn gestoßen werden. Es kann eine sittliche Freiheit ohne bürgerliche geben und eine bürgerliche ohne sittliche. Ein Märtyrer kann, an Händen und Füßen gebunden, im Mamertinischen Kerker angeschmiedet liegen und ist doch ein Held der sittlichen Freiheit. „Der Mensch ist frei, und würd' er in Ketten geboren." Unsere Kirche hat gerade in den Zeiten äußerer Unfreiheit die höchsten Siege sittlichen Heldentums gefeiert. Auf der andern Seite kann ein Held des Umsturzes aus voller Kehle bürgerliche Freiheitslieder singen von dem Gott, der Eisen wachsen ließ und keine

Knechte wollte, und innerlich dabei ein Knecht der Sünde und der Tagesmeinung, eine Sklavenseele niederster Sorte sein. Bei unserem Thema „Freiheit der Kirche" handelt es sich zunächst um die bürgerliche Freiheit der Kirche, und zwar auf einem doppelten Rechtsgebiet: Wir sprechen von Freiheit im innerkirchlichen Leben, wenn auf den rein kirchlichen Rechtsgebieten, z. B. in der Verwaltung der heiligen Sakramente, die kirchliche Selbstgesetzgebung gewahrt ist, — von Freiheit im kirchenpolitischen Leben, wenn die Kirche auf den mit dem Staate gemeinsamen Rechtsgebieten, z. B. in der Errichtung einer Nuntiatur, von eigenmächtigen Eingriffen in unveräußerliche Rechte verschont bleibt.

Die Kirche ist eine freie, rechtsfähige Gesellschaft, die in der Ausübung ihrer von Gott erhaltenen Sendung sich selbständig betätigen und hierin von keiner Macht der Erde geknechtet werden darf. Dieser Rechtsanspruch an die Völker der alten und neuen Zeit ist im Evangelium beurkundet, in den Apostelbriefen verbrieft, in der Weltgeschichte besiegelt. Konstantin gab der Kirche die Freiheit; das Anrecht auf Freiheit stammt nicht erst von Konstantins Gnaden und kann darum auch von keines Fürsten Ungnade widerrufen werden. Wenn es überhaupt geschichtliche Rechte gibt, hat die Kirche, auch rein geschichtlich betrachtet, als Rangälteste der Kulturgesellschaften neben den angebornen auch erworbene Rechte im Rate der Völker. Ich gebe zuerst

1. Das geschichtliche Bild der kirchlichen Freiheit im Spiegel des konstantinischen Freibriefes.

Der wesentliche Inhalt des Mailänder Erlasses gipfelt in folgenden Sätzen, die als das Urevangelium der staatsbürgerlichen Freiheit der Kirche gelten können: „Gar niemand soll die Freiheit verwehrt sein, für die Religion und den Kult der Christen sich zu entscheiden. . . . Jeder, der zur christlichen Religion sich bekennen will, soll das frei und öffentlich und ohne jede Belästigung tun können. . . . Den Christen haben Wir freie und un-

beschränkte Erlaubnis zur Ausübung ihres Kultes gegeben." Den alten Römern mußten bei diesen Sätzen, bei diesen Posaunenstößen des Gerichtes über die alte Welt, beide Ohren gellen. In der vorkonstantinischen Zeit führten die römischen Cäsaren auch in religiösen Fragen eine unumschränkte Herrschaft; mit dem Tage von Mailand war für die Religion des Kreuzes dieses Joch der römischen Staatstyrannei zerbrochen. Neun Jahre vorher hatte der Blutbefehl des Kaisers Diokletian die Jünger des christlichen Namens dem Tode geweiht; mit dem Erlaß von Mailand wurde dem christlichen Bekenntnis ein Platz an der Sonne mit den gleichen Rechten neben der bisherigen Staatsreligion eingeräumt. Das war die Entdeckung eines neuen Regierungssystems und damit die Entdeckung einer neuen Welt und einer neuen Zeit. Die gesamte Kirchenpolitik des 4. Jahrhunderts kam um so rascher in ein neues Geleis, als dem duldsamen Kaiserwort auch duldsame Kaisertaten folgten: Für Kirchenbauten wurden auf kaiserlichen Befehl Staatsbeiträge geleistet, die Kirchengemeinden mit vermögensrechtlichen und andern Fähigkeiten juristischer Personen ausgestattet, der Klerus von Frondienst und weltlicher Gerichtsbarkeit befreit, den Kultusorten und Kultuspersonen, letzteren in hierarchischer, also in kirchlicher Gliederung, weitere Vergünstigungen zuerkannt.

Konstantin hatte mit eigenen Augen beobachtet, mit welchem Heldensinn die Christen die Ketten der Verfolgung trugen, ohne auf dem Gewaltweg des Umsturzes die Tage der Heimsuchung abzukürzen. Er hatte beobachtet, wie die christliche Religion als Lamm an der Schlachtbank mehr welterobernde und staatsbejahende Kraft bekundete als die heidnische Religion im Besitz der staatlichen Allgewalt. Konstantin, einer von den seltenen Staatsmännern, die aus der Kirchengeschichte lernen, hatte den Mut, daraus die Folgerung zu ziehen, für sein staatsmännisches Handeln rascher als für sein persönliches Leben: Wenn die Kirche der Katakombenzeit mit gefesselten Händen ihre Henker segnete, wieviel mehr wird sie mit entfesselten Händen über das wankende

Reich einen Völkersegen, über die Legionen einen Waffensegen, über das Kaiserhaus einen Haussegen sprechen! So sei sie frei, um die Welt zu stützen und zu segnen, — das ist die Psychologie der konstantinischen Freiheitsurkunde.

Die Folgezeit von 313 ab hätte den Christusnamen, der nur in den Anfangsbuchstaben in der Fahne Konstantins stand, voll ausschreiben müssen. Die Folgezeit hat aber, im Spiegel des Mailänder Freibriefes betrachtet, eine geradlinige Vorwärtsentwicklung des kirchlichen Freiheitsgedankens nicht aufzuweisen. Heidnische Staatslehren sterben nicht so schnell wie Maxentius im Tiberstrom. Zwei Entwicklungslinien führen vom konstantinischen Erlaß durch die folgenden Jahrhunderte. Die eine Linie führt durch das germanische Mittelalter. Die Großmachtstellung des mittelalterlichen Papsttums, seine mehr oder minder erwiderte Freundschaft mit dem mittelalterlichen Kaisertum, die Verquickung des religiösen und politischen Lebens, die Vereinigung des kirchlichen und bürgerlichen Rechtes in einem Rechtsbuch, das und anderes war die weltgeschichtlich ausgereifte, teilweise sogar überreife Frucht des konstantinischen Freiheitsgedankens. An staatspolitischen Übergriffen in das kirchliche Rechtsgebiet hat es auch im Mittelalter nie gefehlt. Die Chronik von Metz weiß ein Lied davon zu singen. Die Einmischung der fränkischen Könige in Bischofswahl und Kirchenversammlung, die Verkümmerung der kirchlichen Selbstverwaltung durch das weltliche Patronatsrecht, die erste Enteignung von Kirchengütern durch Karl Martell, die Belehnung der Bischöfe mit Ring und Stab durch Laien, die cäsaropapistischen Gelüste der Staufen, die unter Innozenz III. mit Stiefel und Sporn ins Heiligtum stürmten, die Angriffe auf die kirchliche Unabhängigkeit, die von Bonifaz VIII. mit aller Kraft zurückgewiesen werden mußten, — das und anderes sagt uns, daß Freiheit und Friede zu jenen Hochzielen des Reiches Gottes auf Erden gehören, die der Kirche zu keiner Zeit als ruhiger Vollbesitz dauernd beschieden sind. Aber trotz allem war die Linie,

die vom Mailänder Freibrief her an König Chlodwig, dem fränkischen Konstantin, also an Metz vorüber durch das Mittelalter führte, eine aufwärtssteigende, kirchenfreundliche Entwicklungslinie von der Gleichberechtigung der Kirche im Sinne Konstantins bis zur Alleinberechtigung im Sinne Bonifaz' VIII.

Die zweite Entwicklungslinie führt als abwärtszielende, kirchenfeindliche Linie zur Kirchenpolitik der oströmischen Kaiser und mündet im byzantinischen Staatskirchentum. Das Morgenland, das Mutterland der Gewaltherrschaft, war nicht reif, den Gedanken eines freien Staates, noch viel weniger den Gedanken einer freien Kirche zu fassen. Tragisch war dabei, daß der nämliche Konstantin, der Herold der kirchlichen Freiheit, den ersten Spatenstich zu ihrem Grabe tat durch die laienpäpstliche Rolle, die er in gutgemeintem Übereifer auf dem Konzil von Nicäa und in andern rein kirchlichen Fragen spielte. Die blutige Verfolgung eines Diokletian hat der kirchlichen Freiheit keine tieferen Wunden geschlagen als die Kirchenpolitik eines Justinian, der im 6. Jahrhundert im neurömischen Osten den Kirchenfürsten in der Beamtentoga spielte. Dieser Kirche, die von den Byzantinern wie ein Mündel des Staates auch in innerkirchlichen Lebensfragen bevormundet wurde, gilt das Jeremiaswort (28, 13): „Ketten aus Holz hast du zerbrochen, aber Ketten aus Eisen dafür eingetauscht." Der allzu freundliche Staat kann der Freiheit der Kirche gefährlicher werden als der kirchenfeindliche Staat.

Das Staatskirchentum byzantinischer Farbe hat auch über den europäischen Westen düstere Schatten geworfen und sich namentlich in drei Regierungssystemen des 17. und 18. Jahrhunderts weltgeschichtlich ausgeprägt: in Frankreich im Gallikanismus, in der Nähe von Metz im Febronianismus, in Österreich im Josephinismus. Wie fast überall, wo der kirchlichen Freiheit ein Galgen errichtet wurde, haben auch in den gallikanischen und febronianischen Wirren Diener des Heiligtums die Hand angelegt und still oder offen ihre Judasdienste angeboten. Dem Bischof Bossuet, dem früheren Domherrn von Metz, dem eigentlichen

Kirchenvater der gallikanischen Hoftheologie, mußte Papst Innozenz XI. schreiben, die Freiheit der Kirche preiszugeben sei die größte Schmach für einen Bischof. Wie weit die Entwicklung auf der byzantinischen Linie vom Freibrief Konstantins wegführte, ist am klarsten an Kaiser Joseph II. von Österreich, dem Widerspiel Konstantins, zu ersehen. Beide Kaiser haben ein Toleranzedikt erlassen, Konstantin zugunsten der römischen Kirche, Joseph II. im tatsächlichen Erfolg zu ihren Ungunsten; denn das josephinische Duldungspatent von 1781 wurde gegen den Willen des Kaisers vielfach so aufgefaßt, als ob jetzt jegliche Anmaßung gegen die Katholiken von staatlicher Seite geduldet würde. Beide Kaiser haben Gebetsvorschriften erlassen, Konstantin in einem Armeebefehl, Joseph II. in der amtlichen Gottesdienstordnung von 1783, — Konstantin, weil ihm zu wenig, Joseph II., weil ihm zu viel gebetet wurde. Beide haben sich angelegentlich um das Kirchenvermögen gekümmert, Konstantin, indem er der Kirche die in der Verfolgung enteigneten Güter zurückgab, Joseph II., indem er selber Kirchengut und Klostergut beschlagnahmte und dessen Verwaltung verstaatlichte. Konstantin gab den Bischöfen über das kirchliche Rechtsgebiet hinaus Einfluß auf die staatliche Gesetzgebung und Justiz, Joseph II. drängte die Bewegungsfreiheit der Bischöfe selbst auf kirchlichem Boden zurück, indem er ihren brieflichen und persönlichen Verkehr mit Rom verwehrte oder staatlich beaufsichtigte. Der Sohn der hl. Helena hielt den Schild über das kirchliche Eherecht; der Sohn der großen Maria Theresia überwies die bisher von der Kirche aufgestellten Ehehindernisse an die Zuständigkeit des Staates. Nur darin war Joseph II. ein zweiter Konstantin, daß auch er in gutgemeintem Übereifer glaubte, mit seinen Maßnahmen der Kirche einen Dienst zu erweisen. Und kein Ambrosius stand am Eingang der Kirche, der mit vorgehaltenem Hirtenstab dem Kaiser gesagt hätte: Du Totengräber der kirchlichen Freiheit!

Die neueste Zeit hat unter den Freiheitsbäumen der französischen Revolution, die mancherorts an der Stelle umgeworfener

Kreuze aufgerichtet wurden, mit Freiheit sich berauscht und gleich den Bürgern der Stadt Lucca das Wort Freiheit auf alle Tore und Mauern geschrieben. Gerade im letzten Jahrhundert hat aber das schöne Wort mehr und mehr einen kirchenfeindlichen Unterton erhalten. Es hat zuweilen den Anschein, als ob der Liberalismus, wenn es sich um die katholische Kirche handelt, die Begriffe Freiheit und Knechtschaft verwechsle und den Konstantin nicht vom Maxentius unterscheiden könne. Wie war es nur möglich, daß außerhalb der katholischen Volkskreise das deutsche Volk, das sonst am lautesten die Harfe stimmt zum Lobe der Freiheit und Duldsamkeit, im Jahre 1913 zum Jubiläum der religiösen Freiheit und des Mailänder Toleranzediktes die Harfen an den Trauerweiden aufhängen konnte? Die Fuldaer Bischofskonferenz hat das 16. Jahrhundertgedächtnis der Mailänder Freiheitstat mit einer ernsten Klage begleitet, — es klingt wie eine Klage aus dem Grabe des hl. Bonifatius: „Kaum finden wir noch ein Land, in dem die Kirche jenes Vollmaß von Freiheit hätte, das Konstantin ihr verlieh und auf das sie Anspruch hat. In so vielen Ländern ... statt der Freiheit unheilvolle Bestrebungen, die Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit der Kirche einzuengen, ihren Einfluß zu unterbinden, sie aus der Schule, aus der Gesetzgebung, aus dem öffentlichen Leben auszuschalten, sogar ihr caritatives Wirken zu hemmen, den blühenden Baum ihres Ordenslebens zurückzuschneiden, alle ihre Lebensregungen argwöhnisch zu beaufsichtigen.“ Mein Klagelied ist also das Klagelied der deutschen Bischöfe.

Auch die deutsche Geschichte der letzten Jahrzehnte hat, im Fürsten- und Völkerspiegel des konstantinischen Freibriefes betrachtet, einige traurige Zerrbilder der kirchlichen Freiheit aufzuweisen. Was ich jetzt sage, ist nicht Politik, sondern Religionsgeschichte im Rahmen meines Themas. Auf der Frankfurter Nationalversammlung 1848 wurde der Antrag gestellt: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.“ Zwei Jahre später tauchte der gleiche Grundsatz sogar

im gleichen Wortlaut in der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 wieder auf: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.“ Dieser goldene Satz, Geist vom konstantinischen Freiheitsgeiste, hatte aber noch nicht das silberne Jubiläum gefeiert, da kamen die Kulturkampfsgesetze, Geist vom diokletianischen Verfolgungsgeiste, und tilgten jenes Suum cuique aus der preußischen Verfassung wieder aus. Wir lieben unser großes Vaterland mit heiliger Glut, aber diese Liebe macht uns nicht blind für die Tatsache, daß in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts die deutschen Bischöfe und Priester nicht so viel Licht und Luft hatten wie ihre Amtsbrüder unter Konstantin, im Geburtsjahrhundert des Mailänder Ediktes.

Am 25. Juli 1900 wurden durch ein Reichsgesetz für die deutschen Schutzgebiete Gewissensfreiheit und religiöse Duldung gewährleistet. Die Inseln des Weltmeeres sangen ein Alleluja der Freiheit. Als aber der sog. Toleranzantrag vom 23. November 1900 auch für das Reich die staatspolizeilichen Schranken niederlegen wollte, die mancherorts im Deutschen Reich der Freiheit der Religionsübung im Wege standen, erlebte die Kulturgeschichte der Neuzeit das Trauerspiel, daß der Toleranzantrag im Jahre 1900 nicht einmal jenes Maß religiöser Freiheit erreichte, das im Toleranzedikt von Mailand 313 gewährt war. Und obwohl das friedliche Zusammenleben der Bekenntnisse in einem paritätischen Staat nur auf dem Boden der Religionsfreiheit möglich ist, bestehen in einzelnen Bundesstaaten für unsere Glaubensbrüder heute noch Zwangsgesetze, die keine Ehre des deutschen Namens sind. In Braunschweig und Mecklenburg-Schwerin ist das Mailänder Religionsedikt bis heute noch nicht bekanntgegeben.

Eine dritte religionsgeschichtliche Tatsache der neuesten deutschen Geschichte liegt so gebieterisch auf der Linie meines Themas, daß es Feigheit wäre, daran vorbeizugehen, auch auf die Gefahr hin, selber ein Märtyrer der kirchlichen Freiheit zu werden. Am

28. November 1912 hat uns der Bundesrat einen neuen Beschluß über die Ausführung des Jesuitengesetzes beschert, just am Vorabend des konstantinischen Jubeljahres, so daß die deutschen Katholiken im Jahre 1913 das Toleranzedikt von Mailand und das Intoleranzedikt von Berlin zusammen feiern können. Hier der Konstantinbogen, eine majestätische Ehrenpforte der Duldsamkeit und Freiheit, und hart daneben die traurigen Trümmer eines Kulturkampfsgesetzes, ein kaudinisches Joch der kirchlichen Verfassungsfreiheit! Wir dürfen über lauter Jesuitendebatte unsere andern hochverdienten Orden nicht vergessen, unsere unermüdlichen, treuen Mitarbeiter im Weinberg. Diese andern Orden werden uns aber nicht mißverstehen: Der Ruf der Freiheit für die Jesuiten ist ein Ruf nach Freiheit für die Orden überhaupt, ein Ruf nach Freiheit für die Kirche. Die Kulturgeschichte der religiösen Freiheit wird es dem Prinzen Georg von Bayern nie vergessen, daß Seine Königliche Hoheit am 31. Juli 1912 — am Festtag des hl. Ignatius von Loyola — in der Kammer der Reichsräte mit vornehmer Bestimmtheit für die Aufhebung des Jesuitengesetzes eintrat. Konstantin hatte es auch mit einer Gesellschaft Jesu zu tun; er wußte sehr gut, daß das heidnische Volksempfinden die Christen vor die Löwen forderte. Konstantin, ein Staatsmann des 4. Jahrhunderts, war aber zu groß, um die Rechtsfrage, ob einem ohne Schuldbeweis Verurteilten Freiheit oder Verbannung gehöre, dem Volksempfinden zu überlassen. Es ist für uns Katholiken ein unerträglicher Gedanke, von Tag zu Tag von der Gnade irgendeiner Polizeibehörde abhängig zu sein, die das Gesetz heute gnädig und morgen ungnädig auslegen kann und von einem Polizeidiener darüber belehrt wird, ob der Vortrag eines Jesuitenpaters das religiöse oder mehr das religionswissenschaftliche Gebiet berührte. Gnade vor Recht ist ein ebenso unerträglicher Rechtszustand wie Macht vor Recht. Die bürgerliche Freiheit ist kein Gnadenalmosen, die bürgerliche Freiheit ist ein Suum cuique, ein Rechtsanspruch, der nur durch nachgewiesene, nicht durch geträumte und für die Zukunft befürchtete Verbrechen ver-

wirkt werden kann. Auch wir halten die Störung des konfessionellen Friedens für ein strafwürdiges Verbrechen am Vaterlande; aber dieses Verbrechen muß erst begangen und bewiesen sein, bevor es mit Verbannung bestraft wird. Gerade im Jubeljahre unseres in Ehrfurcht gegrüßten Kaisers, in dem es Gnaden regnet über schuldig Verurteilte, empfinden wir das Jesuitengesetz über unschuldig verbannte Ordensleute als eine Härte, als ein Unrecht, das des deutschen Namens und der deutschen Führerstellung im Kulturleben nicht würdig ist. Sagen Sie meinetwegen: Der Bischof von Speyer ist ein unverbesserlicher Optimist. Der Bischof von Speyer hat die feste Überzeugung: Der Tag von Mailand wird kommen! Kaiser Wilhelm II. wird der größten Tat seiner tatenreichen Regierung, dem ehrlichen Friedenswillen, eine neue Großtat, eine Konstantintat, anreihen: Freiheit der Kirche und den katholischen Untertanen in jedem Kleid, wenn sie nur Gott fürchten und dem Vaterlande dienen!

2. Das ideale Bild der kirchlichen Freiheit im Spiegel des kirchlichen Rechtes.

Wenn wir heute von Freiheit der Kirche reden und reden hören, müssen wir das ideale und das reale Freiheitsbild unterscheiden. Das Idealbild ist in den Rundschreiben der beiden letzten Päpste und besonders im Syllabus des neunten Pius von 1864 mit gewaltigen Strichen umschrieben. Am machtvollsten hat die 19. Syllabusthese den idealen Standpunkt der Kirche ausgedrückt: Die Kirche sei eine vollkommen freie Gesellschaft mit eigenen, dauernden, gottentstammten Rechten, und die Zivilgewalt sei nicht zuständig, die Rechte und Rechtsgrenzen der Kirche zu bestimmen. Das reale Bild der kirchlichen Freiheitslage ergab sich, bei verschiedenen Völkern mit verschiedenen Farbentönen, im allgemeinen aus dem Kampf mit der idealfeindlichen Wirklichkeit unter mancherlei Zugeständnissen seitens der Kirche, in Einzelfällen aus den Konkordaten, d. h. aus völker-

rechtlichen, nach beiden Seiten rechtsverbindlichen Verträgen, in denen die Kirche ebenfalls weitgehenden Abstrichen an den im Syllabus geforderten idealen Gerechtsamen zustimmte. So im Konkordat mit Frankreich 1801, mit Bayern 1817, mit Österreich 1855. Ohne an der tatsächlichen Rechtslage rütteln zu wollen, wie sie konkordatsrechtlich für unser Volk geschaffen wurde, geben wir doch zuerst das ideale Bild der kirchlichen Freiheit im Spiegel des kirchlichen Rechtes.

Die Bitte um Freiheit, die siebte von den sieben Bitten des weisen Königs (3 Kön. 8, 46—50), zieht sich wie ein Königsgebet durch die kirchliche Liturgie, wenngleich sie nicht das höchste Anliegen der betenden Kirche ist; denn höher gilt dem hohenpriesterlichen Gebet die Reinheit des Glaubens und die Einheit der Gläubigen. Auch in den Rundschreiben Leos XIII. und Pius' X. ist es ein bleibendes Thema: „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" (2 Kor. 3, 17), wo die Willkür der Menschen herrscht, da ist Knechtschaft.

1. Kirchliche Freiheit nach dem Herzen der Kirche umfaßt erstens Daseinsrecht und Entwicklungsfreiheit der Kirche. Die Grundforderung der bürgerlichen Freiheit, der allerbescheidenste Anspruch des Lebendigen ist das Recht zu leben, die Freiheit, das zu sein, was man ist. Vor Konstantin hatten die Jünger des Kreuzes, die morituri des römischen Staates, nur das Recht, für ihren Glauben zu sterben; seit 313 hatten sie auch das Recht, dafür zu leben. Was aber ein Recht hat zu leben, hat auch ein Recht, seine Lebenskräfte ohne Schädigung fremder Rechte im Rahmen des Gemeinwohls zu entfalten. Nun aber ruhen im Schoße der Kirche Gotteskräfte mit unendlichen Erlösungswerten, die auf den Wegen der äußeren und inneren Mission in Umlauf gesetzt werden sollen, um das Angesicht und das Herz der Erde zu erneuern. Keine Macht der Erde darf dieser Missionsarbeit der Kirche die Bahn versperren und dem Siegeslauf des Evangeliums ein „Halt" entgegenrufen. Keine Macht der Erde darf der Kirche sagen: Packe dein Zelt zusammen

und warte, bis wir dich rufen! Wer den Auftrag hat: „Gehet hin in alle Welt“, kann nicht warten, bis die Welt ihn ruft.

Entwicklungsfreiheit auch in bezug auf unsere katholische Eigenart! Jedes Bekenntnis darf verlangen, individuell an seinem eigenen Maßstab, nicht schablonenhaft an der Elle eines andern Bekenntnisses, gemessen zu werden. Wer von Berufs wegen in irgendeiner Stellung über katholisches Wesen zu urteilen hat, sollte die Mühe nicht scheuen, einmal den Katechismus für die katholische Volksschule durchzulesen, um ein klein wenig in die katholische Seele sich einzufühlen und uns nach unserem Wir, nach unserer Eigenart, beurteilen zu können. Es ist keine Störung des konfessionellen Friedens, wenn Katholiken so frei sind, katholisch zu sein.

2. Kirchliche Freiheit idealen Sinnes umfaßt zweitens Bekenntnis- und Lehrfreiheit. In der Sprache des Evangeliums ist die Kirche ein „Bau“. Die Mauern dieses Baues sind die steinharten Bekenntnisformeln. Bestimmte Bekenntnisformeln ablehnen heißt die Mauern des evangelischen Baues niederlegen und der Glaubensverneinung die Tore öffnen. Das gute Recht, seine religiöse Überzeugung durch das Bekenntnis auf den Leuchter zu heben, ist mit Märtyrerblut erkauft. Die Bekenntnisfreiheit darf aber auch dadurch nicht eingeschränkt werden, daß dem Bekenntnismutigen, der die nötigen Eigenschaften besitzt, der Weg zum Reserveoffizier, zur Philosophieprofessur, zu andern öffentlichen Ämtern verbaut wird. Nach dem Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 3. Juli 1869 sollte „die Befähigung zur Bekleidung öffentlicher Ämter vom religiösen Bekenntnis unabhängig sein“.

Die Lehrfreiheit der Kirche erprobt sich im modernen Staatsleben zu allermeist an ihrer Mitwirkung in der Schule. Der Lehrauftrag an die Kirche, in alle Welt zu gehen und die Völker zu lehren, ist in der Kehrseite ein Auftrag an den Staat, diese Kirche gehen zu lassen. Der Lehrauftrag ist also ein Freiheitsbrief; denn was die Kirche tun muß, muß sie tun dürfen,

ohne erst bei Pontius Pilatus das Plazet zu holen. Gottes Wort läßt sich nicht an die Kette legen, auch nicht durch Kanzelparagraphen und Schulsperrgesetze. Der einzelne Sendbote der göttlichen Lehre kann eingekerkert werden, aber gerade aus einem solchen Apostelkerker stammt das Wort: „Gottes Wort läßt sich nicht an die Kette legen" — Verbum Dei non est alligatum (2 Tim. 2, 9). Leo XIII. hat in einem Rundschreiben (1878) darauf hingewiesen, daß es heute bei der zügellosen Rede- und Preßfreiheit des modernen Lebens doppelt widersinnig sei, mit drakonischer Strenge die Lehrfreiheit der Kirche und ihre Mitwirkung in Unterricht und Erziehung unterdrücken zu wollen. In Frankreich hat der Kulturkampf den Religionsunterricht vom Lehrplan der Staatsschule gestrichen und zwischen Kirche und Kind eine chinesische Mauer aufgerichtet. Nun haben unsere Glaubensbrüder jenseits der Vogesen nach dem alten französischen Plan der École libre neben der staatlichen Laienschule eigene Schulen errichtet unter geldlichen Opfern, von denen wir in Deutschland gar keine Ahnung haben. Die einzelstaatliche Schulgesetzgebung hat auch in Deutschland die katholische Kindererziehung an einigen Orten durch unglaubliche Eingriffe erschwert, im allgemeinen aber ist — sagen wir es stolz heraus — im Deutschen Reich im Vergleich mit den engherzigen Polizeigesetzen des französischen und luxemburgischen Schulkampfes das Recht der Kirche auf den Religionsunterricht in der Schule bis heute weitherzig anerkannt.

3. Zur kirchlichen Freiheit im Spiegel des kirchlichen Rechtes gehören drittens Verfassungs- und Verwaltungsfreiheit. Die Verfassung, das Noli me tangere des modernen Staates, ist auch das unantastbare Heiligtum der Kirche, zumal an ihrer Verfassungsurkunde ein göttliches Siegel leuchtet. Verfassungsgemäß ein weltweiter Zentralbau, läßt sie sich ohne Verfassungsbruch nicht zerstückeln und in ein Pavillonsystem von Staatskirchen auflösen. Verfassungsgemäß ein hierarchischer Einheitsbau, in dem die Fülle der Regierungsgewalt auf den Erben der Petrus-

schlüssel in Rom sich vereinigt, hat sie keine Hintertüren für eine Mitregierung in demokratischem Geiste, — frei und unbeschränkt auch in dem Sinne, daß sie sich von Völkerlaunen und Zeitenmoden nicht beherrschen läßt. Im Geiste der kirchlichen Verfassung ist auch das Ordenswesen eine Pflanzung, die der Herr gepflanzt, keine Fehlentwicklung des Evangeliums.

Im Namen der Verfassungsfreiheit fordert die Kirche auch die volle Unabhängigkeit ihres Oberhauptes. Gerade im konstantinischen Jubeljahre, im Gedenken der Tatsache, daß Konstantin seine Residenz von Rom wegverlegte und damit dem Zwitterkönigtum in der Ewigen Stadt und dem Streit zwischen den beiden Gewalten vorbeugte, erscheint die Wegnahme des Kirchenstaates als ein Anschlag auf die kirchliche Freiheit. Volle Freiheit der Kirche gibt es nicht ohne Freiheit des Papstes. Soll die Kirche auf unverzäunten Wegen mit ungebundenen Händen ihre Weltmission erfüllen, muß ihr Oberhaupt souveräne Freiheit genießen.

Auf dem Gebiete der Verwaltung erhebt die Kirche den idealen Anspruch, in einer Form, die auch „auf Erden bindet", im Umkreise des kirchlichen Rechtsgebietes sich gesetzgeberisch zu betätigen, Zucht und Ordnung auch mit Strafen aufrecht zu halten, den Studiengang ihrer Priesterkandidaten zu leiten, die kirchlichen Ämter freihändig zu besetzen, soweit sie nicht in Verträgen mit der weltlichen Obrigkeit anders vereinbart hat. Auch in der Vermögensverwaltung lehnt die Kirche, soweit nicht ein Konkordat anders bestimmt, die Vormundschaft ab, weil sie weder minderjährig noch altersschwach ist. Im französischen Kulturkampfe hat sie lieber das Vermögen als den Grundsatz der freien Vermögensverwaltung geopfert.

4. Zur idealbildlichen kirchlichen Freiheit gehört endlich die Kultusfreiheit, das ureigenste Recht der Kirche, ungestört nach ihrer Art ihren Gottesdienst zu gestalten, die Sakramente zu spenden, dazu den Feiertagen des Kirchenjahres und den Feierstunden des Menschenlebens eine besondere liturgische Weihe zu

geben. Im allgemeinen hat der moderne Staat das Kultusgebiet grundsätzlich als rein kirchliches Gebiet anerkannt und der Kirche auf diesem Gebiete, etwa in der Durchführung der Kommunionerlasse, freie Hand gelassen. In einzelnen Fällen freilich sucht man die Hoheitsrechte des Staates auch im Innersten des Heiligtums geltend zu machen. Wohl werden nicht mehr wie unter Joseph II. die Kerzen am Altare nachgezählt, nicht mehr mit dem Metermaß des heiligen Bureaukratius die Bruderschaftsgebete nachgemessen, nicht mehr Akten geschrieben so dick wie ein Meßbuch, wenn der hl. Sebastian auf dem Nebenaltar neu vergoldet wurde oder eine Kirchenfahne verlorenging und der Fahnenflüchtling nicht mehr zurückkehrte. Aber immer noch soll es vorkommen, daß die unschuldige Marianische Kongregation wie eine Staatsgefahr gefürchtet und die Aufnahme eines jeden einzelnen Ordensbruders von einer feierlichen Regierungsentschließung abhängig gemacht wird. In Metz ist durch das Verbot der öffentlichen Fronleichnamsprozession eine Bresche in die Kultusfreiheit gelegt. Konstantin führt den Beinamen des Großen — groß, weil er die Eckpfeiler einer neuen Staats- und Gesellschaftsordnung einsenkte, größer, weil er als erster unter den Cäsaren den großen Gedanken innerlich erfaßte: Eine Religion von göttlichem Wahrheitsgehalt läßt sich mit kleinlichen Polizeimaßnahmen nicht unterdrücken.

3. Das reale Bild der kirchlichen Freiheit im Spiegel der Gegenwart.

Da ich nicht für die Jahre 313 und 2013, sondern für das Jahr 1913 rede, nicht für die ideale, sondern für die reale Weltordnung, muß ich dem geschichtlichen Bilde der kirchlichen Freiheit im Spiegel des konstantinischen Freibriefes und dem idealen Freiheitsbild im Spiegel des kirchlichen Rechtes noch ein drittes Bild anfügen, das reale Bild der kirchlichen Freiheit im Spiegel des 20. Jahrhunderts. Das konstantinische

Freiheitsjubiläum hat mehr als bloße Erinnerungs-, es hat eine wuchtige Gegenwartsbedeutung. Nun das Wirklichkeitsbild im Spiegel der Gegenwart.

Auch im Völkerleben der Gegenwart fällt die Frage nach der Freiheit der Kirche zusammen mit der Frage nach den Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Diese Beziehungen sind in der Alten und Neuen Welt des 20. Jahrhunderts in drei Formen ausgeprägt: Knechtung der Kirche nach französischem Muster, Trennung von der Kirche nach amerikanischem Muster, Verbindung mit der Kirche nach deutschem Muster.

Die erste Form ist die Knechtung der Kirche durch den Staat nach französischem Muster. Auch in Frankreich war wie in andern katholischen Ländern zur Ordnung der Rechtsgebiete, an denen Staat und Kirche gemeinsames Interesse haben, über den Trümmern der Revolution zwischen dem siebten Pius und dem ersten Napoleon ein Konkordat geschlossen worden, das die freie Ausübung der katholischen Religion verbürgte. Um das Wesen der religiösen Freiheit zu retten, war Pius den staatlichen Forderungen so weit als möglich entgegengekommen. Durch diesen völkerrechtlichen Vertrag war eine beiderseitig verbindliche Rechtslage geschaffen worden, die ohne Rechtsbruch einseitig nicht gelöst werden konnte. Und doch hat das amtliche Frankreich durch das schroffe Trennungsgesetz vom 9. Dezember 1905 einseitig die Rechtsordnung umgestoßen, die diplomatischen Beziehungen zur Kirche abgebrochen und statt des Konkordates die 77 organischen Artikel, in denen die Freiheit der Kirche beschränkt wird, zum Regierungsgrundsatz erhoben. Die Orden wurden ausgeraubt und geächtet, die Kruzifixe aus den Schulen und Gerichtssälen geworfen, die Steine des Heiligtums auf den Gassen zerstreut. Die Folge der Trennung wäre gewesen: Laisser aller, laisser faire; statt dessen wurde dort die Kirche, die Ahnfrau der französischen Kultur, durch einen Kulturkampf selbst im Innern des Heiligtums geknechtet. Die Freiheit wurde zur bloßen Redensart, die Unfreiheit zum Gesetz. Nero und Maxentius kamen aus den Gräbern

und bestiegen den Thron des hl. Ludwig. Und niemand kann sagen, wie weit es in der Nacht ist.

Die zweite Form im modernen Völkerleben ist die Trennung der Kirche vom Staate nach amerikanischem Muster. Zwischen der französischen und amerikanischen Form liegt ein Ozean von Unterschied: Frankreich und Portugal, Frankreichs Affe, haben in ausgesprochen kirchenfeindlicher Frontstellung die Kirche befehdet und geknechtet; die Vereinigten Staaten haben in kirchenfreundlichem oder wenigstens in religionsfreundlichem Geiste dem öffentlichen Leben im allgemeinen den religiösen Charakterzug gewahrt, die Rechte der freien Kirche im freien Staate anerkannt und den Katholiken die Gründung eigener Schulen nicht erschwert. Jenseits der Vogesen ist die Kirche von Staats wegen geknechtet, jenseits des Meeres von Staats wegen freigegeben, wenigstens bis zur Stunde freigegeben, — das ist der ozeanweite Unterschied.

Auch in unsern Reihen wird der Traum weitergeträumt, die Trennung von Staat und Kirche nach amerikanischem Muster bringe das goldene Zeitalter kirchlicher Freiheit. Dann könntet ihr, so sagen uns die Wortführer dieses Windthorstgedankens, mit eingestemmten Ellenbogen die Rechte der Kirche restlos ohne Konkordatabstriche zurückfordern, dann könntet ihr mit allen Glocken zu einer Volksmission zusammenläuten, ohne erst auf einem eingeknickten Bogen anfragen zu müssen, dann kämen die Diener des Altars nie in Gefahr, dessen Lied zu singen, dessen Brot sie essen. Die Wortführer des Trennungsplanes weisen auch darauf hin, daß der moderne Staat auf einigen Gebieten von seiner Seite eigenmächtig bereits eine Teiltrennung vollzogen habe durch Einführung der Zivilehe, der Simultanschule, des freireligiösen oder richtiger des religionsfreien Jugendunterrichtes und der Feuerbestattung. Kurz, sie erblicken in der Entstaatlichung der Kirche und Entkirchlichung des Staates nach amerikanischem Muster den kürzesten Weg ins gelobte Land der kirchlichen Freiheit. Wir dürfen aber nicht vergessen: Wenn die Trennung von

Staat und Kirche in unserem Vaterlande kommt, kommt sie nicht nach amerikanischem, sondern nach französischem Vorbilde, nicht als Aufstieg zur Freiheit, sondern als Abweg zur Knechtschaft, nicht nach dem patriarchalischen Friedensvorschlag: Gehst du zur Rechten, so geh' ich zur Linken, sondern nach der Moral des Rinaldo Rinaldini: Wer die Macht hat, hat das Recht, und für die Kirche ist es Freiheit genug, vogelfrei zu sein. Die Männer, die heute als Parteiziel die Trennung anstreben, bieten zu wenig Bürgschaft dafür, daß es ihnen um die Freiheit der Kirche zu tun sei. Es ist eine Irreleitung der öffentlichen Meinung, die Vorteile des amerikanischen Systems im Munde und die Nachteile des französischen Systems im Schilde zu führen.

Die Lobredner der amerikanischen Rechtslage rechnen uns weiter vor: Im Falle einer Trennung von Kirche und Staat könne die Kirche die vom Staate früher unrechtmäßig säkularisierten Kirchengüter zurückfordern mit Berufung auf § 1478 des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich, demzufolge beim Auseinandergehen einer Ehe die eingebrachte Mitgift zurückgegeben werden muß. Es ist aber sicher, daß, wenn die Trennung kommt, die Kirche eher eine neue Vermögensentziehung erlebt wie in Frankreich, statt ihr Guthaben von der ersten Säkularisation herausbezahlt zu erhalten.

Wohl gibt es unter der Sonne keine zweite Religionsgesellschaft, die durch Lostrennung vom Staate so wenig an ihrem Lebensnerv berührt, so wenig in ihrem Wesensbestand bedroht würde, wie die katholische Kirche. Die Jahrhunderte vor dem Mailänder Freiheitserlaß haben den mit Märtyrerblut geschriebenen Jahrhundertbeweis erbracht, daß die römische Kirche auch ohne Staatsgunst lebensfähig bleibt. Jene Religionssysteme, die den schiefen Turm ihrer Verfassung an das Staatsgebäude angelehnt haben, müssen allerdings den Standpunkt verlieren, sobald der Staat von ihnen abrückt. Anderseits dürfen wir nicht vergessen: die Trennung von Staat und Kirche wäre

nur das Vorspiel zu dem Nachspiel: Trennung des Staates von jeder Religion, — Gallia docet. In dieser Fernsicht stehen aber für das gemeinsame Vaterland viel zu hohe Güter auf dem Spiel, als daß man eine Trennung von Staat und Kirche wünschen dürfte, um die Bekenntnisse vor eine Kraftprobe auf Leben und Tod zu stellen.

Rechnen wir dazu die weiteren Nah- und Fernwirkungen der Trennung — die Kirche ohne öffentlich-rechtlichen Charakter! die Hochschulen ohne theologische Fakultäten! Militär und Staatsanstalten jeder Art ohne Seelsorge! Schulpläne ohne pflichtmäßigen Religionsunterricht! Sonntagsruhe ohne staatlichen Schutz! — dann verstehen wir, warum trotz der frohgemuten Einzelstimmen zugunsten einer Trennung die Päpste des letzten Jahrhunderts sich beharrlich gegen die Trennung aussprachen und der Syllabus den Satz, die Kirche müsse vom Staate und der Staat von der Kirche getrennt werden, in These 55 feierlich verurteilte.

Der dritte, für uns die ideale Form ist die Verbindung der Kirche mit dem Staate nach deutschem Muster. Von den obengenannten Wunden abgesehen, ist das deutsche System, die Verbindung der beiden Gewalten auf der völkerrechtlichen Grundlage der Konkordate und Übereinkommen, die Rechtslage, welche die meisten und besten Gründe für sich hat. Höher als das feindliche Gegeneinander von Staat und Kirche nach französischer Art steht das friedliche Nebeneinander nach amerikanischer Art, aber noch höher gilt uns das freundschaftliche Miteinander nach guter deutscher Art, der heilige Bund zwischen Weltstaat und Gottesstaat, gesegnet von der Kirche und getragen von den sittlichen Großmächten Vertrauen und Treue. An weiten Rechtsgebieten, wie an Eherecht, Schulrecht, Armenrecht, haben Staat und Kirche gemeinsames Besitzrecht; hier sind Achtung der gegenseitigen Rechte und gegenseitiges Vertrauen um so notwendiger, als die Grenzen auf diesen Rechtsgebieten nicht überall so klar sind wie zwischen Meer und Festland. Amerika brauchte als rein neuzeitlicher Staat nicht erst

tausendjährige Beziehungen zur Kirche, nicht einmal Konkordate zu lösen, um die Bahn seiner heutigen Kirchenpolitik zu gehen; das Reich der deutschen Nation würde es erst im Falle einer Trennung zu fühlen bekommen, wie fest und wie tief bis in die Wurzeln seiner Kulturgröße hinab es durch geschichtliche Beziehungen mit der Kirche verbunden war. Unsere Zeit ist rascher im Brückensprengen als im Brückenbauen; aber gerade die gewissenhaftesten Zeitgenossen warnen davor, bestehende Verbindungen und Zusammenhänge von kurzer Hand zu lösen. Unsere Zeit ist groß im Zerkleinern, im Einzelforschen, im Aufteilen in Atome; eine solche Zeit braucht große Zusammenfassungen, und eine der größten lautet: Verbindung von Staat und Kirche nach deutschem Muster.

In dieser Verbindung ist der Staat ein Wohltäter der Kirche: durch seinen Schutz und seine geldliche Beihilfe, in gewissem Sinne sogar durch seine ohne Kleinlichkeit gehandhabte Aufsicht. Die Schutzparagraphen des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich (§§ 166 167 196 304) wehren der Gotteslästerung und dem kirchenfeindlichen Unfug und halten den Schild über Kultusorte, Kultuspersonen und Kultusleben. Wenn auch die Herren Staatsanwälte in der Anwendung dieser Bestimmungen sich nicht gerade überstürzen, haben wir damit doch eine über das gemeine Recht hinausgehende gesetzliche Handhabe, Gottesdienst und Gottesdiener vor Störungen und Schmähungen zu schützen. Wir sind nicht vogelfrei. Die geldlichen Zuschüsse des Staates ermöglichen es den Dienern der Kirche, sich ausschließlich ihrer geistlichen Aufgabe zu widmen, und überheben die Kirche mancher Sorgen in der Durchführung liturgischer und caritativer Werke größeren Stils, die bei der heutigen Finanzkraft unseres Volkes ohne staatliche Beihilfe nicht erstünden. Staatliche Aufsicht über Kirchenkassen und Kirchenbauten dünkt dem Fernstehenden eine unwürdige Vormundschaft. Gewiß können wir auch ohne Staatsaufsicht selig werden; wir wollen aber ehrlich anerkennen, daß für die formal geordnete Buchführung im Kirchenhaushalt, für die technische Güte der Kirchen-

bauten und die kirchliche Denkmalspflege die Mitarbeit des Staates ihr Gutes hat.

In der Verbindung von Staat und Kirche nach deutschem Muster ist auch die Kirche eine Wohltäterin des Staates: durch ihre religiös-sittliche, durch ihre soziale, durch ihre völkische Mission. Als „das öffentliche Gewissen des Staates" soll und will die Kirche das Gemeinschaftsleben vor der sittlichen Fäulnis und Versumpfung bewahren und auf dem Wege der sittlichen Wiedergeburt und Bluterneuerung zum Kampfe um das völkische Dasein rüsten. Diese religiös-sittliche Aufgabe der Kirche ist zugleich eine vaterländische Tat; denn Wachstum der Religion ist Wachstum der Volkskraft. Religiöse Verarmung geht mit der sittlichen Verwilderung Arm in Arm. Der moralische Zusammenbruch einer staatlichen Gesellschaft ist der Schrittmacher des politischen Zerfalls. Die Kirche hat die soziale Mission, durch ihre Lehre von gottgewollter Obrigkeit, Familienzucht und Eigentum und den andern Tragpfeilern der sozialen Ordnung in der Lösung der sozialen Frage den Vorsitz zu führen. Die Kirche hat auch eine völkische Sendung. Gerade auf den Fahnen Konstantins steht geschrieben: Das Kreuz führt auch zu völkischen Siegen! Die Kirche, die in der Zeit grimmigster Verfolgung sogar unter einem Nero und Diokletian dem Kaiser gab, was des Kaisers ist, wird als freie Kirche dem Staate nicht verweigern, was des Staates ist. Kulturkämpferische Schroffheit gegen die Kirche entwertet staatserhaltende Werte und entwurzelt starke Wurzeln völkischer Kraft. Es war ein goldenes Wort Pius' X. in seinem ersten Rundschreiben: „Durch Bewahren und Fördern der (kirchlichen) Freiheit verteidigen wir nicht nur die heiligsten Güter der Religion, wir sorgen damit auch für die öffentliche Wohlfahrt und nationale Sicherheit."

⁂

Hochansehnliche Versammlung! Am Tage nach der Schlacht an der Tiberbrücke hielt Konstantin mit lauten Fanfaren feier-

lichen Einzug in Rom. An die Tore der Ewigen Stadt pochte eine neue Zeit, als die Kreuzesstandarte mit dem Christusnamen dort einzog. „Tut euch auf, ihr uralten Tore, der König der Herrlichkeit hält seinen Einzug!“ Roma, Christus ante portas! Der Senat und das römische Volk sahen auf der Völkerstraße das Christusbanner hocherhoben über den siegreichen Legionen, und als Konstantin durch den Siegesbogen zog, der heute noch als Denkmal jenes Tages der Konstantinbogen heißt, da begannen nebenan im Kolosseum, auf dessen Sand die Märtyrer des christlichen Namens verblutet waren, die Steine zu reden: Heil dir, Kaiser, die Toten grüßen dich! Seit jenem ersten Siegeszug auf offenen Straßen hat das Kreuz, die Kaiserstandarte der größten Zeiten, die Oriflamme der größten Triumphe, ein gutes Recht, sich im öffentlichen Leben sehen zu lassen. An jenem 29. Oktober 312 schlug die Damaskusstunde der Erkenntnis: Die geistigen Mächte und göttlichen Kräfte, die in der Kirche wirksam sind, lassen sich mit irdischen Waffen und militärischer Übermacht nicht zu Boden schlagen. Man kann Löwen in den Käfig sperren und Prometheus an den Felsen schmieden, man kann Völker der Erde unter das kaudinische Joch beugen, die Wahrheit der Offenbarung aber geht als siegreicher Held ihren Weg durch die Weltgeschichte, und Konstantin hat mit einem schönen Bekenntnis die Kirche „das Haus der Wahrheit“ genannt. Die militärische Übermacht war auf seiten des römischen Staates; der Sieg war auf seiten der römischen Kirche. Das sei die Jubiläumsgnade des Katholikentages im konstantinischen Jahr, ein flammendes Gelöbnis auf die siegreiche Fahne des Kreuzes: Kirche Gottes, du freigeborne Königsbraut des Kreuzes, du Freiland eines aufrechten Geschlechtes, du Jubilarin ohnegleichen in der Geschichte, sie mögen Waffen und Ketten schmieden, deine deutschen Katholiken wollen die Ehrenlegion deines Kreuzes, die Wehrkraft deiner Freiheit sein, — freie Kinder einer freien Mutter!

III. Wir Akademiker und die Kirche.

Vortrag vor einer Studentenversammlung in München am 5. Februar 1913.
In Einzelausgabe erschienen im Verlag von Kirchheim & Co., Mainz.

Von außen gesehen, erscheint ein gemaltes Kirchenfenster als ein wirres Durcheinander von Linien und Farben. Die Spaziergänger der Gasse, die im Vorübereilen einen flüchtigen Blick nach dem Fenster werfen, können sich unter den rätselhaften Farben und Figuren nichts denken. Wer aber eintritt ins Heiligtum, wer im Innern der Kirche vom rechten Standpunkt aus eingehend das Bild im Fenster betrachtet, dem löst sich das scheinbar sinnlose, lichtversperrende Farben- und Figurendurcheinander auf in ein geistvolles, lichtumflossenes Kunstwerk im schönsten Einklang der Farben und Figuren. Ingeborg Magnussen, die Konvertitin, hat mit diesem Goetheschen Gleichnis von dem gemalten Kirchenfenster ihre Vorstellungen von der katholischen Kirche vor und nach ihrem Übertritt veranschaulicht. Für Millionen andere ist dieses optische Gleichnis ein seelisches Erlebnis geworden. Wer die Kirche nur von außen kennt, nur als flüchtiger Beobachter der Gasse beurteilt, dem erscheint sie nicht selten als ein teuflisches Zerrbild in rätselhaft bunten Farben und Figuren, als Widerspiel des Evangeliums und der gesunden Vernunft, als lichtversperrende Dunkelkammer des Aberglaubens und der Schwärmerei, als kaudinisches Joch der persönlichen Freiheit. Wer aber eintritt ins Heiligtum und als Insasse vom rechten Standpunkt aus näher zuschaut, der grüßt die nämliche Kirche mit jubelnder Seele als ein göttliches Kunstwerk in wunderbarer Farbenabstimmung, als die Hochschule der Offenbarung, als die „Säule der Wahrheit" (1 Tim. 3, 15), als die rettende Arche der religiösen und gesellschaftlichen Ordnung. Außenstehende wollen nur schwer verstehen, wie ein vernünftiger, wissenschaftlich gebildeter Mann kirchenfromm und kirchenfreudig sein kann; Einheimische können nicht verstehen, wie ein gebildeter Mann, der das Evangelium und die Kultur-

geschichte der christlichen Zeitrechnung einigermaßen kennt, ein Kirchenfeind und Kulturkämpfer sein kann.

Kirche ist die organisierte Form des Gottesreiches, das weltweite Einfamilienhaus der in Christus Erlösten, die in Einheit des Glaubens und des Glaubenslebens unter einem sichtbaren Hausherrn, dem Bischof von Rom, vereinigt sind. Kirche ist die klarste Fassung religiöser Bestimmtheit. Religion im allgemeinen, ohne näher bestimmendes Beiwort, ist ein sehr weiter, dehnbarer Begriff, auch auf Buddhisten und Mekkapilger anwendbar und auf die Allelujasänger der Heilsarmee. Kirche und Kirchlichsein dagegen gibt den Begriffen Religion und Religiössein nicht bloß die eindeutige Farbe eines bestimmten Bekenntnisses, sondern auch die klaren Umrisse einer straffen Organisation.

Religion ist ein Freihafen, wo Schiffe aus aller Herren Ländern mit allen möglichen Flaggenfarben vor Anker liegen; Kirche ist ein Kriegshafen, den nur die Schiffe mit einer bestimmten Flagge und Parole anlaufen können. Dieses Unterscheiden beantwortet die alte Streitfrage, ob man von einem religiösen Erwachen der Menschheit von heute reden könne. Unsere Zeit gibt sich einen religiösen Anstrich bis auf die Bretter der Bühne hinauf, — religiös im allgemeinen Sinn mit schwimmenden Grenzen gefaßt. Im Sinne einer kirchlich bestimmten Religion dagegen bewegt sich die Zeit eher auf der absteigenden Linie. Es ist nicht unmodern, religiös zu sein; es ist aber höchst unmodern, kirchlich zu sein.

Kirche ist ein allezeit zeitgemäßes Thema. In Stadt und Land hat eine planmäßige Bewegung eingesetzt, die zum Austritt aus der Kirche auffordert und sich auf Fragebogen den wirklichen Austritt von den Arbeitern bescheinigen läßt. Auch in gebildeten Kreisen läßt man sich das Bild der Kirche allzu leicht verdunkeln und verzerren, und mancher Akademiker hat seit der Reifeprüfung die Kirchenmüdigkeit nie ganz überwunden. Auf der andern Seite waren aber auch jene seelischen Entwicklungen, die mit einem Übertritt endigten, nachweisbar gewöhnlich schon

in der ersten Entwicklungsstunde von dem sonnenklaren Wort geleitet: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Matth. 16, 18).

Die religiöse Aussprache, die in Werkstatt und Wirtshaus so gut wie die in Klubzimmern und Gesellschaftsräumen, läuft mittelbar oder unmittelbar auf das Thema „Kirche" hinaus, da jede Teilfrage der katholischen Weltanschauung unlöslich mit dieser Glaubenstatsache zusammenhängt. Kirche ist die Universitas unserer Weltanschauung, und die Wege der religiösen Aussprache führen letzten Endes alle nach Rom.

Auch im akademischen Studienbetrieb ergeben sich Beziehungslinien zwischen Universität und Kirche. Vom Theologiestudium abgesehen — ich rede hier nicht für Theologen —, wird der Philosoph in seinem Geschichtsstudium auf Schritt und Tritt die Wege der Kirchengeschichte, der Jurist in seinem Staatskirchenrecht die Wege des Kirchenrechtes kreuzen, und der Mediziner wird wohl oder übel in einigen Fragen seiner Wissenschaft an der kirchlichen Moral nicht vorbeikommen. Kirche ist also auch für den Studenten ein allzeit zeitgemäßes Thema.

Es war mir eine große Freude, daß der Münchener Akademiker-Ausschuß, dem ich die Wahl des Themas überlassen habe, mir gerade dieses Thema anbot: Wir Akademiker und die Kirche. Es kann sich im Rahmen einer Stunde nicht um Stellungnahme zu allen erdenklichen kirchlichen Fragen handeln — dazu würde eine Semestervorlesung mit fünf Wochenstunden kaum ausreichen. Das letzte Spezialwerk De ecclesia von P. Straub S. J. zählt in zwei Bänden 500 und 911 Seiten. Es kann sich nur darum handeln, in einigen Gedankenausschnitten auf jene Bedenken und Schwierigkeiten einzugehen, die dem modernen Gebildeten, zumal dem akademischen Bürger, auf der Seele und auf den Lippen brennen, wenn er den Kirchengedanken in seinem logischen Inhalt und in seinen sittlich-praktischen Folgerungen durchzudenken sucht. Im tatsächlichen Aufbau der Beweis-

gründe, die die Rechte der Kirche bejahen und uns kirchenfreudig stimmen sollen, werden wir möglichst im akademischen Gedanken- und Lebenskreise bleiben und schon den Gedankengang sozusagen nach Fakultäten gliedern, nach theologischen, historischen und sozialen Imperativen der kirchlichen Bekenntnistreue. Ich glaube die Studentenseele ein wenig zu kennen. Außer den allgemeinen Tatsachen, die aus dem Geist der Zeit und der Großstadt heraus bildend oder mißbildend auf die heutige Jugend einwirken, fallen für die akademische Jungmannschaft noch besondere Tatsachen günstiger und ungünstiger Natur ins Gewicht. Ein Vorteil liegt z. B. darin, daß ein akademischer Bürger der Majestät des gedruckten Buchstabens, die den Arbeiter so leicht beherrscht, kritischer gegenübersteht und die Schlagwörter der antikirchlichen Gassenaufwieglung rascher in ihrem Nullenwert durchschaut. Eine günstige Tatsache liegt darin, daß der gebildete Mann mehr Rechtssinn und juristisches Urteil besitzt, um sich mit dem kirchlichen Verwaltungsbetrieb, dem hierarchischen Beamtenkörper, dem Taxenwesen und andern gesellschaftlich notwendigen Einrichtungen abzufinden, sobald er die Kirche einmal als selbständigen gesellschaftlichen Organismus erkannt hat. Auf die ungünstigen, kirchenverneinenden Tatsachen des akademischen Lebens, die an Zahl und Gewicht die günstigen überwiegen, soll im folgenden besonders hingewiesen werden. Wir Studenten und unsere Kirche wollen nicht im Zwiespalt leben; der leidtragende Teil wären im Streitfall wir Studenten, nicht unsere Kirche.

1. Die theologischen Imperative.

Der erste theologische Imperativ der kirchlichen Bekenntnistreue heißt Dogma.

Die Kirche der Apostel hat nachweisbar den göttlichen Auftrag, die Völker zu lehren oder, wie der griechische Text (μαθητεύσατε, Matth. 28, 19) schärfer sagt, die Völker in ihre Schule zu

nehmen. Die Kirche hat, akademisch gesprochen, als Alma mater die Völker vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang in ihre internationalen Matrikel aufzunehmen und in ihrem Auditorium maximum um ihren Lehrstuhl zu sammeln. Die feierlichsten, amtlichsten Kundgebungen dieser Lehrmission sind die ex cathedra erlassenen Dogmen. Die zwölf Artikel des Apostolikums sind nicht die einzigen Glaubenssätze; man darf aber anderseits auch nicht glauben, ein Glaubenssatz leuchte auf, so oft der Papst die Tiara aufsetzt und mit dem Fischerring ein Schriftstück siegelt. Dogmen sind nicht zahlreich und alltäglich wie der Sand am Meere. Glaubenssätze sind Jahrhunderttatsachen. Auch über das Wesen der Dogmen müssen wir klare Vorstellung haben. Dogmen sind autoritative Aufklärungen über Tatsachen der übernatürlichen, jenseits der Naturwirklichkeit liegenden Welt, etwa über den trinitarischen Gottesbegriff, über Inspiration der Bibel, über die letzten Dinge, — Tatsachen, die dem Menschengeist ohne besondere Offenbarung wenigstens in dieser Bestimmtheit eine unentdeckte Welt blieben. Da hinter jedem einzelnen Dogma das ganze Lehransehen der Kirche steht, erhält jeder einzelne Glaubenssatz den Charakter eines kategorischen Imperativs. Das Credo auch nur zu einem einzigen Glaubenssatz verweigern, bedeutet den Bruch mit der Kirche.

Darin liegt eine erste Schwierigkeit für modern gerichtete Geistesart: Was soll ich mir den Glauben in unbedingter Form vorschreiben und befehlen lassen? Was soll ein akademischer Bürger, der frei von Kollegzwang lebt, sich zeitlebens dem Schulzwang einer obligatorischen Lehranstalt unterstellen? Der Forscher und Pfadsucher wird frei nach Lessing noch beifügen: Lieber will ich im Dunkel bleiben, als mir von einer Außeninstanz eine nicht selbst gefundene Wahrheit fix und fertig darbieten lassen. Über dem Eingang der alten Universität in Würzburg ist die Sendung des Pfingstgeistes über die Boten des Evangeliums in Steinrelief abgebildet; über dem Eingang der dortigen neuen Universität steht im Bilde des Prometheus, der

sich den Feuerbrand vom Himmel holt, ein anderes Evangelium in Stein geschrieben: Wir wollen nicht warten, bis uns ein Pfingstgeist das Licht von oben schickt, wir wollen uns auf eigene Faust den Feuerbrand aus der Höhe holen.

Die Spannung zwischen Wissenschaft und kirchlichem Dogma konnte nur entstehen, weil man immer wieder Wissenschaft und Wahrheit gleichsetzt. Wonach der Menschengeist in letzter Linie, ich sage in letzter Linie, hungert, ist nicht die Wissenschaft, sondern die Wahrheit. Wissenschaft ist einer von den Wegen, die zur Wahrheit führen, aber nicht der einzige Weg. Ob eine Wahrheit auf dem Wege der chemischen Analyse im Laboratorium oder auf dem Wege der Geschichtsquellenforschung, auf dem Wege der mathematischen Ableitung oder schließlich auf dem Wege der kirchlichen Erklärung gefunden wird, das nämliche ehrliche Wahrheitsstreben, das mich in die Hochschule der Wissenschaft führt, führt mich auch in die Hochschule des kirchlichen Lehramtes. Das Forschungsgebiet der Wissenschaft ist weit wie die Welt, aber auch begrenzt wie die Welt. Wenn nun die Wissenschaft an der Grenze der Naturwirklichkeiten steht, sollen wir dann unsere Fackeln auslöschen und mit einem verzichtleistenden Ignoramus umkehren? Oder sollen wir uns wahrheitshungrig von der Hand der Kirche weiterführen lassen über die Höhen und Tiefen der übernatürlichen Welt wie Dante von der Hand der Beatrice? In die Tiefen der Gottheit führt kein Prometheusweg, und doch reckt der Menschengeist die Flügel zum Weiterflug und spricht das schöne Klopstockgebet: „Führe mir Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!" Jeder Glaubenssatz ist eine Erweiterung unseres geistigen Sehfeldes, ein Ausblick in eine andere Lichtwelt, die über den Gesichtskreis der Wissenschaft hinausliegt, die aber ebenso wirklich ist wie die naturwirkliche Welt. Jedes Dogma ist eine Bereicherung, nicht eine Verarmung des Geistes, ein Gebot, nicht ein Verbot geistigen Fortschritts.

Die Art und Weise, wie ein kirchlicher Glaubenssatz ergeht, ist gar nicht so unakademisch. Niemand sollte die Unter-

scheidung einer lehrenden und hörenden Kirche leichter fassen als der Student der Universität oder Technischen Hochschule, der tagtäglich als Hörer zu den Füßen eines Lehrers sitzt und hier schon, wenn er vom Schlage eines Faustschen Famulus ist, des Nachschreibens sich befleißt, „als diktiert' ihm der Heilige Geist". Der Befehl, die Kirche zu hören, wird für den geistig Reifen zu einem Verlangen persönlichen Wahrheitshungers, der einen „Schulzwang" nicht braucht. Die geistige Selbsttätigkeit wird vor der Cathedra des kirchlichen Lehramts ebensowenig lahmgelegt wie vor dem Lehrstuhl der akademischen Wissenschaft. Hören Sie einmal eine theologische Vorlesung, um zu proben, welch eine Welt von Fragen für die Wissenschaft der Dogmen noch zu lösen bleibt! Aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus versteht man auch, warum die Bibel das lebendige Lehramt der Kirche nicht ersetzen kann. Das Buch der Bücher ist uns eine ehrwürdige Größe; ein papierenes Papsttum kann aber einem lebendigen Papsttum nicht gleichwertig sein. Unser ganzes Schulwesen, von der Abcschule bis hinauf zur Hochschule, ist die gewaltige Anerkennung dieser Tatsache, daß auch das beste Lehrbuch den Lehrer nicht entbehrlich macht. Sowenig die Bücherei den akademischen Lehrkörper, sowenig das Bürgerliche Gesetzbuch den Richter ersetzt, ebensowenig die Heilige Schrift das kirchliche Lehramt.

Noch ein Beweisgrund zum ersten theologischen Imperativ. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen. Alles, was im Reiche der wissenschaftlichen Entdeckungen zum Lehrsatz sich verdichtete, ist einmal bloße Hypothese gewesen. Das wissenschaftliche Leben lebt von Hypothesen, das religiöse Leben stirbt an Hypothesen. Für ihr religiöses Leben braucht die Menschheit Felsenboden unter den Füßen, Dogmen ohne Wenn und Vielleicht, feste Thesen, für die man durchs Feuer geht. Die Menschheit braucht eine letzte Stelle, die in dem Hin und Her der Annahmen, in dem ewigen Fragenstellen ohne Fragenlösung das letzte Wort spricht. Mit Skeptizismus und Agnostizismus, mit der

Philosophie des Zweifelns und Verneinens, kann die Welt auf die Dauer nicht leben. „Nur starke Dogmen schaffen starke Völker."

Der zweite theologische Imperativ der kirchlichen Bekenntnistreue heißt sittliche Zucht.

Die sittliche Ordnung aufzubauen, der Menschheit die unvergänglichen sittlichen Werte zu erhalten, lautet ein weiterer Auftrag der Kirche. Dem Richtwort entsprechend: „Lehret die Völker halten, was ich euch geboten habe" (Matth. 28, 20), liegen die sittlichen Gebote und Maßnahmen der Kirche auf der Linie der Gottesgebote. Die kirchlichen Gebote und Verbote sind im Grunde nichts anderes als Ausführungsbestimmungen zu den göttlichen Geboten und Verboten. Das erste und zweite Kirchengebot, an Sonn- und Feiertagen die heilige Messe zu hören, ist eine Ausführungsbestimmung zum dritten Gebot des Dekalogs, den Tag des Herrn heiligzuhalten. Das kirchliche Duellverbot ist eine Ausführungsbestimmung zum fünften Imperativ des Zehngebots: Du sollst nicht töten. Unsere Kommilitonen von der juristischen Fakultät können uns sagen, daß jedes Gesetzbuch zur Einstellung seiner Paragraphen in die wechselnden Zeitverhältnisse eine derartige Rechtsstelle notwendig hat. Das klassische Evangelium dieser kirchlichen Mission ist das Gleichnis vom guten Hirten. Die Predigt über diese Parabel sollte nicht vergessen, daß die Ausdrücke Schafherde und Herdenmensch für moderne und abendländische Ohren einen weniger angenehmen Nebenton haben als für das Morgenland. Die Seele des Vergleichs liegt nach der Auffassung des Evangeliums zunächst darin, daß der Kirche mit der Übergabe des Hirtenstabes die zielklare sittliche Führung der Menschheit in den Spuren des guten Hirten übertragen wurde.

Nun sträubt sich allerdings die moderne Seele gegen jede Art von Bevormundung und Bemutterung. Sie will keine Gardedame, die ihr auf Schritt und Tritt nachgeht, sie fühlt sich mündig und will ihre eigenen Wege gehen. Und doch gehen wir auch auf dem Spaziergang auf Wegen, die andere ge-

baut haben, richten wir unsere Uhr nach der Normalzeit, die andere auf der Sternwarte geregelt haben, und haben nichts dagegen, wenn der Zug, in dem wir fahren, den vorgezeichneten Schienenweg und nicht seine eigenen Wege geht. Als vollkommene, selbständige Gesellschaft besitzt die Kirche, rein juristisch gesprochen, vor allem das oberste Gesellschaftsrecht, die Gewalt nämlich, um im Rahmen ihrer Gesellschaftszwecke Verordnungen zu treffen. Diesen Maßnahmen eignet der Charakter eines verpflichtenden Gebots ebensogut wie den Staatsgesetzen im Rahmen der staatlichen Ordnung. Derartige disziplinäre Kundgebungen im kirchlichen Rechtsgebiet sind also nicht Willkür der Herrschsucht, nicht Entgleisungen der Autorität, sondern ihr gutes Recht.

In der Fassung sind die Ordnungsrufe der Kirche im Ton des unerbittlichen „Du sollst, Du mußt" gehalten, ohne Beifügung eines S'il vous plaît, also wieder Ton vom Tone der Gottesgebote. Die führenden Köpfe der Geschichte waren immer auch harte Köpfe, Männer mit geradem Blick nach dem Ziel, Männer von eiserner Tatkraft, ohne Freude an Zugeständnissen. Die Untergebenen müssen wissen, woran sie sind. Die Mitwelt hat die eiserne Zucht der Kirche manchmal als rücksichtslose Härte gescholten, die Nachwelt hat sie als unerbittliche Folgerichtigkeit bewundert.

Man kann geistig mündig sein, kann aus voller Kehle das Lied vom freien Burschen singen und das Schillerwort, die Freiheit allein brüte Kolosse aus, und kann doch Obrigkeit und Gesetze anerkennen. Ja, es scheint, als ob gerade die Mündigen und Aufrechten mit den gesetzmäßigen Ordnungsstellen sich leichter versöhnten als die Unreifen. Gerade der Mündige weiß, daß ihm eine handfeste Führung in sittlichen Fragen guttut. Dem persönlichen Sittlichkeitsstreben ist damit nicht gewehrt, an die höchsten Aufgaben die Kräfte zu setzen und die Höhenpfade sittlicher Hochziele anzustreben. Dem Hochtouristen ist die eigene Anstrengung nicht erlassen, auch wenn er einen Führer hat und ihm angeseilt ist. Sittliche Zucht ist also ein aktiver, kein pas-

siver Imperativ, gerade wie das Dogma ein Gebot, nicht ein Verbot der Kraftentfaltung.

Der dritte theologische Imperativ der kirchlichen Bekenntnistreue heißt Gnade.

Die Kirche der Apostel hat als Erbin des Kreuzes die dritte Mission, die Völker zu taufen, d. h. durch bestimmte Gnadenmittel zum übernatürlichen Licht und Leben zu erheben. Zu den Höhen keimhaft ewigen Lebens werden die Völker nicht emporphilosophiert, nicht emporkultiviert, sondern emporgetauft. Die Kirche ist und bleibt eine unentbehrliche Wohltäterin der Diesseitskultur, der wirtschaftlichen und wissenschaftlichen, der technischen und künstlerischen; in ihrem ersten und eigentlichen Daseinszweck aber ist sie ein Gotteshaus der Gnade, nicht ein Warenhaus der Diesseitskultur. Gerade unter diesem Gesichtspunkt hat sie für die Kinder des 20. Jahrhunderts eine Zeitaufgabe; denn an Kultur sind wir reich, so reich, daß wir beinahe am Zuviel sterben, aber an Gnade sind wir arm, so arm, daß wir am Zuwenig sterben.

Und doch berühren gerade die Worte Gnade, Gnadenmittel (Sakrament), Gnadenmittlerin den Nerv des modernen Empfindens an seiner empfindlichsten Stelle. „Gott sei mir gnädig" dünkt uns ein Geständnis der Schwäche. Männlicher klingt: „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann." Kraftvoller klingt: Du sollst ohne Schwimmgürtel schwimmen — Sine cortice nata! Und selbst wenn man ein Leben von Gottes Gnaden zu leben gedenkt, warum ein Mittelglied, das mir bestimmte Gnadenmittel vorschreibt und wie eine chinesische Mauer mir den unmittelbaren Weg zu meinem Gott verbaut?

Warum ein Bindeglied im Gnadenleben? Weil der Auftrag an die Apostel, die Völker zu taufen, in seiner Kehrseite ein Befehl an die Völker ist, sich von gesalbten Apostelhänden taufen zu lassen. Die Forderung der eigenhändigen Selbsttaufe und Selbstbegnadigung, die Ablehnung des kirchlichen

Mittleramtes ist also ein Widerspruch gegen das Evangelium. Gnade und Gnadenvermittlung sind Imperative des Evangeliums, sind übrigens auch Gesetze der gesamten Lebensordnung. Unser natürliches Leben ist uns durch Vermittlung der Eltern geschenkt, ist nicht unser eigenes Erzeugnis. Unsere geistige Bildung ist uns durch Buch und Lehrer vermittelt, ist nicht in allem Eigenwuchs und Eigenbau. Was man ist, das bleibt man andern schuldig. Nun aber steht das übernatürliche Leben der Gnade zu dem natürlichen Leben in einer wunderbaren Parallele. Wie die Geburt der Menschenkinder ist auch die Wiedergeburt der Gotteskinder das Werk einer Mittelinstanz, dort der Eltern, hier der Kirche.

Die Überspannung des Persönlichkeitsbegriffs, vielleicht das Modernste am modernen Leben, droht uns den Kirchengedanken zu verfemen. Persönlich und kirchlich gelten vielen als Gegensätze wie Feuer und Wasser. Als ob die Kirche die Werte persönlichen Lebens entwerten und alle Eigenart der Persönlichkeit nach der Schablone der Menge ausgleichen wollte. Im Mutterboden der gleichen Erde wurzelt die Zeder auf dem Libanon, die Eiche im Teutoburger Wald, die Tanne am norwegischen Fjord und die Palme in der libyschen Oase, und alle saugen aus dem Boden der Erde Nährkraft zum Wachstum nach ihrer Art, die Eiche als Eiche, die Zeder als Zeder. Auch die eigenwüchsigen Persönlichkeiten wachsen nicht in der Luft; auch die von Zedernhöhe und die von Eichenkraft brauchen einen Nährboden, ihre Wurzeln darin einzusenken. In den Gnadenmitteln der gleichen Kirche finden sie alle den triebkräftigen Mutterboden zum Wachstum eigenwüchsiger Art. Die Verhältnisformel für Kirche und Persönlichkeit lautet nicht: Je kirchlicher desto unpersönlicher, — je persönlicher desto unkirchlicher; die Gleichung lautet: Je kirchlicher desto persönlicher! In den Gebeten der Kirche kommt das Ich fortwährend zu Wort. In den Liedern der Kirche fluten die Klänge der Psalmen, also die Klänge der Lyrik; Lyrik aber ist die Dichtung des persönlichen Empfindens.

Auch für die andern Gnadenmittel der Kirche, für die Sakramente, ist durch die Einzelspendung, durch Firmung und Lossprechung von Person zu Person, die Behandlung als Einzelwesen besser gewährleistet als etwa durch Gemeindebeichte. Die Kirche steht nicht wie eine chinesische Mauer trennend zwischen Gott und der einzelnen Seele; alle Gnadenmittel der Kirche sollen im Gegenteil die lebensvolle Verbindung zwischen Gott und der Seele einschalten oder noch lebensvoller gestalten. Hat der einzelne an der Hand der Kirche den Weg ins Heiligtum gefunden, wo die Quellen des Heiles rauschen, dann mag er nach Herzenslust persönliche Zwiesprache mit dem Schöpfer seiner Jugend halten. Auch beim Gemeindegottesdienst können die Gebete der einzelnen durchaus persönlich sein, um so persönlicher, je urwüchsiger das Geistesleben des einzelnen gestaltet ist.

Gnade ist mehr als ein Bettelpfennig für Schwächlinge, die sich selber nicht helfen können. Gebet um Gnade ist mehr als ein Geständnis der Schwäche. Gnade ist Kraft aus der Höhe, als Sündenvergebung Entfesselung gebundener Kräfte, als Gnadenzustand eine dauernde Verbindung mit der Wurzel unserer Kraft, als Gnadenbeistand eine vorübergehende Kraftsteigerung in prüfender Stunde. Das klangvolle Sine cortice nata, das gerade im jungen Herzen ein lautes Echo weckt, ist ein zu stark hinkender Vergleich, der die Gnade nicht in Verruf bringen kann. Das Menschenleben ist kein stilles Binnenwasser, wo man wohl den Schwimmgürtel entbehren mag. Das Leben ist sturmgepeitschte hohe See, wo auch der Meisterschwimmer um den Schwimmgurt froh ist, der ihn über Wasser hält, besonders wenn er gegen die Strömung schwimmen muß. Die Lust und Kraft zur Betätigung der eigenen Energien wird durch die Gnade nicht gelähmt oder gar ausgeschaltet. Im Gegenteil. Die Gnade weckt die untätigen, schlummernden Kräfte und steigert die tätigen, wachen Kräfte des Menschen durch Zuleitung göttlicher Kraft. In der Gnade mag auch der Schwächling sprechen: Ich bin ein Held, der Herr hat mich mit Kraft umgürtet.

So wird die Gnade zum Befehl der Tatenlust und Heldenkraft.

Die Kinder des 20. Jahrhunderts haben also wirklich keine Ursache, bei diesem Dreiklang „Dogma, kirchliche Zucht, Gnade" nervös zu werden und derentwegen mit ihrer Kirche oder auch nur mit dem Kirchengedanken in Widerspruch zu kommen. Alle drei sind zugleich Imperative akademischer Hochziele: das Dogma eine Hochschule geistiger Fernblicke, die Zucht ein Höhenweg sittlicher Größe, die Gnade ein Hochaltar übermenschlicher Heldenkraft. Durch ihr Dogma ist die Kirche den Akademikern eine Lehrerin in der hohen Schule ewiger Wahrheiten, durch ihre Kirchenzucht eine Führerin auf sittlichen Höhenpfaden, durch ihre Gnadenmittel eine Hohepriesterin heldenhafter Tatkraft.

2. Die historischen Imperative.

Neben jenen Kirchenmüden, die wegen der theologischen Imperative mit ihrer Kirche auf gespanntem Fuße leben, gibt es eine zweite Gruppe von Kirchenverneinern, die an geschichtlichen Vorkommnissen im kirchlichen Leben Ärgernis nehmen. Die Unterredung unter den Gebildeten wird ebenso wie die Überredungsversuche unter den Ungebildeten nicht müde, mit chamitischer Wollust auf die Blößen der kirchlichen Vergangenheit und Gegenwart hinzuweisen und damit unsere Zeitgenossen in eine schiefe Stellung zur Kirche zu drängen. Mit ein paar Augenblicksaufnahmen aus der Kirchengeschichte prägen und begründen wir deshalb im Anschluß an die drei theologischen eine Dreizahl von historischen Imperativen der kirchlichen Bekenntnistreue. Der erste davon leitet sich ab aus der Licht- und Segensfülle der kirchlichen Vergangenheit.

Mit einer wunderbaren Ausdehnungskraft hat sich die kirchliche Lehre ohne Buchdruckerkunst, ohne Presse, ohne den Weltverkehr von heute und die andern modernen Propagandamittel die Welt erobert. Die Christianisierung der Welt bleibt die lichtvollste Tat der Weltgeschichte. Die Kirche kam zum

Stammvolk des Aristoteles und Plato mit einer Lehre, die den „Weisheit suchenden" Hellenen auf den ersten Blick als Torheit erscheinen mußte, und doch beugten sich die Geistesgrößen vom Areopag vor der „Torheit" von Golgatha. Der große Missionär von Hellas, der feuergeistige Paulus, hat in den zwei Eingangskapiteln seines ersten Briefes an die Korinther dieses Rätsel der Weltgeschichte, den Sieg der Torheit über die Weisheit, kräftig unterstrichen. Die Kirche kam zu den Römern, zu den Herren der Welt am goldenen Meilenstein des Forums mit einer Lehre, die aus Galiläa, aus einer Winkelprovinz des römischen Weltreiches, stammte und den Römern schon wegen dieses jüdischen Ursprungs barbarisch erscheinen mußte, und doch beugten sich die weltstolzen Römer, die Eroberer von Jerusalem, vor Jesus von Nazareth, dem König der Juden, — ein zweites Rätsel der Weltgeschichte, der Sieg der Schwachheit des Kreuzes über die römische Weltmacht. Die Kirche kam zu den Germanen, den kampf- und jagdlustigen Recken, mit der Lehre von dem Lamme, das sich lautlos an der Schlachtbank opfern ließ. Wäre ihnen der Erlöser der Welt im Gewande eines Kriegsherzogs oder wenigstens eines wilden Jägers vorgestellt worden, die germanische Seele hätte ihm zugejubelt. Ein lautlos geopfertes Lamm aber als Retter der Welt war den Germanen ein Rätsel und ein Ärgernis, und doch beugten sie sich vor dem Lamme, schmiedeten ihre Schwerter in Pflugscharen um und ihre Lanzen in Rebmesser und wandelten im Lichte des Herrn. Der weltgeschichtliche Sieg der Torheit über hellenische Weisheit, der Schwachheit über römische Weltmacht, der Lammesgeduld über germanische Kampfslust mag auch dem blöden Auge beweisen, daß die Ausbreitungskraft der kirchlichen Mission nicht das rein natürliche Ergebnis geschichtlicher Gegebenheiten oder menschlicher Berechnungen war. Anders als der Arianismus und Islam hat die Kirche sich ihren Platz an der Sonne erobert, nicht mit den politischen Machtmitteln des Staatskirchentums, nicht mit den militärischen Machtmitteln türkischer Glaubensraserei, nicht durch

Zugeständnisse und Erleichterungen in bezug auf Ehelosigkeit und Fasten und Beichten und unauflösliche Ehe und Gelübdehalten.

Die Kirche hat die Welt nicht bloß erobert, sie hat die Welt auch neu gestaltet, mit dem Sauerteig einer neuen Weltanschauung innerlich erneuert. Der neue Wahrheitsgehalt der kirchlichen Mission gab der Menschheit endlich die Lösung der „qualvoll uralten Rätsel" und führte sie in religiöser Wiedergeburt aus dunklen Tiefen zu lichten Höhen. Die neue Sittlichkeit der Bergpredigt zog endlich scharfe Grenzen zwischen Licht und Finsternis und gab dem Meineid und Treubruch und den andern Totengräbern der Menschenwürde den richtigen Namen. Die kirchlichen Grundsätze von Arbeit und Familie, von Autorität und Bruderliebe, vom Recht des Eigentums und vom Recht der Ausgestoßenen haben die neue soziale Ordnung am Richtscheit des Evangeliums aufgerichtet. Eine Niederlassung in der Größe eines Makrokosmos, hat sich die Kirche in die Trümmer der alten Welt eingebaut, und heute muß ihr die Kulturgeschichte das Zeugnis geben: Kirche der Päpste, du bist die gesegnetste Tatsache der sozialen Kultur! Auch die außerkirchliche, heute von der Kirche bewußt losgelöste Zivilisation hat in ihren Kindestagen die Muttermilch der Kirche getrunken. Selbst abgesehen von jenen öffentlichen Büchereien und Kunstsammlungen, deren erster Reichtum in enteigneten Klosterbüchereien und kirchlichen Kunstschätzen besteht, enthält der gesamte Güterbestand der heutigen Kultur ungezähltes säkularisiertes Kirchengut.

Wie es aber der schönste Vorzug der geistigen Güter vor den wirtschaftlichen Gütern bleibt, daß das Weitergeben den Geber nicht ärmer macht, so ist auch die Kirche über aller Kulturarbeit nach außen an innerer Lebenskraft nicht ärmer geworden. Revolution und Säkularisation, Gallikanismus und Protestantismus und hundert andere Stürme haben ihr tiefe Wunden geschlagen; ein Körper, der solche Eingriffe in sein Leben aushält, ohne sich dabei zu verbluten, muß unerschöpfliche innere Lebenskraft besitzen. Aus der Fülle inneren Lebens ist auch jene unverwüstliche Ge-

staltungskraft geboren, womit die Kirche ihre Liturgie, ihr Ordenswesen, ihre Baustile in immer neuen farbenbunten Spielarten weltgeschichtlich ausgestaltet. Lassen wir doch auch hierfür das Goethewort gelten: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben."

Aus diesen licht- und lebensvollen Tatsachen der kirchlichen Vergangenheit formuliert sich der erste historische Imperativ: Seid stolz auf eure Kirche, die von der Majestät einer großen Vergangenheit umleuchtet ist! Wer Augen hat, zu sehen und Größenverhältnisse abzuschätzen, muß seine Kirche grüßen, wie König Lamuel seine Mutter grüßte: „Du hast sie alle übertroffen" (Spr. 31, 29). Du senkst deine Wurzeln in das Erdreich des Evangeliums, du hast die Welt erobert, du bist die unbezwungene, jungfräuliche Festung der Weltgeschichte, du hast ein Reich gegründet, in dem die Sonne nicht mehr untergeht, du bist seit der Auferstehung Christi das größte Wunder der Weltgeschichte! Für die meisten Menschen, die nicht den wissenschaftlichen Umweg machen und mit den Beweisen der gelehrten Apologetik die Wahrheit der Offenbarung sich klarstellen können, wird die Wundertatsache der Kirche in abgekürzter Beweisform die Brücke zum Credo schlagen. Man kann der katholischen Seele nicht gerecht werden, wenn man ihr diesen Stolz auf ihre Kirche nicht ein wenig nachzufühlen versteht.

Mit weitgeöffneten Augen lassen wir die Lichtfülle der kirchlichen Vergangenheit auf uns einwirken, ohne vor den Schatten im Bilde die Augen zu verschließen. Die Liebe zur Kirche macht nicht blind, sondern sehend. Es wäre einseitig, alles, auch das Kleine, in der Kirche groß, und alles, auch das Große, außerhalb der Kirche klein zu nennen; es ist aber ebenso einseitig, alles Innerkirchlich-Große zu verkleinern und alles Außerkirchlich-Kleine zu vergrößern. Wenn die Seher der Vorzeit auf das Reich Gottes zu sprechen kamen, erschien es ihnen ganz in Licht getaucht, und nichts als Herrlichkeit war darüber gebreitet, während ringsum Dunkel die Völker bedeckte. Heute gibt es Geschichtschreiber, „rückwärts gekehrte Propheten", in deren Spiegel die

Weltreiche in eitel Licht und Herrlichkeit erstrahlen, während dunkle Schatten das Gottesreich bedecken. Es ist ein unheimlicher, beinahe völkerpathologischer Zug der Zeit, das Bild der Kirche nur im Hohlspiegel zu betrachten und dann am Zerrbild sich zu weiden. In der Lesemappe mancher Lesezirkel ist unter zehn kirchenkalten Zeitschriften nicht eine einzige katholische Zeitschrift zu finden. In Bücherkatalogen, in denen Antiquare den Büchernachlaß von Gelehrten von Ruf zum Verkauf anboten, habe ich unter so und so viel jesuitenfeindlichen Schriften nicht eine einzige katholische Verteidigungsschrift gefunden. Das ist keine wissenschaftliche Sachlichkeit. Den Höhepunkt der Schattensucht aber würde es bedeuten, wenn selbst die akademische Jugend, die Wehrkraft des Optimismus, die jeder Schwarzseherei ein Pereat singen sollte, von diesem Zug der Zeit angesteckt würde.

Der zweite historische Imperativ der kirchlichen Weltanschauung lautet also: Laßt euch nicht durch geschichtliche und vollends nicht durch ungeschichtliche Tatsachen trüber Färbung an eurer Kirche irremachen! Ein gebildeter Mann muß imstande sein, eine einzelne Begebenheit oder Persönlichkeit in den Rahmen der betreffenden Kulturverhältnisse einzustellen, die immer, mehr oder weniger, auf die Kinder der Zeit abfärben. Deutsche Romfahrer urteilen mit katonisch-strenger Richtermiene über einzelne von Päpsten bestellte Brunnen- und Grabfiguren der mittelalterlichen Roma, und sollten doch wissen, daß diese naturalistische Kunstrichtung in der Geistesverfassung der Renaissancezeit im allgemeinen lag. Unsere Altphilologen könnten einen Tiberstrom von Tränen weinen, weil die Päpste seit Sixtus V. auf dem römischen Forum, wo Cicero seine Reden hielt, Gras wachsen und sogar die Märkte für die brüllenden Campagnarinder abhalten ließen; und doch war dieser beweinenswerte Mangel an Sinn für das Altertum eine allgemeine Schwäche der Zeit bis in die Tage des siebten Pius. Jahrhundertelang, auch noch lange nach dem Jahr 1517, waren die Naturwissenschaften, die Lieblinge der neuesten Zeit, als Stiefkinder behandelt; das lag im Geiste

der Zeit. Die Fehler eines einzelnen Kulturzeitraumes können also nicht ohne weiteres auf den Schuldbrief der Kirche gesetzt werden.

Noch viel weniger die Sünden einer einzelnen Person, und wäre sie ein kirchlicher Würdenträger. Wo Menschen die Hand im Spiele haben, wird das Homo sum Geltung behalten, werden Eifersucht und Streitsucht, Ehrsucht und Genußsucht, Mißbrauch des Amtes und Frevel am Heiligtum nie ganz aussterben. Der einzelne Diener des Altars, der innerhalb des Heiligtums über die Gesetze der liturgischen Würde oder außerhalb desselben über die Formen des gesellschaftlichen Lebens sich hinwegsetzt, — der einzelne Ablaßprediger, der mehr auf Geld als auf Reue sieht, — der einzelne Beichttyrann statt Beichtvater, — der einzelne Inquisitor, der mit einer Schroffheit vorgeht, die nicht im Geiste seiner Kirche liegt, — der einzelne ist doch nicht die Kirche, und die sittlichen Entgleisungen eines einzelnen Kirchenrates sind doch nicht Entgleisungen der Kirche, sowenig die Irrfahrten eines einzelnen Staatsrates Irrfahrten des Staates sind, sowenig der Tod eines einzelnen Medizinalrates der Tod der Medizin ist. Wegen einer einzelnen faulen Beere wirft man doch nicht gleich die ganze Traube weg, und wegen eines einzelnen unfruchtbaren Weinstocks hackt man nicht gleich den ganzen Weinberg um. Es ist ein Verbrechen an der geschichtlichen Vollwahrheit, wenn Gassenhetzer aus der ganzen Kirchengeschichte vom ersten Petrus bis zum zehnten Pius nichts wissen als die Geschichte des sechsten Alexander und des zweiundzwanzigsten Johannes und ein Dutzend Schlagwörter wie Sizilianische Vesper und Bartholomäusnacht, Inquisition und Bücherverbot, Tetzel und Galilei, mit denen sie landauf, landab hausieren gehen. Akademisch Gebildete, die von den Schatten der Kirchengeschichte heute so viel zu lesen und zu hören bekommen, sollten sich einmal im Leben die Zeit nehmen, nach einem kurzen Handbuch oder an der Hand einer theologischen Vorlesung systematisch eine ganze Kirchengeschichte durchzuarbeiten, um die grau in grau ihnen vorgemalten Einzeltatsachen in das Gesamtbild einstellen zu können. Die Geschichte der Kirche als Gesamtbild ist

ein überwältigendes Gemälde göttlicher Kraft und Treue, und selbst auf die Schatten menschlicher Schwäche und Untreue möchte man das Augustinuswort anwenden: O felix culpa! Denn gerade dadurch ist bewiesen, daß die Kirche von Menschenhänden nicht gebaut wurde und darum auch von Menschenfehlern nicht zerstört werden konnte.

Ein dritter historischer Imperativ fordert auf Grund der kirchlichen Vergangenheit den Glauben an die Zukunft der Kirche. Man singt es den gebildeten Katholiken heute in allen Tonarten vor: „Was bleibt ihr an Bord eines sinkenden Schiffes? Eure Kirche ist dem Zeitgeist verschworen abhold und geht in Fragen des Kulturfortschritts in bleiernen Schuhen; darum wird die Kultur der Zukunft mehr und mehr die Bahn der Kirche verlassen." Meine Herren! Das Schifflein Petri wird nicht von den Zeitströmungen getragen. Es ist wahr, die Kirche lehnt alle auf Kosten des Evangeliums geschlossenen Vergleiche mit dem Zeitgeist ab und gibt von dem Krongut der ihr anvertrauten Offenbarung keiner Zeit und keiner Kultur zulieb auch nur ein Jota preis. Aufrichtige bürgerliche Duldsamkeit gegen alle, die mit uns unter dem gleichen Kreuze, unter der gleichen Krone, unter der gleichen Sonne leben, ist ein lautes Gebot der Zeit; denn es hat zuweilen den Anschein, als ob alle guten Geister des Friedens die Welt des 20. Jahrhunderts verlassen wollten. Nicht minder ist aber auch die unerbittliche Folgerichtigkeit in Glaubensfragen, dogmatische Unduldsamkeit geheißen, den glaubenzerstörenden Mächten gegenüber von der Zeit geboten. Wer sich im Besitze des echten Ringes weiß, kann den Besitzern der andern Ringe nie das Zugeständnis machen: Ihr seid ebenso wahr und echt wie ich.

Die Glaubensneuerung, die erst an der Schwelle der neuen Zeit in geschichtliches Dasein trat, ist von Haus aus mehr Geist vom Geiste der neuen Zeit, infolge dieser Seelenverwandtschaft dem Zeitgeiste gegenüber willfähriger und beweglicher, freilich auch abhängiger von ihm in ihren Daseins- und Entwicklungsbedingungen.

Die katholische Kirche ist alter Adel, der Uradel des Evangeliums. In den Wappenbildern der alten Adelsgeschlechter sind die Löwen und Adler altertümlich gezeichnet, ganz anders als man heute Löwen und Adler zeichnet, ohne daß ein geschichtlich gebildeter Mann diese alten Adelsgeschlechter deshalb als mittelalterliche Trümmer anspricht. So kann auch unsere Kirche trotz ihrer Altertumsspuren und ihres Festhaltens an alten Überlieferungen oder gerade derentwegen als der Uradel des Evangeliums in Ehren vor der neuen Zeit sich sehen lassen.

Die Kirche ist, wie oben gesagt, in erster Linie eine Hüterin der Gnadenkultur und deren Ewigkeitsgüter. Wohl hat sie auch für Brückenbau und Eisenbahn und die andern Zeitgüter der weltlichen Kultur einen besondern Segen und wahrhaftig an den Hauptwerken der Wissenschaft und Kunst ihren redlichen Anteil. Sie kann sich aber nicht mit der Kultur einer einzelnen Zeit auf Leben und Tod verbünden. Wenn die Zeichen der Zeit nicht trügen, hat die Menschheit der nächsten Zukunft neben der Aufgabe, die Kultur weiterzuführen, die zweite, dringlichere Aufgabe, den heutigen Kulturbestand gegen die zerstörenden Mächte des Umsturzes zu verteidigen. Dafür wird sich zwischen dem Nord- und Südpol keine bessere Hilfsmacht finden lassen als die katholische Kirche. Das wird die größte Kulturaufgabe der Zukunftskirche werden.

3. Die sozialen Imperative.

Die Kirche ist kein Eiland im Weltmeer, sie ist nach einem biblischen Titel tiefen Sinnes eine „Stadt auf dem Berge“ (Matth. 5, 14). Eine Stadt ist ein Gemeindewesen, das nach außen (in den Tagen des Evangeliums) durch feste Mauern abgegrenzt, nach innen durch eine feste Gemeindeordnung einheitlich organisiert ist; eine Stadt auf dem Berge ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen, das den Wanderern und Karawanen im Tale zum Wegweiser dient und zur Einkehr ruft. Als Stadt auf dem Berge ist also die Kirche ein sozialer Organismus, nach außen

wie nach innen in ein weitverzweigtes Verkehrsnetz sozialer Beziehungen hineingestellt.

Der sozialste Glaubenssatz des kirchlichen Lehrsystems, ein jubelndes Hosianna des sozialen Gedankens ist das Dogma von der Communio Sanctorum, von der Gemeinschaft der Erlösten. Der Sinn dieses Dogmas ist: Es besteht zwischen den drei Provinzen des einen Gottesreiches, zwischen der streitenden Kirche des Diesseits, der leidenden und triumphierenden Kirche des Jenseits ein unlöslicher Dreibund; noch mehr, es besteht unter all den Milliarden der die Erde und den Himmel umfassenden Kirche eine lebensvolle, organische Verbindung wie zwischen Haupt und Hand und Fuß des gleichen Leibes. Da werden durch warm pulsierenden geistigen Blutumlauf die Verdienste und Fürbitten der einen den andern zugeleitet. Da werden alle Interessen und Abstände ausgeglichen und selbst über die Klüfte des Todes die Brücken der Liebe geschlagen. Wenn aber nicht einmal die Verbindung mit den Toten gelöst wird, dann müssen um so mehr die Lebenden, die in den Bürgerlisten der gleichen Civitas Dei eingetragen sind und mit der Communio Sanctorum in lebendiger Beziehung stehen, auch unter sich wie Brüder der gleichen Familie, wie „Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes" (Eph. 2, 19) verbunden bleiben. Die Lehrsätze von der Civitas Dei und Communio Sanctorum erhalten also die Tonfarbe eines sozialen Imperativs, der mit majestätischem Ernst alle Absonderungsgelüste und Inselbildungen verbietet und nachdrücklich den Gemeinschaftsgedanken fordert.

Dieser kirchlich-soziale Gemeinschaftsimperativ richtet sich an verschiedene Anschriften. Zunächst an die Anschrift der einzelnen Völker. Im Evangelium hält der Herr dem Nikodemus, einer Berühmtheit der damaligen Gelehrtenwelt, eine ganze Nacht hindurch ein denkwürdiges Privatissimum mit lauter tiefschürfenden Sätzen und Beweisen, für Nikodemus, den Gelehrten, also mit einer tiefpersönlichen Note. Dem römischen Hauptmann gibt der

nämliche Herr in wenigen Worten, kurz wie ein militärischer Befehl, statt langer, tiefschürfender Beweise den Tatsachenbeweis mit einem Wunder — eine Lehrweise, die pädagogisch meisterhaft der römischen Eigenart angepaßt ist. Auch in diesem Punkte Geist vom Geiste des Evangeliums, hat die Kirche der guten Eigenart der einzelnen Völker so gut wie der Eigenart der Einzelwesen den Heimatschein in der Civitas Dei nicht verweigert. Katholisieren heißt nicht gleichmachen. Die katholische Kirche geht nicht wie alle andern Religionsgemeinschaften der alten und neuen Zeit in einem einzelnen Volke auf, auch nicht in dem italienischen und französischen Volke. Eine internationale Weltkirche, ohne aber die nationalen Grenzen zu verwischen und die völkischen Werte außer Geltung zu setzen, läßt sie der guten Eigenart des völkischen Ich so gut wie der des persönlichen Ich die Bahn der Entwicklung frei. Wir Deutsche dürfen also nach unserer guten deutschen Art unsern Katholizismus betätigen und brauchen nicht nach der uns fremden Art der lebhafteren Romanen uns umzubilden. Im deutschen Blut liegt nun einmal die unheimliche Lust am Kritisieren; manchmal offenbart sich aber im Kritisieren mehr Anteilnahme an einer Sache als im stolzen Darüberhinweggehen. Nein, die deutschen Katholiken sind keine Katholiken zweiter Güte, die katholische Kirche in Deutschland ist keine Trümmerstätte der Bonifatiuskirche.

Wenn freilich die an sich berechtigte persönliche Eigenart in Subjektivismus und die an sich berechtigte völkische Eigenart in Chauvinismus ausartet und damit ein zerstörendes Element im Volksleben beziehungsweise im Völkerleben wird, dann verbietet der Imperativ von der Gemeinschaft der Erlösten, eine Forderung des sozialen Ausgleichs, den einzelnen Völkern, in die Mauern der Civitas Dei Breschen zu legen. Dieser Befehl richtet sich nicht gegen die völkische Art, wohl aber gegen die maßlosen Ausartungen, nicht gegen die berechtigten völkischen Bestrebungen, wohl aber gegen die den Gemeinschaftsverband lockernden Sonderbestrebungen.

Der Imperativ der Communio Sanctorum wendet sich mit einer kirchlich-sozialen Forderung zweitens an die Anschrift der katholischen Studenten und Studentenkorporationen. Die Bücherverbote der Indexkongregation gehören zu jenen kirchlichen Maßnahmen, die einem modernen Musensohn am schwersten in den Kopf gehen. Daß vor wenigen Tagen die Leitung der schweizerischen Bundesbahn den Vertrieb des „Simplicissimus" auf den Schweizer Bahnhöfen verbot, daß die deutsche Polizei an unsern Landesgrenzen, besonders an der Südwestgrenze, eine sehr strenge Bücherüberwachung handhabt, daß in weiten Kreisen nicht nur einzelne Bücher, sondern alle Catholica auf einem romfeindlichen Verzeichnis verbotener Bücher stehen, sei nur nebenbei erwähnt. Hier soll die Tatsache und Tätigkeit der römischen Indexkongregation nur in das Licht des sozialen Gemeinschaftsgedankens gerückt werden. Wenn ein Buch, das vielleicht in der besten Absicht geschrieben wurde, nach dem Urteil der verantwortlichen Stellen geeignet erscheint, die Geister zu verwirren und den Glauben oder die Sitte zu gefährden, muß mit Rücksicht auf die Gesamtheit davor gewarnt werden. Kein geordnetes Gemeinwesen kann derartige Ordnungsstellen und Ordnungsrufe entbehren, auch das staatliche Gemeinwesen nicht. Der einzelne kann sich für seine wissenschaftlichen Studien Erlaubnis, auch lebenslängliche Erlaubnis einholen, verbotene Bücher zu lesen. Das Bücherverbot ist also kein Hemmschuh wissenschaftlichen Arbeitens, kein Sperrgesetz geistiger Fortbildung. Aus meiner Studentenzeit erinnere ich mich gut, wie uns jungen Semestern die Pulse klopften, wenn Hettinger im Kolleg über die Kirche sprach. Einmal aber klopften den Würzburger Studenten die Pulse noch lauter: An einem Mittwoch, am 1. März 1899, hatte Hermann Schell das Dekret der Indexkongregation unterschrieben, das seine Bücher getroffen hatte, und am Sonntag darauf bestieg er die Kanzel der Universitätskirche und sprach im Anschluß an einen Text aus dem hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17, 11) von der Einordnung des einzelnen in die kirchliche Einheit. Unter

diesem sozialen Gesichtspunkt — die Pflicht des einzelnen, in die Gesamtheit sich einzuordnen — verliert also sogar der Index seinen Stachel.

Aus Studentenkreisen ist lauter und lauter der Ruf nach eigenen akademischen Gottesdiensten und eigenen akademischen Seelsorgern ergangen. Die Akademiker haben ihre eigenen Fragen, sprechen ihre eigene Sprache und brauchen eine eigene Führung, um unter der Wucht der neuen Ideen, die besonders in den ersten Semestern auf sie einstürmen, aufrechtständig zu bleiben. Wie für die Soldaten in größeren Garnisonen wird überall an Hochschulen mit einer größeren Zahl katholischer Studenten ein eigener Gottesdienst mit einer Zwanzig-Minuten-Predigt eingerichtet werden müssen. Wer die geistige Luftschicht kennt, in der unsere Kommilitonen atmen, wird ihnen auch den weitergehenden Wunsch nach einem besondern akademischen Seelsorger nachfühlen können. Der Grundsatz der Standesorganisation, der in der sozialen Bewegung auf die Standesgenossen wie ein Magnet gewirkt und zu schönen Erfolgen geführt hat, wird sich auch als Standesseelsorge bewähren. Der Pfarrklerus, in den Universitätsstädten mit andern Arbeiten bereits bis zur Überfracht beladen, würde die besondere Studentenseelsorge, die sehr viel freie Zeit voraussetzt, als unerträgliche Arbeitszulage empfinden. Nur eine eigene, wirtschaftlich sorgenfrei gestellte priesterliche Kraft hat die Zeit, für Studentenbesuche eine unbegrenzte Sprechstunde anzusetzen, in freundschaftlichem Verkehr in der Berufsfrage und andern persönlichen Fragen zu beraten, in Stunden religiöser oder moralischer Kämpfe und seelischer Gedrücktheit die Hand zu reichen, gegebenenfalls auf dem Trümmerfeld entwurzelter Jugendkraft des Samariteramtes zu walten, am Ausbau eines akademischen Wohnungsamtes und für äußerste wirtschaftliche Not auch einer Unterstützungskasse mitzuarbeiten, mit den Amtskollegen in andern Universitätsstädten, mit den Religionslehrern der Mittelschulen und natürlich auch mit der allgemeinen Pfarrseelsorge Fühlung zu halten. Das alles reicht, um ein Priesterleben apostolisch reich

auszufüllen. Die Akademiker dürfen aber nicht vergessen, daß der Hauptton der Studentenseelsorge auf der Hebung des Gnadenlebens durch den Empfang der heiligen Sakramente ruht. Nach seinen persönlichen Eigenschaften muß der Studentenseelsorger, der mit der Zeit die persönlichste Form der Seelsorge darstellen wird, seine Theologie, seine Zeit und seine Studenten verstehen. Er muß wissenschaftlich gerüstet, religiös abgeklärt, für die Kirche begeistert, in seiner ganzen Persönlichkeit der großen Aufgabe gewachsen und dem Studenten seelenverwandt sein, denn Diamant läßt sich nur mit Diamant abschleifen.

P. Schulte hat in seinem vortrefflichen Buch „Die Kirche und die Gebildeten" der Standesseelsorge nachdrücklich das Wort geredet, aber ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, daß dadurch die einzelnen Stände dem gottesdienstlichen Gemeindeleben nicht ganz entfremdet werden dürfen. Der soziale Zusammenhang mit der Civitas Dei und der Communio Sanctorum verbietet, Kirchen neben die Kirche zu bauen. Auch der besondere akademische Gottesdienst darf die Akademiker nicht ganz und gar von dem kirchlichen Gemeinschaftsleben abschneiden. Wir wollen nicht Inseln bilden, nicht Brücken abbrechen, während die sozial-studentische Bewegung sich erfolgreich bemüht, zwischen den akademischen Insulanern und dem Volksganzen Verbindungsbrücken herzustellen. Die private und geschlossene Teilnahme an der Fronleichnamsprozession und andern besondern Kundgebungen katholischen Lebens reihen die Akademiker unbeschadet ihrer eigenen Seelsorge wieder in das Volksganze ein. Der majestätische Imperativ der Communio Sanctorum vermag also auch hier den Ausgleich zu schaffen.

Die katholischen Studentenkorporationen, die in der Bannmeile der deutschen Universitäten mit verschiedenfarbigen Standarten ihre Zelte aufgeschlagen haben, entfalten gerade durch die Buntfarbigkeit ihres Verbindungsgedankens eine große Werbekraft, um den akademischen Nachwuchs zu ihren Fahnen zu rufen.

Auch hier hat die Eigenart ihr gutes Recht, auch hier haben wir am farbigen Abglanz das Leben. Der soziale Imperativ von der Communio Sanctorum legt aber auch hier einen Einspruch ein gegen übertriebene Absperrungsgelüste auf der einen oder andern Seite. Unter dem höheren Gemeinschaftsnenner des „katholischen" Studenten müßten sich die einzelnen Korporationsstudenten wieder zusammenfinden, von einer Flamme angefacht, und unter dem gemeinsamen Beiwort der „katholischen" Einheit müßten sich die einzelnen Verbände verbunden fühlen wie Zelte im Umkreis des gleichen Königszeltes. Verbindungen und Vereine sollen, wenn ihr Name ihnen Programm ist, verbinden und vereinigen, nicht absplittern und alleinstellen. Es liegt also wohl auf der Linie meines Themas, dem Münchener Akademiker-Ausschuß, der in dem Gedanken einer Civitas Dei academica alle akademischen Bürger ohne Unterschied der Korporationsfarbe zusammenruft, als einer sozialen Prachttatsache dauernden Bestand zu wünschen und die alten Herren der verschiedenen Kartelle zu bitten, im späteren Leben nicht wie feindliche Brüder aneinander vorbeizugehen. Solange wir eine Kette von Inseln bilden und nicht als Festland uns fühlen, so lange ist uns das soziale Evangelium, das in der Communio Sanctorum liegt, eine tote Formel geblieben.

Der sozial-kirchliche Imperativ der Civitas Dei wendet sich noch an eine andere Anschrift. Die Psalmen singen von einer glücklichen Stadt, deren Mauer keine Risse hat (Ps. 143, 14), und die Weltgeschichte sagt uns, daß die unheilvollsten Kriege Bürgerkriege, nicht Kriege gegen äußere Feinde waren. Das Wort von der Kirchengemeinschaft der Erlösten ist eine Kundgebung des Friedens an die Bürger der Civitas Dei. Die Glaubenslehre von der alleinseligmachenden Kirche hindert uns nicht, weitherzig über die Stadtmauern hinweg auch jene Außenstehenden dem Geiste nach als Mitbürger zu grüßen, die ohne ihre Schuld nicht zum äußeren Verband unserer Kirche gehören, die aber in gutem Glauben leben und Gottes Willen zu erfüllen

und zu erforschen bereit sind; wie kann es da engherzigen, unberufenen Torwächtern in den Sinn kommen, Glaubensbrüdern intra muros das Heimatrecht in der Stadt Gottes mit raschem Urteil abzusprechen, wie wenn es Griechen innerhalb Trojas wären? Die Kirche will im Geiste des guten Hirten sammeln, was zerstreut ist; wer zerstreut, was gesammelt ist, handelt nicht im Geiste seiner Kirche. Es ist also unkirchlich, den Höhepunkt der Kirchlichkeit darin zu erblicken, daß man an der Kirchlichkeit der Glaubensbrüder zweifelt. Im 20. Jahrhundert gibt es eine achte Todsünde, das Mißtrauen gegen den Bruder, und ein sechstes Kirchengebot: Du sollst bei andern so lange guten Willen voraussetzen, bis der böse Wille bewiesen ist! Unsere Laienapostel, die als Kämpfer um die heiligsten Güter des katholischen Volkes in die Bresche traten, haben es nicht verdient, daß man ihnen durch Anfeindung aus den eigenen Reihen die Freude an der öffentlichen Arbeit verkümmere.

* * *

Meine Herren! Die Gebildeten von heute haben keinen leichten Stand, die Kirchenfreudigkeit ihrer Jugend sich sozusagen täglich neu zu erkämpfen gegen ein Heer von Kräften, das sie mehr und mehr ihrer Kirche zu entfremden sucht. Haben wir es nicht erlebt, daß ein Rundschreiben des Heiligen Vaters verurteilt wurde, bevor es im Wortlaut erschienen war, und erleben wir es nicht immer wieder, daß alles, was den römischen Stempel trägt, von vornherein abgelehnt wird? Das Volk der Denker sollte sich schämen, ewig in diesen Vorurteilen gegen die Kirche verkeilt zu bleiben. Dem Zug der Zeit, durch Volkshochschulkurse und andere gemeinwissenschaftliche Veranstaltungen von der Hochschule Wege ins Volksleben zu bahnen, liegt gewiß eine edle soziale Absicht zugrunde. Es kann aber auch das Volkstümlichmachen der Wissenschaft die Gefahr mit sich bringen, ein wissenschaftlich angehauchtes Proletariat zu züchten. Ein Baumwolle-Reisender, der einen dreiwöchigen oder gar nur dreitägigen Lehrgang

über monistische Weltanschauung mitgemacht hat, besitzt damit noch keinen Befähigungsnachweis, die schwersten Fragen des kirchlichen Lebens gegen alle Theologen rechts und links vom Rheine von kurzer Hand zu erledigen.

Am allerleichtesten werden durch die Vorurteile die Leitsterne kirchlicher Weltanschauung am *Himmel der akademischen Wanderjahre* umdüstert. Die Jugend, „rasch fertig mit dem Wort", ist für umstürzende Anschauungen, für auseinanderdrängende Kräfte immer leichter zu haben. Darum bleibt die Stunde gesegnet, die wenigstens einige von diesen Vorurteilen zerstreut und damit gegen alle uns mißtrauischer gemacht hat. Im Laufe der Studien, gerade der ernstesten Studien, wird es auch nicht ausbleiben, daß zwei scheinbar sich ausschließende Gewißheiten, ein Satz der Kirche und ein Satz der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft, vor unserem Auge nebeneinander stehen. Um da die Brücke zwischen beiden zu finden, um überhaupt in religiösen Fragen uns Klarheit zu schaffen, müssen wir als ehrliche Wahrheitssucher in die rechte Schmiede gehen. Wo die persönliche Auskunftei fehlt, werden in solchen Stunden religiöser Krisis die Bücher von Esser-Mausbach, „Religion, Christentum und Kirche", und von Ignaz Klug, „Lebensfragen", beste Dienste leisten.

Studium und Lesen, Vortrag und anderweitige geistige Aufklärung werden freilich für sich allein die auseinanderdrängenden Kräfte der Zeit nicht außer Kraft setzen. Wir müssen *zusammenhaltende Kräfte* einschalten, wir müssen uns in die Gnadenwelt des kirchlichen Lebens stellen. Das ist *der letzte und persönlichste Imperativ* der kirchlichen Bekenntnistreue: *Mit der Kirche leben!* Mit der Kirche das Miserere der Fastenzeit, das Alleluja des Ostertages beten und die andern Gottesdienste des Kirchenjahres feiern! Mit der wallfahrenden Kirche wallfahren, mit der geketteten Kirche trauern, mit der triumphierenden Kirche triumphieren! Es ist vielleicht dem Akademiker nicht so leicht, über die liturgischen Gebräuche der Kirche ohne innere Krisis mit sich ins reine zu kommen, weil, abgesehen von der

kirchlich abgekühlten Luft des 20. Jahrhunderts im allgemeinen, der rein geistige Studienbetrieb der Universität die äußeren, vielfach dramatischen Formen der Liturgie leicht als weniger akademisch erscheinen läßt. Konvertiten haben in ihren alten Tagen Latein gelernt, um die Meßgebete in der gewaltigen Sprache der Kirche mitbeten zu können. Es gibt tatsächlich keine tieferen, kraftvolleren Gebete als diese Orationen im römischen Meßbuch. Eine andere einende Hilfskraft kirchlichen Lebens ist der Akademische Bonifatiusverein, der uns einen kleinen Einblick in die Weltmission der Kirche gibt und uns die Sorgen und Missionsaufgaben der Kirche ein wenig mitfühlen läßt. Durch die Akademiker-Kongregation, die ein wahrer Taufbrunn des Laienapostolates ist, und durch Studentenexerzitien vollends, durch Geistesübungen in der Hochschule der Einsamkeit, wird das innere Verhältnis des Akademikers zur Kirche harmonisch abgeklärt, und das Sentire cum Ecclesia unauslöschlich tief in die Seele geprägt.

Millionen von klaren Köpfen sind bei der Kirche in die Schule gegangen und haben vor dem Lehrstuhl dieser Alma mater Antwort auf ihre Fragen gefunden. Millionen aufrechter Männer haben an ihrer Hand und in der Kraft ihrer Gnadenmittel die Höhenwege sittlicher Größe und ewiger Charakterwerte erstiegen, viele von ihnen so hoch, daß tief unter ihnen in wesenlosem Scheine das Gemeine lag. Millionen ehrlicher Gottsucher sind zur Kirche gekommen: Mutter, du trägst in der Hand den Kelch des Heiles und die Schlüssel des Himmelreichs, öffne uns die Pforte des Lebens! Auf der andern Seite haben viele ihre Exmatrikel von dieser Alma mater verlangt und versucht, ohne den Segen der Kirche sich durchzuschlagen, und haben bald gemerkt, daß fauliges Zisternenwasser ein schlechter Eintausch für die quellfrischen Wasser des Lebens ist. Manche haben sich dann auf den Weg nach Rom gemacht, „das Land der Heimat mit der Seele suchend“. An andern, die den Rückweg nicht mehr fanden, ist das Wort des Hugo v. Hofmannsthal wahr geworden: Es weint ein namen-

loses Heimweh lautlos in ihrer Seele nach dem Leben, wie in der Seele des Auswanderers, der auf dem Schiff gegen Abend an seiner Vaterstadt vorüberfährt. Die Münchener Studentenschaft hat am 5. März 1912 aus dem Munde des bayerischen Ministerpräsidenten das edelmannhafte Wort gehört: „Ich habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich ein treuer Sohn der katholischen Kirche sein will.“ Das Bekenntnis war gerade in jener Stunde, in der mehr als Bayern aufhorchte, eine Heldentat, die eine Bücherei apologetischer Werke aufwog. Wir wollen nie ein Hehl daraus machen, daß wir treue Söhne der katholischen Kirche sein wollen. Wahrheits*erkenntnis* ist ein Imperativ zum Wahrheits*bekenntnis*.

IV. Die alte Kirche und die neue Zeit.

Kanzelrede im Dom zu Limburg an der Lahn am 14. Dezember 1913 zum Abschluß des konstantinischen Jubiläums. Einige Stellen, die nur für den Tag und den Ort Bedeutung hatten, sind hier im Druck weggeblieben.

„Und sie nahmen unbehauene Steine, dem Gesetze gemäß, und bauten einen neuen Altar nach dem Vorbilde des alten.“ (1 Makk. 4, 47.)

Mit einem seligen Alleluja hat unsere Kirche im Jahre des Herrn 1913 das 16. Jahrhundertgedächtnis ihrer Freiheitserklärung, das konstantinische Jubiläum gefeiert. Diese 1600 Jahre Kirchengeschichte an der Sonne des Tages, verglichen mit den vorausgehenden 300 Jahren der Verfolgung, haben das Gotteswort im Buche Isaias (60, 15) eingelöst: „Dafür, daß du verlassen warst und verhaßt und niemand für dich war, dafür will ich dich zum Stolze der Jahrhunderte machen, zur Freude der Geschlechter.“ Die Seele der Katholiken jubelte: Solche Jubiläen kann nur die katholische Kirche feiern. Auch über Außenstehende kam es wie eine Ahnung: Wir stehen im Schatten einer Pyramide, von der die Jahrtausende auf uns niederschauen. Vor der neuen Zeit stand die alte Kirche wie alle andern „unbegreiflich hohen Werke herrlich wie am ersten Tag“, geschmückt mit

„der Ehrenkrone des Alters" (Spr. 16, 31), ohne die Runzeln der Altersschwäche, umleuchtet von der Majestät einer fast zweitausendjährigen Geschichte. Noch waren die Grundsteine der neuzeitlichen Staaten nicht gelegt, die Berge neuzeitlichen Fortschritts und die Abgründe neuzeitlicher Versunkenheit waren noch nicht, da war es schon die Freude der alten Kirche, bei den Menschenkindern zu sein, und im europäischen Erdreich hatte sie schon Wurzel gefaßt.

Nun geht das feiertägige Gedenken des katholischen Erdkreises zu Ende. Mit Gottes Hilfe will ich versuchen, einen Gedanken mit Ihnen durchzudenken, der wohl im Gedankenkreis des Jubiläums liegt, den Gedanken von der alten Kirche in der neuen Zeit. Ich werde nicht vergessen, daß ich im Heiligtum rede, anderseits aber auch nicht vergessen, daß wir alle in der Luft der neuen Zeit atmen. Ich weiß, daß ich vor dem Richterstuhl Gottes für jedes unnütze Wort Rechenschaft geben muß, weiß aber auch, daß ein Bischof vor dem Richterstuhl der Menschen auch für jedes nützliche Wort Rechenschaft zu geben bereit sein muß.

Die alte Kirche und die neue Zeit! Darf ich diese beiden in einem Atemzuge nennen? Sind das nicht zwei Welten, durch ein Meer voneinander getrennt wie die Alte und Neue Welt? Ist die neue Zeit nicht gerade dadurch die neue Zeit geworden, daß sie im Gegensatz zum kirchenfrommen Mittelalter das öffentliche Leben mehr und mehr säkularisierte, d. h. entkirchlichte, teilweise sogar kirchenfeindlich gestaltete? Die neue Zeit ein Warenhaus der Diesseitskultur, ein Stapelplatz der irdischen Güter, die alte Kirche dagegen ein Erntefeld der Jenseitsinteressen, eine Bundeslade der ewigen Güter? Die neue Zeit gleich der Fischerbarke auf der Lahn in ewig ruhelosem Fluß, in vorwärtstreibendem Wellengang, die alte Kirche dagegen gleich dem alten, herrlichen Dom am Ufer der Lahn, der auf Felsen gebaut ist und in majestätischer Ruhe einen Sturm nach dem andern, ein Jahrhundert nach dem andern vorüberziehen

sieht? Die neue Zeit ein buntes Allerlei toller Genüsse, die alte Kirche dagegen ein Golgatha der Kreuzigung des Fleisches und der Entsagung? Die neue Zeit ein Spital sittlicher und sozialer Not, die alte Kirche dagegen der barmherzige Samariter in diesem Spital? Sind das nicht Gegensätze wie Nacht und Tag?

Und doch sind die alten Wahrheiten der kirchlichen Glaubenslehre, die alten Gebote der kirchlichen Sittenlehre, die alten Gnadenmittel der kirchlichen Heilslehre auch für die neue Zeit geoffenbart und eingesetzt. Die alte Kirche hat eine göttliche Botschaft auch an die neue Zeit. Gerade damals, als der Gesandte des Vaters seine Sendboten in alle Welt sandte, die Völker zu lehren und zu taufen und die Wege seiner Gebote zu führen, gab er sein Wort: „Und ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt" (Matth. 28, 20). Alle Tage bis ans Ende der Welt! Also nicht bloß in der alten und mittelalterlichen, auch in der neuen und neuesten Zeit! Selbst wenn die neue Zeit ein Warenhaus der Erdengüter, — der nämliche Gott, der am Anfang nicht bloß den Himmel, sondern auch die Erde erschuf (1 Mos. 1, 1), will am Ende nicht bloß einen neuen Himmel, sondern auch eine neue Erde gestalten (Offb. 21, 1), und im 148. Psalm heißt es nicht bloß: „Lobt den Herrn vom Himmel her", es heißt auch: „Lobt den Herrn von der Erde her!" Selbst wenn die neue Zeit ein Spital, ein Krankenhaus, — „nicht die Gesunden bedürfen des Arztes, wohl aber die Kranken" (Matth. 9, 12). Selbst wenn die neue Zeit Nacht und Finsternis, — in einem biblischen Hymnus werden mit den Tagen auch die Nächte und mit dem Licht wird auch die Finsternis aufgeboten, dem Herrn ein Benedicite zu singen (Dan. 3, 71 f.). Wenn die neue Zeit gleich den Heiden des Königs Antiochus die Altäre des Herrn zerstörte oder durch ihren Götzendienst entweihte, dann wollen wir gleich den Makkabäerhelden dem Herrn einen neuen Altar bauen, und zwar nach dem Vorbilde des alten (1 Makk. 1, 12—64; 4, 36—61). Wir dürfen keine Bündnisse schließen

zwischen dem alten Glaubensgeist und dem neuen Zeitgeist, wir dürfen aber auch das Gute an der neuen Zeit nicht schlechtmachen und das Weiße nicht schwarzmalen. Wir müssen aus tiefster Seele ein Magnifikat singen, daß wir als Kinder der alten Kirche geboren wurden; wir brauchen aber nicht gerade ein Miserere zu sprechen, daß wir als Kinder der neuen Zeit geboren wurden. Sehen wir zu, was für eine Mission die Kirche an die neue Zeit hat *auf einem vierfachen Gebiet*, im wirtschaftlichen Leben der Neuzeit, im staatlichen Gemeinschaftsleben, im sittlichen und im sozialen Leben der Gegenwart.

1. Die Mission der alten Kirche im wirtschaftlichen Leben der neuen Zeit.

Ein wesentlicher Charakterzug der neuen Zeit ist der titanenhafte Aufschwung der Technik und Industrie. Die sausenden Maschinenräder in den Fabriken, die qualmenden Essen und dröhnenden Walzen in den Eisenhütten, die knatternden Propeller in der Luft, die fauchenden Kraftwagen auf der Straße, die surrenden Schiffsschrauben auf dem Wasser, lauter Musik zum hohen Lied der neuen Zeit: Wir haben es herrlich weit gebracht. Die Kirche spricht *keinen Fluchpsalm* über diese Triumphe und Erfindungen der neuen Zeit. Sie flucht nicht dem Höhenflug des modernen Fortschritts mit dem Propheten: „Und wärest du hoch geflogen gleich dem Adler und hättest du zwischen die Sterne dein Nest gebaut, ich werde dich von dort herunterholen, spricht der Herr" (Abd. 4). Die Kirche hat *eine besondere Segensformel* für Eisenbahn und Eisengießerei, für Brückenbau und elektrische Anlagen. Die Kirche versperrt sich nicht gegen *das gute Neue*. Sie ist gleich dem Hausvater, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorholt (Matth. 13, 52). Am Altar brennen die alten Kerzen; im übrigen Kirchenbau dagegen leuchtet das neue elektrische Licht. Sechsmal gebietet der Psalter, dem Herrn ein neues Lied zu singen (Ps. 32, 3; 39, 4; 95, 1; 97, 1; 143, 9; 149, 1); viermal gebietet St. Paulus, ein neues

Geschöpf zu werden (1 Kor. 5, 7. 2 Kor. 5, 17. Gal. 6, 15. Eph. 4, 24). Den Kindern der Kirche des Neuen Bundes ist es also nicht verwehrt, mit ihrer Zeit zu gehen und im wirtschaftlichen Wettbewerb ihren Anteil zu erobern. Man kann mit beiden Händen an dem wirtschaftlichen Fortschritt der Zeit mitarbeiten und dabei mit beiden Füßen auf dem Boden der Kirche stehen.

Freilich bringt das ruhelose Ringen um die Diesseitsgüter die Gefahr mit sich, daß die Menschen darüber die Jenseitsgüter und ewigen Anliegen der Seele unterschätzen oder ganz aus dem Auge verlieren. Das Sichtbare drängt sich uns mehr auf als das Unsichtbare, und der Reichtum an irdischem Gut täuscht viele über die Armut an Wahrheit und Gnade hinweg. Die Menschheit von heute ist schwer versucht, um eine Linsensuppe den Erbteil der Kinder Gottes zu verhandeln und gegen ein paar Silberlinge irdischen Gutes den Heiland der Seele zu verraten. Gegen diese Gefahr erhebt nun die Kirche wie eine Posaune ihre Stimme: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und das übrige wird euch dazugegeben werden!“ (Matth. 6, 33.) Es heißt nicht: Suchet „einzig und allein“ das Reich Gottes, das Reichsein in Gottes Gnade; es heißt: Suchet zuerst das Reich Gottes, stellt die Ordnung nicht auf den Kopf, indem ihr zuerst „das übrige“, den Reichtum der Erde, sucht! Zuerst der Sonntag als erster Tag der Woche mit seinem Gottesdienst, und dann das Werktagsgetriebe der Woche! Zuerst die Vaterunserbitte, daß sein Reich komme, und dann die Bitte, daß er uns vom Übel erlöse. Arbeitet in der Zeit und mit der Zeit, aber alles im Lichte der Ewigkeit! Vor den elektrischen Bogenlichtern des lärmhaften Fabrikbetriebes darf das Ewige Licht vor dem stillen Tabernakel nicht erblassen, und die Rauchwolken aus den Schornsteinen dürfen den Ausblick nach den Sternen nicht verdunkeln. Ein biblischer Dichter klagt: Ihr habt die Stadtmauern ausgebessert, Wasserleitungen eingerichtet und Waffenvorräte gesammelt, aber den Herrn, euern Gott, habt ihr darüber

vergessen (Js. 22, 8—11), und ein moderner Dichter singt: „Was tut's, daß rings die Maschine schreit und tausend Essen qualmen? Die alten Sterne stehen auch über der neuen Zeit, und das Herz singt die alten Psalmen." Das ist der erste Mahnruf der Kirche an das wirtschaftliche Getriebe der Neuzeit, der Mahnruf vom Wert der Jenseitsgüter.

Der zweite Mahnruf: Vom Wert der Menschenseele. „Ist nicht die Seele mehr als das Brot?" (Matth. 6, 25.) „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?" (Mark. 8, 36.) Was nützt es dem reichen Manne, immer neue Scheunen zu bauen, wenn seine Seele von ihm gefordert wird? (Luk. 12, 16—21.) Was nützt es den Pfadfindern, den Sonntag zum Werktag zu machen und die Kriegspfade zu finden und darüber jenen Pfad zu verlieren, von dem der Heiland sagt: „Eng ist die Pforte und schmal ist der Pfad, der zum Leben führt"? (Matth. 7, 14.) Vor lauter wirtschaftlichen Kämpfen um das tägliche Brot, vor lauter Lohn- und Parteifragen ist die Seele der Arbeiterwelt ausgehungert und ausgekältet. Da tritt die Kirche als Seelsorgerin vor die Arbeiter: Ihr Männer der Arbeit, ich bringe euch die frohe Botschaft von der Vorsehung, wenn die Sorge mit euch aufsteht und mit euch schlafen geht, ich stelle euch einen Sonntag in das rauhe Werktagsgetriebe hinein, ich reiche euern hungernden Seelen das Brot des Lebens.

Der dritte Mahnruf: Vom Wert der Gewissen. Gewissensfreiheit ist das Schlagwort der neuen Zeit. Gewissenhaftigkeit ist die Losung der alten Kirche. „Das Blut Christi reinigt unser Gewissen von den Todeswerken zum Dienste des lebendigen Gottes" (Hebr. 9, 14). Ein Bischof nannte das Gewissen das Sakramentshäuschen, das Gott für sich in unserer Brust erbaute. Die gewissenlose Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen war einer der Gründe, die die soziale Notlage der Zeit geschaffen. Wer der modernen Menschheit ins Gewissen redet, ist der größte Wohltäter der modernen Zeit.

2. Die Mission der alten Kirche im staatlichen Gemeinschaftsleben der neuen Zeit.

Ein moderner Staat ist ein staunenswertes Gebilde, eine Maschine, an der tausend und tausend Zahnräder ineinandergreifen, ein Riesenleib, an dem tausend und tausend Hände unter einem Haupt ineinanderarbeiten. Landwirtschaft und Handel, Handwerk und Industrie, Wissenschaft und Kunst, die militärische Wehrkraft und die stille Arbeit, die von den ungezählten Beamten im Dienste der Verwaltung und Rechtspflege geleistet wird, alles mit einer mehr oder minder einheitlichen völkischen Farbe, alles im Rahmen des staatlichen Gemeinschaftslebens. Wer aber die Zeichen der Zeit zu deuten weiß, wird nicht ohne Bangen an der Staatsmaschine schadhafte Stellen beobachten, die früher oder später den Betrieb stören müssen. Die Liebe zum Vaterland kann uns nicht blind machen für die Krankheitserscheinungen am Staatskörper, die letzten Endes zu Totengräbern der staatlichen Ordnung sich auswachsen können und ihre Totengräberarbeit so stille verrichten wie die Motte im Kleid und der Rost am Eisen.

Zu diesen Schädlingen der staatlichen Ordnung rechne ich erstens die unheimliche Lust am Widerspruch, am Neinsagen, am Niederreißen. „Es ist eine Zeit, anzupflanzen, und eine Zeit, auszureißen; eine Zeit, zu zerstören, und eine Zeit, aufzubauen; eine Zeit, Grenzsteine umzuwerfen, und eine Zeit, sie zu setzen" (Prd. 3, 2—5). Die Kinder der modernen Zeit haben eine besondere Freude am Ausreißen und Zerstören und Umwerfen der Grenzsteine, die unsere Väter in älterer Zeit gesetzt haben. Moderne Jugend möchte am liebsten alles verbrennen, was die Zeit der Väter angebetet, und alles anbeten, was die Zeit der Väter verbrannt hat. Es wird allmählich Jugendstil, alles besser zu wissen und überall das letzte Wort zu fordern. Moderne Wissenschaft, die auf vielen Gebieten mit dem Aufgebot einer staunenswerten Geisteskraft Herrliches geleistet, hat sich in vielen ihrer Vertreter auf eine rein zerstörende Kritik mit rein verneinenden Ergebnissen verkeilt. Die Lust am Widerspruch

und Verneinen ist die geistige Krankheit der neuen Zeit; die Krankheitskeime zu dieser modernen Krankheit werden von uns allen mit der Luft des 20. Jahrhunderts eingeatmet und vielen von uns durch eine gewissenlose, immer nur kritisierende Presse eingeimpft.

Der Geist der Zeit ist ein Geist, „der stets verneint"; der Geist der Kirche ist der Geist des Glaubens, d. h. der entschiedenen Willenszustimmung und des tapfern Jasagens zu der von Gott geoffenbarten Wahrheit. Es kommen auch Zweifel im Leben, aber einmal muß sich die ringende Seele zu einem festen Credo erschwingen, einmal muß sich der gärende Saft zum Wein abklären. Das Evangelium ist keine Lüge, der Glaube ist keine Unvernunft, das Kreuz ist keine Torheit, die Priester sind keine Volksbetrüger, das Gebet ist keine Zeitverschwendung, der Eid vor Gericht und auf dem Kasernenhof ist kein leerer Handgriff. Wo der Glaube an Gott wohnt, da wohnen auch Treue und Glaube unter den Menschen; Treue und Glaube aber sind im staatlichen Gemeinschaftsleben unentbehrlich. „Sie bauten einen neuen Altar nach dem Vorbilde des alten." Mit dem ewigen Kritisieren und Nörgeln wird keine aufbauende Arbeit geleistet.

Ein zweiter Totengräber der staatlichen Ordnung ist der Widerspruch gegen die Religion. Wo die Religion in einem Staatswesen ihre Bedeutung verloren hat, da ist die Axt an die Wurzel des Staates gelegt. Eine Obrigkeit von Gottes Gnaden gibt es nur, wo es einen Glauben an Gott gibt. Das Steuergesetz kann die Vermögensangabe „nach bestem Wissen und Gewissen" nur fordern, wo Gewissenhafte wohnen. Die Gerechtigkeit, die Grundlage der Staaten, braucht selber eine Grundlage und hat sie in der Religion. Wachstum der Religion bedeutet also für den Staat Wachstum staatserhaltender Werte, Kampf gegen die Religion ist Totengräberarbeit an der staatlichen Ordnung.

Ein dritter Totengräber der staatlichen Ordnung ist der Widerspruch gegen die Obrigkeit. Man spricht von einem

religiösen Erwachen in unserer Zeit. Führende Geister, die nicht zu unserer Kirche gehören, wie Eucken und Foerster, rufen nach religiöser Vertiefung. Die Menschheit hat es gegen schweres Lehrgeld gelernt: Es geht nicht ohne Religion. Nun aber muß die Menschheit noch eins dazulernen: Was wir brauchen und was wir nur in der katholischen Kirche lernen, ist nicht das Religiössein nach eigener Art, nicht das Religiöstun auf eigene Faust, sondern die Religion an einer handfesten Führung, die Religion vor dem Lehrstuhl einer kirchlichen Obrigkeit. So gewiß die Kirche je nach dem Bedürfnis der Zeit den Goldbarren der alten Offenbarung in neuen Lehrentscheidungen ausmünzt, so gewiß hat auch das letzte Konzilsdogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit in Glaubensfragen für die neue Zeit eine besondere Bedeutung. Damit ist den Widersachern des Autoritätsgedankens erklärt: Es gibt eine höchste Autorität in religiösen Fragen. Einer muß das letzte Wort zu sprechen haben.

Wo aber die Ehrfurcht vor der Obrigkeit wohnt, da stehen auch gegenüber der staatlichen Gewalt die Treue und das „Untertansein um Gottes willen" (1 Petri 2, 13) in Ehren. Wo dagegen die Majestätsrechte Gottes und der göttlichen Gebote vom Throne gestoßen werden, hat auch die Majestät der irdischen Obrigkeit und der staatlichen Gesetze einen Stoß erhalten. Wer seinen Herrgott um dreißig Silberlinge verkauft, verschachert sein Staatsoberhaupt um zwanzig. Die religiöse Gesetzlosigkeit tauft die Staatsbürger im Namen des Umsturzes. An der neuesten Tiberbrücke in Rom ragen vier große Engelfiguren über den Brückenpfeilern auf: am linken Ufer, in der Richtung nach dem Königspalast, zwei Engel mit Lorbeerkränzen, am rechten Ufer, in der Richtung nach der päpstlichen Wohnung, zwei Engel mit drohenden Schwertern. Ein Staatswesen, das gegen die Kirche das Schwert erhebt, winkt damit seine eigenen Totengräber herbei. Kein Staat hat die Verheißung, die die Kirche hat, daß die Pforten der Hölle ihn nicht überwältigen werden.

3. Die Mission der alten Kirche im sittlichen Leben der neuen Zeit.

Die Lebenswerte der neuen Zeit sind wechselnde Werte, von Rost und Motten verzehrbar, Werte, die früher noch nicht Mode waren und später nicht mehr Mode sein werden. Eine spätere Zeit kann am Grabe der heutigen Lebenskultur das gleiche Grablied singen, das der Prophet Ezechiel (Kap. 26—27) in flammenden Worten am Grabe der kulturstolzen Weltstadt Tyrus sang. Die Lebenswerte der alten Kirche dagegen sind Ewigkeitswerte, die ihre Jugendschönheit und Jugendkraft auch in der neuen Zeit täglich erneuern. Ihre Wahrheiten, ihre Gebote, ihre Gnadenmittel sind wie ihr Heiland „gestern, heute und in Ewigkeit" (Hebr. 13, 8). Die sittliche Lebensauffassung und die Sittengebote der Kirche können also zu keiner Zeit außer Wert erklärt oder gegen eine neue Sittenlehre umgetauscht werden.

Wir wollen nicht zu schwarz sehen. Neben den tiefdunklen Schatten, schwarz wie die Hölle, gibt es lichte Seiten in der öffentlichen Sittlichkeit, und selbst in der Giftluft der Fabriken leben Arbeiterinnen und Arbeiter, die sittlich aufrecht stehen. Es gehen noch gute Geister aus der Höhe durch die Gassen der neuen Zeit und singen das hohe Lied der Gottes- und Nächstenliebe. Es ziehen aber auch Geister aus der Tiefe über die Erde, die nicht aus Gott, sondern aus dem Fleische geboren sind. Die Statistik der Selbstmorde und das Spiel mit dem Revolver, die Zahl der Ehescheidungen und Kinderverbrechen, eine Mode, die studiert, wie man sich nicht kleide, eine Presse, die allem Völkerrecht zuwider mit vergifteten Waffen kämpft, und andere dunkle, tiefdunkle Schatten. Im sechsten Kapitel der Geheimen Offenbarung, einem der großartigsten Gemälde der Heiligen Schrift, kann man ein Bild der sittlichen Lebensauffassung und Lebensart der Neuzeit erblicken. Dort rasen die sogenannten apokalyptischen Reiter über die Erde, jeder auf einem andersfarbigen Pferde, jeder mit einer andern Waffe, um die Erde zu schlagen und in ein großes Leichenfeld zu verwandeln.

Der erste apokalyptische Reiter kommt auf weißem Pferde, in der Hand den Bogen der Pfeilschützen, auf dem Haupt eine Krone, „und er zog aus, um zu siegen". Dieser erste böse Geist des 20. Jahrhunderts ist jene Sittenlehre, die mit dem Lichtschein wissenschaftlichen Ansehens, mit der Krone wissenschaftlichen Glanzes auszieht, „um zu siegen", um einen förmlichen Triumphzug über die Erde zu halten. Der Mensch sei nur ein entwickeltes Tier, sagen die einen und erklären damit die tierischen Leidenschaften als etwas Naturgemäßes. Der Mensch sei ein Teil der Gottheit, sagen die andern und bestreiten damit die Sünde als Beleidigung Gottes. Wieder andere, Vorreiter der neuen Sittenlehre, nennen das, was der Katechismus Sünde nennt, die Tragik der Umstände und ein Recht zum Ausleben, nennen die Werke einer schamlosen Kunstrichtung köstliche Naturwahrheit, die Tugend überlebte Frömmelei, den Ehebruch ein Abenteuer, die sittliche Enthaltsamkeit Verkümmerung des Daseins, stellen die ehrlose Mutterschaft mit der ehrbaren auf die gleiche Stufe und werfen damit die ganze sittliche Ordnung über den Haufen.

Diesem neuen Evangelium, das nicht vom Vater im Himmel, sondern von Fleisch und Blut geoffenbart ist, hält die Kirche als Wächterin der ewigen Sittengesetze die Tafeln vom Sinai entgegen: Es gibt eine sittliche Ordnung, deren Begriffe sich nicht umbiegen lassen wie Rohrstäbe! Es gibt einen freien Willen und damit eine sittliche Verantwortlichkeit für Tun und Lassen! Das Wort Sünde ist kein leerer Schall, es gibt eine wirkliche sittliche Schuld und ein Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt! Den wilden Jägern des ersten apokalyptischen Reiters, die alle sittlichen Maßstäbe verbiegen und zerbrechen, die das Krumme gerade sein lassen, hält die Kirche das Prophetenwort (Js. 5, 20) entgegen: „Wehe euch, die ihr das Böse gut und das Gute bös nennt, die ihr die Finsternis als Licht und das Licht als Finsternis erklärt." Man kann für das wirklich Große an der neuen Zeit Verständnis haben und die

Schwingungen der modernen Seele mitfühlen, man muß aber gegenüber den sittlichen Irrlehren der modernen Zeit auch den Mut haben, unmodern zu sein.

Der zweite apokalyptische Reiter reitet auf rotem Pferde und führt ein Schwert in der Hand. Der erste kommt mit dem Bogen, mit der Waffe für den Fernkampf, weil die Lehrsätze der Wissenschaft erst in der Fernwirkung das sittliche Leben treffen. Der zweite kommt mit dem Schwert, mit der Waffe für den Nahkampf. Dieser zweite ist jener böse Geist in der Sittlichkeitsbewegung der Gegenwart, der wie mit einem Schwert den Zusammenhang der sittlichen Ordnung mit den Glaubenssätzen der Religion durchschneidet. „Sittlichkeit und Moral hätten mit der Religion nichts zu tun", man könne die Kinder auch ohne Religionsunterricht zu rechtschaffenen Menschen erziehen, so sagen uns die Wortführer dieser sog. unabhängigen Laienmoral und freireligiösen Bewegung. Und doch wurzeln die Sittlichkeit eines Volkes und das gebieterische „Du sollst" der Pflicht mit 70mal sieben Wurzeln in den Glaubenswahrheiten der geoffenbarten Religion, besonders im Glauben an das Dasein eines heiligen und gerechten Gottes. Die Sittlichkeit lebt aus dem Glauben und stirbt aus dem Unglauben. Die guten Früchte eines sittlichen Lebens wachsen nicht in der Luft, sie wachsen am guten Baum der religiösen Gottesgemeinschaft: „Jeder gute Baum bringt gute Früchte, und der schlechte Baum bringt schlechte Früchte" (Matth. 7, 17). Ist es Nacht geworden, heißt es im 103. Psalm (V. 20), dann tummeln sich die wilden Tiere. Ist die Sonne des Glaubens untergegangen, hat sich das Dunkel des Unglaubens über die Seele gelagert, dann regen sich die tierischen Triebe im Menschen. Der hl. Paulus spricht im Römerbrief (1, 23—31) den gleichen Gedanken aus: Als die Menschheit die Erkenntnis Gottes verloren hatte, wurde die Erde ein Tiergarten von Sodoma, wo Habsucht und Schmähsucht und Lieblosigkeit und Schlechtigkeit aller Art sich tummelten. Frankreich, ein Land der Nähe, und Japan, ein Land der Ferne, haben

es mit der religionslosen Sittenlehre in der Schule versucht und schreiben es in Blutschrift an den Himmel des 20. Jahrhunderts: Keine Volkssittlichkeit ohne Volksreligion!

Der dritte apokalyptische Reiter reitet auf schwarzem Pferde und hält eine Wage in seiner Hand. Das ist jener schwarze Zeitgeist, der mit verschiedenem Gewichtstein die Sünden der Reichen und die der Armen, mit verschiedenem Gewichtstein die Sünde der Männer und die der Frauen wiegt. Die Kirche dagegen: Es gibt keine besondere Herrenmoral für die Großen der Erde. Der Beamte, der auf Grund des zweiten Gebotes vor dem Schwurgericht die Heilighaltung des Eides fordert, ist selber auf Grund des dritten Gebotes zur Heilighaltung des Sonntags verpflichtet. Es gibt keine doppelte Moral für die beiden Geschlechter. An das Vorleben des Bräutigams ist der gleich strenge Maßstab anzulegen wie an das Vorleben der Braut, und der Fehltritt des Mannes ist auf der gleich strengen Wage zu wiegen wie die Untreue der Frau.

Der vierte apokalyptische Reiter, der schreckbarste von allen, reitet auf leichenfarbigem Pferde. Die Heilige Schrift sagt hier: „Auf dem Pferde saß der Tod, und die Hölle zog hinter ihm her, und es war ihm Gewalt gegeben über die Erde nach allen vier Richtungen, sie zu zerstampfen . . .“ (Offb. 6, 8). Dieser vierte Reiter ist der böse Geist der unsittlichen Tat. Er verkörpert nicht wie die andern drei der apokalyptischen Schwadron eine verkehrte Sittenlehre, er verkörpert die sittlich verkommene Lebensführung. Er reitet wie ein wilder Jäger, der die Zügel verlor, Warnungssignale und Gehege nieder, er zerstampft die Blumen in den Gärten und die Frucht auf den Feldern, er stürzt auf seinem Todesritt die Altäre des Heiligtums. Wie mancher von Haus aus brave Geselle zog in die Fremde oder in die Kaserne, und bald hatte er die Zügel der Selbstbeherrschung verloren und alle Warnungen in den Wind geschlagen. Wie manches von Haus aus sittenrein erzogene Mädchen hat seine Ehre in den Staub treten lassen — ein zertretener Blumen-

garten. Wie mancher Student, früher wie ein Heiligtum von den Eltern bewacht, jetzt eine Ruine — ein umgestürzter Altar. Sie alle suchten sich „auszuleben", und sie fanden ein großes Sterben, ein Sterben der Jugendkraft, der Elternhoffnungen, ein Sterben der Arbeitsfreude und Lebensfreude, — auf leichenfarbigem Pferde saß der Tod, und die Hölle zog hinter ihm her, die Hölle der Gewissensqual und seelischen Not, und es war ihm Gewalt gegeben, die Erde zu zerstampfen.

Nicht bloß den Garten der Jugend, auch jenen Garten, in dem der Baum des Lebens steht, den Garten der ehelichen Ordnung. Heilige Rechte, vom Schöpfer des Lebens gegeben, um neues Leben zu vermitteln, drohen zu einer Selbstmordwaffe der Menschheit des 20. Jahrhunderts zu werden und die Volkskraft ins innerste Lebensmark zu treffen. Auf leichenfarbigem Pferde sitzt der weiße Tod, und hinter ihm her zieht die Hölle. Die Sünde, von der ich rede, ist die eigentliche Todsünde der neuen Zeit. Wer wird dem Reiter auf dem leichenfarbigen Roß in die Zügel fallen und dem langsamen Sterben des Volkslebens Einhalt gebieten? Keine Religionsgesellschaft wird der Seuche des Geburtenrückgangs so kraftvoll wehren wie die katholische Kirche.

Die neue Zeit hat neue Sünden, große Sünden; die größte ist die zügellose Genußsucht. Die neue Zeit hat aber auch neue Gnaden, große Gnaden; die größte Gnade der neuen Zeit ist die eucharistische Bewegung. Die Bundeslade mit dem Allerheiligsten auf einem „neuen" Wagen (1 Kön. 6, 7 f.)! Mit ihrer wachsenden Genußsucht reicht die neue Zeit der Menschheit den Becher von Babylon, gefüllt mit dem Taumelwein der Genußsucht; mit der eucharistischen Bewegung reicht die alte Kirche der modernen Menschheit den Kelch des Heiles, gefüllt mit dem Blute des Lammes. Die moderne Jugend soll früher und häufiger als sonst zum Tische des Herrn gehen, weil sie früher und häufiger als sonst das Brot der Starken und die Salbung zum täglichen Heldentum braucht. Die apokalyptischen Reiter lassen hinter sich

ein Leichenfeld mit entwurzelter Kraft, mit zerstampften Gärten, mit offenen Gräbern; die katholische Kirche will für das sittliche Leben der Neuzeit ein Bethlehem der sittlichen Wiedergeburt, ein Hauch der Kraft Gottes zu neuem Leben sein.

4. Die Mission der alten Kirche im sozialen Leben der Neuzeit.

1. Aus der Geschichte der Kirche mögen wir den sozialen Gedanken verstehen. Nicht alles, was heute zuweilen mit lauter Posaune als Eigenbau der neuen Zeit verkündigt wird, ist eine wirkliche Neuheit. Im Großen und im Kleinen zehrt die Menschheit von heute an dem Erbgut der Vergangenheit. Manchmal ist wenigstens der Text ein altes Lied, und nur die Singweise ist neu. Die Wissenschaft von heute, die ohne Zweifel Höhenpunkte erstieg, arbeitet mit dem geistigen Betriebskapital der Vergangenheit. Die Religionsgesellschaften der neuen Zeit, die in der Bibel die einzige Glaubensquelle erblicken, haben dieses heilige Buch der Offenbarung aus der Hand der alten Kirche übernommen.

Auch der soziale Gedanke, das Einfühlen in die Notlage des Mitmenschen, das Mitleid mit fremdem Leid, die großmütige Entselbstung im Dienste seiner näheren und ferneren Umgebung, das ganze weite Programm des sozialen Gedankens feiert in der neuen Zeit wohl Ostern, d. h. einen Tag des Wiedererwachens zu neuem, herrlichem Leben; der soziale Gedanke von heute feiert aber nicht Weihnachten, als ob er heute erst zum Lichte geboren wäre. Die Art des sozialen Arbeitens, die Formen der Jugendfürsorge, die Wohlfahrtseinrichtungen der Standesvereine sind eine Pflanzung der neuen Zeit; eine Pflanzung der alten Kirche aber ist der stille Heilandgeist, der als innerste Triebkraft die soziale Hilfe in Betrieb setzte und die sozialen Helfer an die Seite des Menschenfreundes stellte, der sich selbst entäußerte, um zu dienen und sein Leben für die Welt hinzugeben (Matth. 20, 28). Das größte Gebot des Evangeliums,

das blutgesiegelte Testament der gekreuzigten Liebe, ist nur durch die Mission der Kirche ein Kulturgut der Völker geworden. Ohne die Kirche ist die soziale Fürsorgearbeit im Kerngedanken nicht zu verstehen. Viele haben heute den Gedanken der sozialen Pflicht als Gebot der Zeit erfaßt; aber nicht alle, die auf diesem Felde den Pflug einsetzen, denken daran, daß sie auf altkirchlichem Boden stehen.

2. Im Geiste der Kirche sollen wir die sozialen Gegensätze versöhnen. Die Gegensätze zwischen reich und arm, zwischen der Zunft des reichen Prassers und der Zunft des armen Lazarus, zwischen denen, die auch am Werktag Feiertag haben, und denen, die auch am Feiertag Werktag haben, diese Gegensätze haben die gähnende Kluft der Entfremdung der Volksteile gegraben. Der Klassenhaß lodert siebenmal sieben Ellen hoch empor wie am babylonischen Ofen. Neben all dem auflodernden Haß, der die Volksklassen einander entfremdet und zerklüftet, gibt es aber auch viel Bruderliebe, die über die Klüfte der Entfremdung die Brücken der Versöhnung schlagen will. Neben den Grausamen, die in die Wunden der Zeit Salz und Pfeffer streuen, gibt es viele barmherzige Samariter, die mit Wein und Öl die Wunden heilen wollen. Neben der unverhüllten Selbstsucht, hart wie das Metallgeld und kalt wie das Eisen der Maschine, gibt es noch viel sozialen Sinn und selbstlose Opferliebe. Die soziale Gesetzgebung der neuen Zeit zugunsten der Arbeiter und Arbeitslosen, zugunsten der Heimatlosen und Elternlosen, auch das Zwangserziehungsgesetz, die gemeindlichen und privaten Fürsorgeeinrichtungen geben lautes Zeugnis von dem sozialen Hochsinn der Zeit. Namentlich in den Kreisen der Gebildeten ist man sich der sozialen Verantwortung gegenüber den Untergebenen und Nebenstehenden bewußt geworden. Die Volksandacht hat sich bekanntlich 14 Heilige zusammengestellt und sie die 14 heiligen Nothelfer genannt. Meine Zeitgenossen! Die 14 Nothelfer des 20. Jahrhunderts sind die, welche die sieben leiblichen und die sieben geistlichen Werke der Barmherzig-

keit üben. Im Geiste der Kirche und der Zeit sind die mannigfachsten Vereine mit sozialen Zielen erstanden, eine Ehrenlegion versöhnender Sozialarbeit. Ich halte diese Vereine, Männer- und Frauenvereine, für eine herrliche Christbescherung Gottes an die neue Zeit im Geiste der alten Kirche, die als „Gemeinschaft der Erlösten" der idealste soziale Verein nach dem Herzen Gottes bleibt.

3. Nach dem Herzen der Kirche sollen wir die soziale Arbeit religiös vertiefen. Auch außerhalb der Kirche wird es mehr und mehr erkannt: Wer als sozialer Nothelfer in das Erdenlos fremder Seelen eingreifen will, wer den Hungrigen, den Obdachlosen, den Stellenlosen helfen will, wer den armen Kindern, die bei Lebzeiten ihrer Eltern Waisenkinder sind, ein Vormund sein will, wer die schutzlosen Mädchen vor Schande bewahren will, dessen Arbeit muß von einem großen religiösen Gedanken getragen sein. Dieser große religiöse Gedanke liegt in dem Apostelwort: „Die Liebe Christi treibt uns" (2 Kor. 5, 14). Diese Liebe Christi sagt uns: Es handelt sich auch bei dem Ärmsten, auch bei dem Verkommensten um eine unsterbliche Seele, über die das Blut Jesu Christi geflossen ist. Diese Liebe Christi erweckte die große Anteilnahme für die Heidenmissionen, eine der größten Gnaden der neuesten Zeit. Freilich müssen wir, wenn wir durch Unterstützung der Missionen sozialen Sinn für die Ferne bekunden, auch in der Nähe, unserer nächsten Umgebung gegenüber ein wenig sozial sein durch Beherrschung der Launen und Eigenwünsche, durch Beherrschung der Nervosität, die so recht eine Geißel der neuen Zeit genannt werden kann. Diese Liebe Christi sagt dem sozialen Nothelfer: Der Heiland schickt dich zu den Mühseligen und Beladenen, du bist nur das Brot in seiner Hand, bist nur ein guter Rat auf seinen Lippen, bist nur ein Strahl aus seinem Herzen. Diese Liebe Christi sagt uns: Jeder Helfer muß in Demut an seine eigene Hilfsbedürftigkeit denken; wer stehend die am Boden Liegenden aufrichtet, sehe zu, daß er nicht falle. Die Demut schützt die so-

ziale Hilfe davor, um des Lobes willen und nur äußerlich getan zu werden. Nach dem Herzen der Kirche müssen wir die soziale Arbeit religiös vertiefen.

* *
*

An der Nordküste von Afrika, dort, wo im 4. Jahrhundert die Schiffe aus dem Hafen von Karthago in das weite Meer hinaussegelten, steht heute am Berge eine kleine Kapelle, der hl. Monika geweiht. An jener Stelle, so erzählt die Legende, habe die hl. Monika ihrem Sohne Augustinus nachgeschaut und nachgebetet, als er ohne den Segen seiner Mutter die afrikanische Heimat verließ und mit gespannten Segeln und gespannten Hoffnungen in die Fremde zog. Vor Jahren bin ich an jener Stelle im Anblick des Mittelmeeres gestanden. Die Monikakapelle kam mir vor wie ein versteinertes Monikagebet. Heute ist mir Monika ein Gleichnis der alten Kirche, Augustinus ein Gleichnis der neuen Zeit. Monika, die altehrwürdige, abgeklärte Mutter, auf dem Festlande betend, ein Gleichnis der alten Kirche, unserer zweiten Mutter, der Säule der Wahrheit auf Felsengrund. Augustinus, heißblütig wie der Most der afrikanischen Erde, mit einem unruhigen Herzen, das damals im Jahre 383 noch keine Ruhe in Gott gefunden hatte, auf dem ewig schwankenden Meere nur durch ein paar Schiffsbretter vom Abgrund getrennt, ein Gleichnis der neuen Zeit, die auch stürmische Jugend und unruhiges Blut ist, die auch den Felsengrund der Kirche verließ und auf ewig schaukelnden Wellen fort in die Fremde stürmt, weil ihr das Haus der Mutter zu eng und die Zucht der Mutter zu streng geworden ist.

Einige Jahre später finden wir Monika und Augustinus, die früher Getrennten, in Ostia vereinigt. Die Mutter war dem Sohne nachgezogen, Augustinus war Christ und Priester geworden, und jetzt stehen Mutter und Sohn in Ostia am offenen Gartenfenster, im Anblick des Mittelländischen Meeres, in heiliger Zwiesprache über die Geheimnisse der Ewigkeit. Im vierten Buche seiner

„Bekenntnisse" hat uns der Sohn der hl. Monika jene Feierstunde von Ostia selber erzählt. Jetzt war er nicht mehr draußen auf dem stürmischen Meere, jetzt ist er auf dem Festlande in den Armen seiner Mutter, jetzt hat er festen Boden unter den Füßen, jetzt ist sein Herz nicht mehr unruhig, weil es Ruhe in Gott gefunden hat.

Ziehen wir im Geiste der hl. Monika der neuen Zeit nach, wenn diese in die Fremde stürmt, und hoffen wir, daß die neuzeitliche Menschheit doch noch einmal den Weg nach Ostia in die Arme der Kirche finde. In keinem Fall dürfen die, die im Mutterhaus der Kirche beheimatet sind und festen Boden unter den Füßen haben, durch die jetzt betriebene Austrittsbewegung von ihrer Kirche sich abdrängen lassen. Den Kindern von Sion brannte in der babylonischen Verbannung das Herz vor Heimweh nach der heiligen Stadt; ein Psalmensänger hat uns ihren Treuschwur erhalten: „Jerusalem, wenn ich dich vergesse, dann sei vergessen meine Rechte", um nie mehr Harfe zu spielen; „meine Zunge soll am Gaumen kleben", um nie wieder ein Lied zu singen, „wenn ich dich nicht betrachte als den Höhepunkt meiner Freude" (Ps. 136, 5—6). Das sei unser Treuschwur: Die Hand soll uns verdorren zu jeglicher Tat, die Zunge uns vertrocknen zu jeglichem Lied, wenn wir unsere Kirche, den Höhepunkt unserer Freude, vergessen.

Baut dem Herrn einen neuen Altar nach dem Vorbilde des alten! Auch auf dem Boden der neuen Zeit soll ein Opferaltar erstehen, damit Gottes Name herrlich werde unter den Völkern. Ist das Baumaterial spröde und blockig, auch die Makkabäer haben ihren Altar aus unbehauenen Feldsteinen erbaut. „Singt dem Herrn ein neues Lied!" Auch in der neuen Zeit sollen die alten Psalmen erklingen. Die alten Sterne stehen auch über der neuen Zeit, und das Herz singt die alten Psalmen.

Sachverzeichnis.

Im gleichen Verlage:

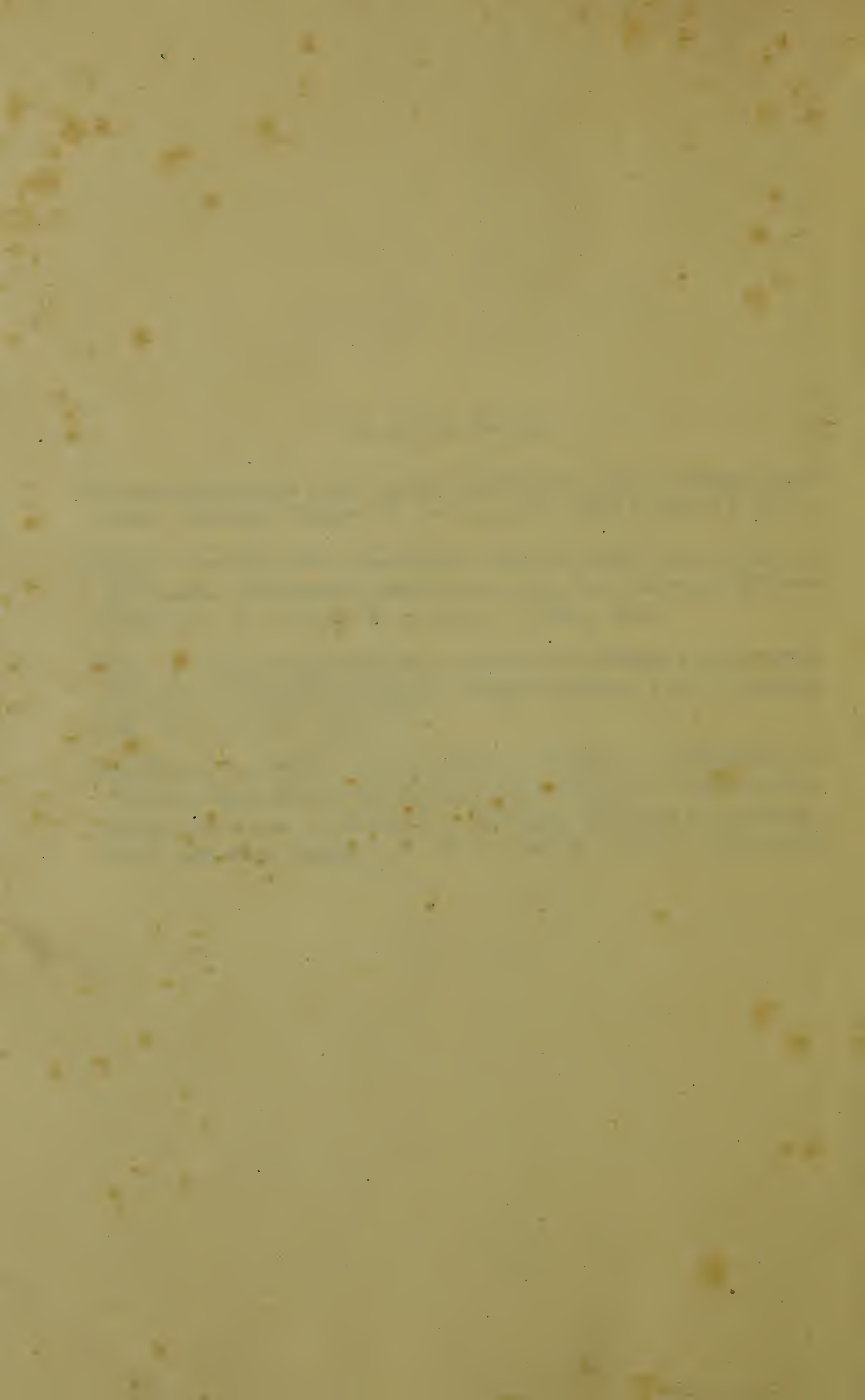
Die Propheten-Catenen nach römischen Handschriften. Von Dr. Michael Faulhaber. (Biblische Studien, IV, 2—3) gr. 8° (XVI u. 220 S.) *M* 6.—

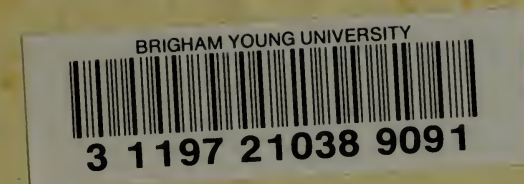
Hesychii Hierosolymitani Interpretatio Isaiae Prophetae nunc primum in lucem edita, prolegomenis commentario critico, indice adaucta a Michaele Faulhaber. gr. 8° (XXXVI u. 222 S.; 1 Tafel) *M* 6.—

Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden von Dr. Michael von Faulhaber, Erzbischof von München. Fünfte, vermehrte Auflage. 13.—15. Tausend. 12° (IV u. 244 S.) Kart. *M* 3.—

Das Schwert des Geistes. Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof Dr. Paul Wilhelm von Keppler und Domprediger Dr. Adolf Donders, herausgegeben von Dr. Michael von Faulhaber, Erzbischof von München. Dritte und vierte Auflage. 8° (XIV u. 526 S.) *M* 7.—; geb. *M* 8.20






BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21038 9091

